

# Journal

## Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

**Luxuskörper** – Die Diva und das Geld

**„Modus Mio‘ und lila Scheine** – Konstruktionsmodi von Rap-Männlichkeit in Zeiten rapider Kommerzialisierung

**Geschlecht, Geld und Gentrifizierung.** Überlegungen zu Anke Stellings Roman „Schäfchen im Trockenen“

**Feministische Geldtheorie.** Eine philosophische Kriterienklärung

**Gender Marketing** – zielgruppengerechte Angebote oder umsatzstarke Vermarktung von Geschlecht?

**Frauenalterssicherung** – gerechter Lohn für Lebensleistung?

**MÄNNER. FRAUEN. FRANKENSTEIN.** Weshalb der Mensch-Maschine-Diskurs die Gender-Debatte ablösen wird

**Das flexible Geschlecht?** Vergeschlechtlichte Subjektivierung empirisch betrachtet

**Gender in Studium und Lehre verankern:** Von der modellhaften Erprobung zum hochschulweit wirksamen Projekt

**Teilzeitausbildung in der Pflege.** Chancen und Herausforderungen für Menschen mit Familienverantwortung





# Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 45

Koordinations- und Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW  
Universität Duisburg-Essen  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183 6134  
Fax: (0201) 183 2118  
[journal@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:journal@netzwerk-fgf.nrw.de)

Redaktion  
Dr. Beate Kortendiek, Dr. Uta C. Schmidt

Essen, Dezember 2019  
ISSN 1617-2493



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.



# Inhalt

|  |    |
|--|----|
| <b>Editorial</b>   | 5  |
| <br>   |    |
| <b>Forschung, Vernetzung und Aktivitäten</b>   |    |
| Gender-Report 2019 erschienen  | 6  |
| Gleichstellungspolitiken an Hochschulen – Türkei und Deutschland im Vergleich  | 6  |
| Frauen untereinander & miteinander: 30 Jahre Gründung der Offenen Frauenhochschule Wuppertal   | 7  |
| Forschungsgruppe „Global Contestations of Women’s and Gender Rights“ startet   | 7  |
| European Platform of Women Scientists: Netzwerk FGF NRW erhält Vollmitgliedschaft  | 8  |
| Open Gender Platform online  | 9  |
| CEWS-Angebot Forschungsdaten Geschlecht und Wissenschaft   | 9  |
| <br>   |    |
| <b>Personalia</b>  |    |
| Dr. Steffi Grundmann erhält Gleichstellungspreis der Universität Wuppertal   | 10 |
| Dr. Antke Engel hat Gastprofessur Gender und Queer Studies an der FernUniversität Hagen inne   | 10 |
| Prof. Dr. Ansgar Büschges ist Prorektor für Akademische Karriere und Chancengerechtigkeit an der Uni Köln                                      | 11 |
| Maria von Welser mit Ehrendoktorwürde der Universität Paderborn ausgezeichnet  | 11 |
| „Gleichstellungskleblatt“ an der TU Dortmund   | 12 |
| Prof. Dr. Mary Ellen Waithe mit „Elisabeth von Böhmen Preis“ 2019 ausgezeichnet  | 12 |
| Gleichstellung und die Vielfalt der Geschlechter – 30 Jahre LaKof NRW  | 13 |
| Uta C. Schmidt Nachruf für die Historikerin Annette Kuhn (1934–2019)   | 13 |
| <br>   |    |
| <b>Projekte stellen sich vor</b>   |    |
| <b>Liane Schüller</b>  |    |
| Digitale Lehr-Lernszenarien im inklusiven Deutschunterricht  | 15 |
| <b>Robin K. Saalfeld</b>   |    |
| InTraHealth – inter- und transgeschlechtliche Menschen in der Gesundheitsversorgung  | 18 |
| <b>Nina Steinweg</b>   |    |
| Standards und Richtlinien für Gleichstellungsmaßnahmen in der Wissenschaft   | 19 |
| <b>Internationale Forschungsgruppe</b>   |    |
| The transmission of religion across generations: a comparative international study of continuities and discontinuities in family socialization | 20 |
| <br>   |    |
| <b>Beiträge</b>  |    |
| <b>Sandra Beaufaÿs, Johanna Forth</b>  |    |
| Geld und Geschlecht – Tatsachen, Tabus und Träume  | 21 |
| <b>Rebecca Grotjahn</b>  |    |
| Luxuskörper – Die Diva und das Geld  | 26 |

|   |     |
|---|-----|
| <b>Heidi Süß</b><br>„Modus Mio“ und lila Scheine – Konstruktionsmodi von Rap-Männlichkeit in Zeiten rapider Kommerzialisierung  | 29  |
| <b>Annika Klanke, Linda Leskau</b><br>Geschlecht, Geld und Gentrifizierung. Überlegungen zu Anke Stelling's Roman „Schäfchen im Trockenen“  | 35  |
| <b>Andrea Günter</b><br>Feministische Geldtheorie. Eine philosophische Kriterienklärung   | 41  |
| <b>Susanne Stark</b><br>Gender Marketing – zielgruppengerechte Angebote oder umsatzstarke Vermarktung von Geschlecht?   | 45  |
| <b>Ute Klammer</b><br>Frauenalterssicherung – gerechter Lohn für Lebensleistung?  | 51  |
| <b>Doris Mathilde Lucke</b><br>MÄNNER. FRAUEN. FRANKENSTEIN. Weshalb der Mensch-Maschine-Diskurs die Gender-Debatte ablösen wird  | 58  |
| <b>Judith Conrads</b><br>Das flexible Geschlecht? Vergeschlechtlichte Subjektivierung empirisch betrachtet  | 65  |
| <b>Barbara Umrath, Renate Kosuch</b><br>Gender in Studium und Lehre verankern: Von der modellhaften Erprobung zum hochschulweit wirksamen Projekt   | 68  |
| <b>Bettina Franzke, Hannah Niemann, Corinna Wirtz</b><br>Teilzeitausbildung in der Pflege. Chancen und Herausforderungen für Menschen mit Familienverantwortung   | 75  |
| <b>Sigrid Metz-Göckel</b><br>Gelebtes Europa – die Politikwissenschaftlerin Birgit Meyer  | 84  |
| <br>  |     |
| <b>Tagungsberichte</b>  |     |
| <b>Ramona Kleeschulte</b><br>Wandel der Arbeit durch Digitalisierung = Wandel der Geschlechterverhältnisse?   | 89  |
| <b>Maren A. Jochimsen</b><br>Alone is not enough – Shared challenges, joint achievement, mutual dialogue for future actions in the fields of Gender Equality and the Gender Dimension in EU Research and Innovation | 91  |
| <b>Johanna Forth</b><br>iphiGenia Gender Design Award 2019  | 95  |
| <b>Frauenaktionsrat Wuppertal</b><br>„Achter April – Die Uni steht still, wenn frau* es will!“  | 97  |
| <b>Martina Masurek, Claudia Nikodem</b><br>Sexuelle Bildung, Heterogenität und Inklusion  | 99  |
| <br>  |     |
| <b>Veröffentlichungen</b>   |     |
| <b>Neuerscheinungen</b>   | 104 |
| Zeitschriften   | 104 |
| Bücher  | 105 |
| Aufsätze/Berichte   | 107 |

## Editorial

### Liebe Leser\_innen,

nun liegt er vor – der von unserer Koordinations- und Forschungsstelle erarbeitete Gender-Report 2019. Zentrales Ergebnis des aktuellen Berichtes: Professorinnen in Nordrhein-Westfalen haben durchschnittlich jeden Monat 521 Euro weniger im Portemonnaie als ihre Kollegen. Im Mittelpunkt der Studie standen Analysen zum Gender Pay Gap an den nordrhein-westfälischen Hochschulen – auf der Ebene der Professuren, der Mitarbeiter\_innen in Technik und Verwaltung sowie des wissenschaftlichen und künstlerischen Mittelbaus. Darüber hinaus wurde erstmals erhoben, wie an den Hochschulen in NRW mit sexualisierter Gewalt umgegangen wird.

„Money makes the world go round.“ Um das Thema Geld kreiste auch die Jahrestagung des Netzwerks. Unter dem Titel „Geld und Geschlecht – Tatsachen, Tabus und Träume“ ging es um die Diva und das Geld, um Konstruktionsmodi von Rap-Männlichkeit in Zeiten rapider Kommerzialisierung sowie um Geschlecht, Geld und Gentrifizierung am Beispiel von Anke Stellings Roman *Schäfchen im Trockenen*. Zudem wurde der Blick auf die ökonomische Erziehung von Mädchen und Jungen im 19. und 20. Jahrhundert, auf eine feministische Geldtheorie, Gender Marketing und Frauenalterssicherung gerichtet und Beate Kortendiek stellte für die Gruppe der Professor\_innen Ergebnisse aus dem Gender-Report 2019 vor. Der Tagungsbericht von Sandra Beaufäys und Johanna Forth gibt einen Einblick in die Vorträge und Diskussionen der Jahrestagung. Gleichzeitig konnten einige der Referentinnen für Beiträge gewonnen werden. So vermitteln uns Prof. Dr. Rebecca Grotjahn, Dr. Heidi Süß, Annika Klanke und Dr. Linda Leskau, PD. Dr. Dr. Andrea Günter, Prof. Dr. Susanne Stark und Prof. Dr. Uta Klammer einen Eindruck von der Vielfältigkeit, mit der das Themenfeld Geld und Geschlecht bearbeitet werden kann und bearbeitet wird.

In ihrer hier abgedruckten Abschiedsvorlesung widmet sich Professorin Doris Mathilde Lucke der Frage, warum der Mensch-Maschine-Diskurs die Genderdebatte ablösen wird, und Judith Conrads präsentiert unter dem Titel „Das flexible Geschlecht? Vergeschlechtlichte Subjektivierung empirisch betrachtet“ Ergebnisse ihres Dissertationsprojekts, das sie im Herbst erfolgreich abgeschlossen hat. Im Artikel von Barbara Umrath und Renate Kosuch geht es um die Verankerung von Gender in Studium und Lehre, während Bettina Franzke, Hannah Niemann und Corinna Wirtz am Beispiel der Teilzeitausbildung in der Pflege Chancen und Herausforderungen für Menschen mit Familienverantwortung thematisieren. Sigrid Metz-Göckel würdigt in ihrem Beitrag die Arbeit der Politikwissenschaftlerin Birgit Meyer, die 2019 ihren 70. Geburtstag gefeiert hat.

Um eine besondere Würdigung der Verdienste geht es auch im Nachruf von Uta C. Schmidt. Mit großer Traurigkeit reagiert das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW auf den Verlust der ersten Netzwerkprofessorin Annette Kuhn, die im November verstorben ist. In ihrem Nachruf erinnert Uta C. Schmidt an die Leistungen von Annette Kuhn und die Bedeutung, die sie für die historische Frauenforschung und die Entwicklung des Netzwerks hatte.

Wie immer runden Tagungsberichte sowie Informationen zu Aktivitäten, Personalien, Projekten und Veröffentlichungen die aktuelle Ausgabe des Journals ab. Wir blicken zurück auf ein ereignis- und arbeitsreiches Jahr 2019 und freuen uns auf den Austausch in 2020.

In diesem Sinne bedanken wir uns für die gute Zusammenarbeit, wünschen unseren Leser\_innen alles Gute für das neue Jahr und eine anregende Lektüre.

*Ihre*

*Katja Sabisch und Beate Kortendiek*

*Dezember 2019*

## Forschung, Vernetzung und Aktivitäten



### Gender-Report 2019 erschienen

Der vierte Gender-Report zur Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen ist im Dezember 2019 erschienen. Den Schwerpunkt bildet eine aktuelle Studie zum Gender Pay Gap (Teil C): Gibt es an den Hochschulen in NRW (Nordrhein-Westfalen) systematische Verdienstunterschiede zwischen Frauen und Männern? Mit einer Datenanalyse wird das quantitative Ausmaß von Verdienstunterschieden für alle Statusgruppen eruiert (Professor\_innen, Mittelbau, Mitarbeiter\_innen in Technik und Verwaltung). Eine Online-Befragung von Professor\_innen untersucht die Leistungsbezüge in der W-Besoldung. In Expert\_inneninterviews mit Akteur\_innen aus dem Feld wird nach Erklärungen für Verdienstunterschiede gesucht. Abschließend werden Handlungsempfehlungen zum Abbau des Gender Pay Gaps an den Hochschulen formuliert.

Der Report enthält außerdem die Fortschreibung geschlechterbezogener Daten für die Hochschulen in NRW (Teil A). Wie sind Frauen und Männer auf die Qualifizierungsstufen und Statusgruppen verteilt? Welche Geschlechterungleichheiten werden sichtbar, wenn die Fächergruppen betrachtet werden? Die besondere Aufmerksamkeit gilt den 37 Universitäten, Fachhochschulen, Kunsthochschulen in Trägerschaft des Landes NRW. Ein Gender-Datenprofil für jede Hochschule macht die Geschlechterverteilung auf verschiedenen Ebenen in Kurzform sichtbar.

Darüber hinaus werden Gleichstellungspraktiken an den Hochschulen in NRW dokumentiert (Teil B). Die Auswertung bezieht sich u. a. auf die geschlechtergerechte Gremienbesetzung, die Gleichstellungsquote und Kinderbetreuungsangebote. Erstmals wird das Thema sexualisierte Belästigung, Gewalt und Machtmissbrauch einbezogen. Zudem wird die Umsetzung des neuen Entgelttransparenzgesetzes an den Hochschulen untersucht.

Die Druckfassung des Gender-Reports 2019 kann kostenlos bestellt werden unter: [info@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:info@netzwerk-fgf.nrw.de). Ein kostenfreier Download des Gender-Reports und seiner Kurzfassung steht auf der Website der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW zur Verfügung, siehe [www.genderreport-hochschulen.nrw.de](http://www.genderreport-hochschulen.nrw.de)

#### Kontakt und Information

Dr. Beate Kortendiek  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183-6134  
[beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de](mailto:beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de)

### Gleichstellungspolitiken an Hochschulen – Türkei und Deutschland im Vergleich



Von links nach rechts: Dr. Heike Mauer, Aslı Polatdemir, Dr. Lisa Mense und Ph. D. Zeynep Gülrü Göker (Foto: privat).

Ph. D. Zeynep Gülrü Göker, Sabanci University Istanbul, und Aslı Polatdemir, Doktorandin an der Universität Bremen, forschen zu Gleichstellungspolitiken an Hochschulen in der Türkei. Ihr im März 2019 erschienener Forschungsbericht „Gender Equality Mechanisms in Higher Education Institutions in Turkey. A Primary Evaluation Study“ beleuchtet den institutionellen Transformationsprozess türkischer Hochschulen hin zu mehr Geschlechtergerechtigkeit und zeichnet die Errungenschaften, aber auch Rückschläge und Widerstände

gegen die Umsetzung von Gleichstellungsmaßnahmen und -politiken nach. Eine ländervergleichende Perspektive hinsichtlich der Umsetzung von Gleichstellungspolitiken an Hochschulen in der Türkei und Deutschland ist in Planung.

Vor diesem Hintergrund besuchten im Oktober 2019 beide Forscherinnen die Koordinations- und Forschungsstelle (KoFo) des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und tauschten sich mit Dr. Lisa Mense und Dr. Heike Mauer von der KoFo über ihre Forschungsansätze und -themen sowie mögliche Kooperationen im Feld der Hochschul- und Gleichstellungsforschung aus. Insbesondere die Forschungen zum Gender-Report boten vonseiten der KoFo vielfältige Anknüpfungspunkte für mögliche Zusammenarbeiten. Eine erste Kooperation ist für das Frühjahr 2020 geplant: Voraussichtlich im März wird im blog interdisziplinäre geschlechterforschung ein Gespräch über Gleichstellungspolitiken und -praxen an Hochschulen in der Türkei erscheinen.

#### Kontakt und Information

Dr. Lisa Mense  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
lisa.mense@netzwerk-fgf.  
nrw.de

## Frauen untereinander & miteinander: 30 Jahre Gründung der Offenen Frauenhochschule Wuppertal



Am 22. November wurde ein ungewöhnliches Jubiläum begangen: Die Offene Frauenhochschule Wuppertal (OFH), eine jährliche Tagung für Frauen, fand erstmals 1989 in den Räumen der Bergischen Universität Gesamthochschule Wuppertal statt. Zum Konzept gehörte es, Hochschule zu öffnen – unabhängig vom Abitur als Zugangsberechtigung – und Frauen unterschiedlicher Altersgruppen, Berufssituationen und Lebenslagen anzusprechen. Die OFH zog in insgesamt acht Veranstaltungen bis 1997 ein überregionales Frauenpublikum an. Das

Thema der ersten OFH, „Frauen untereinander“, wurde anlässlich des Jubiläums um ein „miteinander“ ergänzt. Die Idee, Jubiläum zu feiern, entstand nach einem Vortrag von Ulla Hendrix zur Offenen Frauenhochschule im Rahmen des Frauenaktionstages am 8. April 2019 an der Bergischen Universität Wuppertal (siehe Bericht in diesem Heft). Organisiert wurde das Jubiläum durch den Frauenaktionsrat, ein statusgruppenübergreifendes Bündnis von Studierenden und Beschäftigten aus dem Mittelbau und dem MTV-Bereich der Universität Wuppertal. Beteiligt waren auch das Autonome Frauen\*referat, die Fachschaft erziehungswissenschaftlicher Studiengänge und das Gleichstellungsbüro.

Zum Jubiläum kamen rund 40 Gäste. Nach einem einführenden Vortrag von Prof'in Sigrid Metz-Göckel über die westdeutschen Frauenhochschulen seit den 1970er-Jahren wurde eine Ausstellung mit Programmen, Plakaten und Fotos aus der OFH-Geschichte eröffnet, gestaltet vom feministischen Yaya-Künstlerinnenkollektiv. Anschließend wurden im Gespräch zwischen den Veranstalterinnen, den ehemaligen Organisatorinnen und anderen feministisch Interessierten Erinnerungen ausgetauscht und Bezüge zwischen Feminismus damals und heute hergestellt. Im (auch) intergenerationalen Dialog wurde deutlich, dass angesichts nach wie vor bestehender Ungleichheit und Gewalt im Geschlechterverhältnis, der Care-Debatte, aber auch scheinbar geschlechtsneutraler Themen wie Neoliberalismus, Klimawandel und Rassismus feministische Perspektiven weiterhin höchst aktuell sind. So zeigen z. B. die aktuelle Frauenstreikbewegung und das Engagement des Wuppertaler Frauenaktionsrates: Es herrscht feministische Aufbruchstimmung!

#### Kontakt und Information

Ulla Hendrix  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
ulla.hendrix@netzwerk-fgf.  
nrw.de

Dr. Jeannette Windheuser  
Bergische Universität  
Wuppertal  
Fakultät 2: Human- und  
Sozialwissenschaften  
Allgemeine Erziehungswissenschaft/Theorie der Bildung  
Gaubstraße 20  
42119 Wuppertal  
jeannette.windheuser@  
uni-wuppertal.de

## Forschungsgruppe „Global Contestations of Women's and Gender Rights“ startet

Ab Oktober 2020 startet unter der Leitung von Alexandra Scheele, Julia Roth und Heidemarie Winkel eine neue Forschungsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld zu dem Thema „Global Contestations of Women's and Gender Rights“. Für zehn Monate (Oktober 2020 bis 2021) werden sich zahlreiche internationale Wissenschaftler\*innen aus unterschiedlichen Disziplinen am ZiF mit

der Frage auseinandersetzen, wie die Semantik der Gleichheitsrechte weltweit in eine Arena kontroverser Auseinandersetzungen transformiert wird.

Mithilfe unterschiedlicher disziplinärer Zugänge will die Forschungsgruppe in ausgewählten lokalen Kontexten in drei Feldern – (1) Geschlechtliche Arbeitsteilung, (2) Instrumentalisierung von Religion, (3) Vergeschlechtlichung von Staatsbürgerschaft und die Infragestellung sexueller Rechte – diejenigen sozialen Prozesse vertiefend untersuchen, in deren Folge die Semantik der Rechte zur Streitfrage geworden ist. Die Leitfragen lauten:

1. Inwiefern sind Gleichheitsrechte gegenwärtig weltweit umkämpft und wie werden Vorstellungen von Geschlechterungleichheit neu konfiguriert?
2. Inwieweit werden die weltweiten Anfechtungen von universellen Geschlechterrechten durch die empirische Realität vielfältiger sozialer Vorstellungen von Gleichheit und darauf bezogener Rechtskulturen gespiegelt?
3. Inwieweit sind soziale Solidaritäten trotz des kolonialen Erbes und jenseits der unterschiedlichen Kontroversen um Rechte möglich? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um den notwendigen transkulturellen Austausch über (Un-)Gleichheit und die weltweite Kontroverse um Gleichheitsnormen zu ermöglichen?

Weitere Informationen können hier eingesehen werden:

 [https://www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/FG/2020Gender/index.html](https://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/FG/2020Gender/index.html)

#### Kontakt und Information

Prof\_in Dr\_in Heidemarie Winkel  
Universität Bielefeld  
Universitätsstraße 25  
33615 Bielefeld  
heidemarie.winkel@uni-bielefeld.de

## European Platform of Women Scientists: Netzwerk FGF NRW erhält Vollmitgliedschaft

Auf der diesjährigen Jahrestagung der European Platform of Women Scientists (EPWS), die am 25. September 2019 im Brüsseler Naturkundemuseum stattfand, erhielt das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW die Vollmitgliedschaft. Bislang gehörte es als assoziiertes, nicht aber als stimmberechtigtes Mitglied der EPWS an (zur Tagung siehe auch den Beitrag von Maren A. Jochimsen in diesem Journal).

Die EPWS wurde im November 2005 in Brüssel als eine internationale Non-Profit-Organisation unter belgischem Recht (VoG) gegründet und wird von einem internationalen und multidisziplinären Gremium aus elf Wissenschaftlerinnen geleitet. Gegründet, um die Aktivitäten der europäischen Partnerländer zur Förderung einer stärkeren Partizipation von Wissenschaftlerinnen in Forschung und Wissenschaftspolitik sowie zur Implementierung gendersensibler Forschungen zu bündeln, versteht sich die Plattform als ein strategisches Instrument europäischer Forschungspolitik.

Bei der EPWS können nur Institutionen Vollmitglieder werden, deren Vertreterinnen und Vertreter nach satzungsmäßig niedergelegten Regeln gewählt worden sind. Das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung hatte sich jedoch lange aufgrund seiner personellen Verbundenheit mit der bundesdeutschen autonomen Frauenbewegung gegen eine formale Organisationsform entschieden und eher als lockere Zusammenschluss verstanden, der, wenn nötig, lediglich durch eine Sprecherin vertreten wurde. Maren Jochimsen hat in einem Interview die Vorteile betont, die eine nach formalen Prinzipien legitimierte Institution gerade im europäischen Rahmen mit sich bringt:

„Die Form der Formalisierung hat auch etwas mit dem Gedanken einer repräsentativen Demokratie zu tun. Dieser Aspekt ist vor allem für Dachverbände wichtig. Bei der EPWS sind Vereine Vollmitglieder, die durch demokratische Prinzipien strukturiert und deren Repräsentantinnen danach gewählt werden. Sie sind nicht Abgeordnete einer Regierung, die nach von den Wissenschaftlerinnen nicht beeinflussbaren Kriterien ausgetauscht werden können“ (Jochimsen 2016: 188f.).<sup>1</sup>

Nachdem sich das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW für den Schritt hin zu einer formalen Organisationsform entschieden hatte, wurde der Antrag auf Vollmitgliedschaft nun einstimmig angenommen.

<sup>1</sup> Jochimsen, Maren (2016), „Worüber reden wir, wenn wir von ‚Netzwerken‘ reden?“, in: Schmidt, Uta C./Kortendiek, Beate (Hrsg.), Netzwerke im Schnittfeld von Organisation, Wissen und Geschlecht, Essen 2016, S. 187–191, hier S. 188f.

#### Kontakt und Information

Ulla Hendrix  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
ulla.hendrix@netzwerk-fgf.nrw.de

## Open Gender Platform online

Open Access macht wissenschaftliche Forschungsergebnisse frei zugänglich. Die Open Gender Platform ist ein neuer Ort für Open-Access-Formate, Tools für offenes Publizieren sowie Informationsangebote zu Technologien, Geschäftsmodellen und Qualitätssicherung speziell für die Geschlechterforschung. Auf <https://www.opengenderplattform.de> finden Sie *Informationen* zu Open Access (für Autor\*innen, Redaktionen und Herausgeber\*innen aus der Geschlechterforschung), *Tools* (Gutachter\*innendatenbank und Schlagwortindex Gender Open), *Open Gender Collections* (Open-Access-Tagungsbände der Fachgesellschaft Geschlechterstudien in Zusammenarbeit mit dem Open Gender Journal) und *Open Science* (alle Open-Access-Zeitschriften und weitere Open-Science-Projekte aus der Geschlechterforschung). Das Angebot wurde im Rahmen eines BMBF-Projektes am Margherita-von-Brentano-Zentrum der Freien Universität Berlin entwickelt. Dazu kooperiert das Projekt unter Leitung von Dr. Anita Runge mit der Fachgesellschaft Geschlechterstudien. Die Fachgesellschaft übernimmt im Anschluss an die Projektlaufzeit die Trägerschaft der Plattform.

**Kontakt und Information**  
info@opengenderplattform.de

## CEWS-Angebot Forschungsdaten Geschlecht und Wissenschaft

Ausgewählte Forschungsdaten zum Themenfeld Geschlecht und Wissenschaft macht GESIS über das CEWS-Portal zugänglich. Aktuell wurde eine gezielte Recherche in da|ra in das Angebot integriert. In zahlreichen Studien zu Geschlechterverhältnissen und Gleichstellungspolitik in der Wissenschaft werden Forschungsdaten produziert, die für eine Sekundäranalyse und für die Bearbeitung weiterer Fragestellungen sinnvoll genutzt werden könnten. Derzeit ist nur ein kleinerer Teil an Forschungsdaten, die explizit zu Geschlechterverhältnissen in der Wissenschaft erhoben wurden, archiviert.

Das CEWS möchte mit seinem Angebot Forschende bei der Suche nach Forschungsdaten unterstützen und sie gleichzeitig motivieren, Daten aus eigenen Projekten zu archivieren und damit anderen Wissenschaftler\*innen zugänglich zu machen.

Über das Angebot „Forschungsdaten Geschlecht und Wissenschaft“ sind für das Themenfeld einschlägige Forschungsdaten aus da|ra (Registration agency for social and economic data) zugänglich und durchsuchbar. Weiter bietet das Angebot eine Übersicht über intersektionale Zugänge und die Erhebung verschiedener Ungleichheitskategorien in amtlichen Daten der Hochschulstatistik und in größeren Befragungen aus der Hochschul- und Wissenschaftsforschung. Informationen zu Institutionen, die Forschungsdaten aus der Hochschul-, Wissenschafts- und Bildungsforschung bereitstellen, sowie zur Datenarchivierung vervollständigen das Angebot.

### Datensatz „Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft veröffentlicht

Schließlich findet sich eine Übersicht über Forschungsdaten aus Projekten des CEWS. Hervorzuheben ist dabei insbesondere der Datensatz „Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft“, der in diesem Jahr veröffentlicht wurde. Dieser Datensatz beruht auf einer Online-Befragung des wissenschaftlichen Personals an 19 deutschen Universitäten zur Arbeits- und Lebenssituation (vor allem zu Fragen von Partnerschaft und Elternschaft) im Jahr 2008. Der Datensatz umfasst über 8.500 Fälle und kann nun für Sekundäranalysen verwendet werden.

Angebot Forschungsdaten Geschlecht und Wissenschaft:

<https://www.gesis.org/cews/unser-angebot/informationsangebote/forschungsdaten>

Datensatz Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft:

Lind, Inken; Samjeske, Kathrin; Banavas, Tanja; Oemmelen, Guido (2019): Balancing Science and Parenthood (BAWIE). GESIS Data Archive, Cologne. ZA5184 Data file Version 1.0.0, doi:10.4232/1.5184

<https://dbk.gesis.org/dbksearch/sdesc2.asp?no=5184&db=e&doi=10.4232/1.5184>.

**Kontakt und Information**  
Dr. Andrea Löther  
GESIS – Leibniz-Institut für  
Sozialwissenschaften  
Kompetenzzentrum Frauen in  
Wissenschaft und Forschung  
CEWS  
Unter Sachsenhausen 6–8  
50667 Köln  
andrea.loether@gesis.org  
www.gesis.org/cews

## Personalia

### Dr. Steffi Grundmann erhält Gleichstellungspreis der Universität Wuppertal



Von links nach rechts: Gleichstellungsbeauftragte Dr. Christel Hornstein, die Preisträgerinnen Dr. Steffi Grundmann und Prof. Dr. Doris Bühler-Niederberger sowie Prof. Dr. Andreas Frommer, Prorektor für Studium und Lehre (Foto: Friederike von Heyden).

Steffi Grundmann ist seit 2010 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Bergischen Universität tätig und bietet seitdem kontinuierlich Lehrveranstaltungen zu geschlechterhistorischen Themen an. „Innerhalb der Fachgruppe Geschichte ist dieses Lehrangebot einzigartig“, so Prof. Remmert. Darüber hinaus hat Dr. Grundmann unter anderem das Mentorenprogramm im Fach Geschichte unterstützt, in dem sie die geschlechtersensible Aufstellung des Angebots für Studienanfängerinnen und -anfänger vorangetrieben hat,

zum Beispiel durch die konsequente Verwendung geschlechtergerechter Sprache. Steffi Grundmann wird für ihr Engagement in allen Bereichen des universitären Lebens für Geschlechtergerechtigkeit und Gleichstellung ausgezeichnet. Dabei setzt sie Gendertheorie sowie Inhalte und Ergebnisse der interdisziplinären Geschlechterforschung jeweils kontextspezifisch ein, „um dem übergeordneten Ziel einer gerechteren Teilhabe für alle Mitglieder unserer Gesellschaft näher zu kommen“, so heißt es im Nominierungsschreiben für den Gleichstellungspreis, das Dr. Volker Remmert, Professor für Wissenschafts- und Technikgeschichte, eingereicht hat. Das Preisgeld möchte Steffi Grundmann dafür einsetzen, einen Workshop zu Theorien und Methoden der altentumswissenschaftlichen Geschlechterforschung zu veranstalten, der das Ziel verfolgt, die Vernetzung des Nachwuchses voranzubringen sowie die Verbindung des Standortes Wuppertal mit interdisziplinären Kontexten und innovativen Forschungsansätzen der Gender Studies zu verbinden.

#### Kontakt und Information

Dr. Steffi Grundmann  
Bergische Universität  
Wuppertal  
Fakultät für Geistes- und  
Kulturwissenschaften  
Historisches Seminar – Alte  
Geschichte  
Gaußstraße 20  
42119 Wuppertal  
Tel.: (0202) 439 39 23  
steffi.grundmann@uni-  
wuppertal.de

### Dr. Antke Engel hat Gastprofessur Gender und Queer Studies an der FernUniversität Hagen inne

Antke Engel, promovierte Philosoph\*in mit Schwerpunkten in Gender und Queer Studies sowie poststrukturalistischer politischer Theorie und visueller Kultur, hat vom 1. Oktober 2019 bis zum 30. September 2020 eine Gastprofessur für Gender und Queer Studies an der FernUniversität Hagen inne. Engel, die als freie Wissenschaftler\*in tätig ist und seit 2006 das von xier gegründete, bundesweit einzige Institut für Queer Theory (iQt) in Berlin leitet, ist von einer KI<sup>2</sup>VA Gastprofessur für Queer Studies an der TU Darmstadt zur FernUniversität Hagen gewechselt. Hier ist xier im Lehrgebiet Bildung und Differenz bei Professorin Katharina Walgenbach tätig. Im Rahmen der Professur, die über das Professorinnenprogramm II finanziert ist, soll Engel ein Lehrvideo erstellen, welches in Queer Studies als einem transdisziplinären Forschungsfeld einführt, in



Prof. Dr. Antke Engel (Foto: Tali Tiller).

dem intersektionales Denken eine wichtige Rolle spielt. Hierbei möchte xier experimentelle Formate erproben, die Form und Inhalt gezielt miteinander verknüpfen. Denn wenn es, wie in den Gender und Queer Studies, darum geht, Identität und Differenz so darzustellen, dass Stereotypisierungen, *Othering*-Prozesse, Hierarchien und symbolische Gewalt vermieden werden, hängt die Frage, *was* dargestellt wird, unmittelbar mit der Frage zusammen, *wie* dargestellt wird. Wie dargestellt wird, verweist wiederum auf Möglichkeiten und Grenzen, die der Fantasie und dem Begehren offenstehen oder gesetzt sind. Inhaltlich lautet die Leitfrage: Wie werden in den Queer Studies Geschlechterverhältnisse im Zusammenspiel mit weiteren Dimensionen sozialer Ungleichheit und im Hinblick auf nicht-hierarchische Formen von Differenz vermittelt? Anliegen ist es, Queer Theorie als eine Form komplexer Macht- und Herrschaftsanalyse zu vermitteln, die sich der widersprüchlichen Herausforderung stellt, Differenz als soziale Ungleichheit zu bekämpfen und zugleich Differenz im Sinne von Einzigartigkeit und Besonderheit zu schützen und zu befördern. Hier knüpft auch Engels aktuelles Forschungsprojekt an, das xier in den vergangenen Jahren u. a. bei Forschungsaufenthalten am Department für Gender Studies der London School of Economics sowie auf einem Asa Briggs Fellowship an der University of Sussex verfolgt hat. Dieses ist damit befasst, den produktiven Anteil des Begehrens am Politischen zu verstehen und nach queeren Konfliktkulturen zu fragen, die Dynamiken von Macht und Begehren verschieben und Allianzen von Gewalt und Begehren unterbrechen.

#### Kontakt und Information

Dr.in\* Antke Engel  
FernUniversität Hagen  
Gastprofessur für Gender und Queer Studies  
Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften  
Lehrgebiet Bildung und Differenz  
Universitätsstraße 33  
58097 Hagen  
Tel.: (02331) 987-2760  
antke.engel@fernuni-hagen.de

## Prof. Dr. Ansgar Büschges ist Prorektor für Akademische Karriere und Chancengerechtigkeit an der Uni Köln



Prof. Dr. Ansgar Büschges.

Prof. Dr. Ansgar Büschges wurde am 13.06.2019 zum Prorektor für Akademische Karriere und Chancengerechtigkeit an der Universität zu Köln (wieder-)gewählt. Zuvor hatte er bereits das Amt des Prorektors für wissenschaftliches Personal und Nachwuchs inne und hat nun auch den Bereich Chancengerechtigkeit von seiner Vorgängerin, Prof.'in Dr. Manuela Günter, übernommen. Professor Büschges ist von Hause aus Tierphysiologe und war vor seiner Amtszeit als Prorektor als Dekan und Forschungsdekan an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln tätig. Daneben ist er u. a. Vize-Präsident der Studienstiftung des Deutschen Volkes, im Vorstand der Neurowissenschaftlichen Gesellschaft sowie in der Akademie der Wissenschaften und Künste des Landes Nordrhein-Westfalen. Besondere Vorhaben in

seiner aktuellen Amtszeit sind die Umsetzung des Professorinnenprogramms III, des Aktionsplans Inklusion und die Profilschärfung der Uni Köln im Themenfeld Bildungsgerechtigkeit.

#### Kontakt und Information

Anne Haffke, M. A.  
Universität zu Köln  
Referat Gender & Diversity  
Management  
Eckertstraße 4  
50931 Köln  
Tel.: (0221) 470-3224  
a.haffke@verw.uni-koeln.de  
www.gedim.uni-koeln.de  
www.vielfalt.uni-koeln.de

## Maria von Welser mit Ehrendoktorwürde der Universität Paderborn ausgezeichnet

Maria von Welser, Fernsehjournalistin und Autorin, erhielt die Ehrendoktorwürde der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn. Die Journalistin wird insbesondere für ihren Einsatz für Frauen in Afghanistan, Syrien, Afrika und ihr jahrelanges Engagement an der Universität Paderborn geehrt, wo sie Studierende in ihren Praxisseminaren an die Medienarbeit heranführt. Maria von Welser ist vielfach ausgezeichnete Fernsehjournalistin, Publizistin und Autorin. 2001 ging sie als ZDF-Studiodirektorin nach London. Von 2003 bis 2010 war sie NDR-Direktorin des Landes-



Maria von Welser (Foto: randomhouse).

**Kontakt und Information**

Prof. Dr. Ruth Hagengruber  
Center for the History of  
Women Philosophers and  
Scientists  
Universität Paderborn  
Warburger Str. 100  
33098 Paderborn  
ruth.hagengruber@upb.de

funkhauses Hamburg, von 2008 bis 2014 stellvertretende Vorsitzende von UNICEF Deutschland. Seit 2015 ist Maria von Welser Lehrbeauftragte an der Universität Paderborn zum Thema „Philosophie und Medien: Gerechtigkeitsfragen im Fokus“ mit dem Schwerpunkt „Frauen, Krieg, Gewalt“.

**„Gleichstellungskleeblatt“ an der TU Dortmund**

Neues Team für die Gleichstellung an der Fakultät 12, TU Dortmund: Im November wählte der Fakultätsrat Julia Wustmann und Dr. Nina Göddertz als kommissarische stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie an der TU Dortmund. Julia Wustmann und Dr. Nina Göddertz unterstützen ab sofort das bestehende Gleichstellungsteam der Fakultät mit Dipl.-Päd. Nicole Kirchoff und Dr. Jennifer Eickelmann. Das neugewählte „Gleichstellungskleeblatt“ ist seit Jahren aktiv im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW und gemeinsam für eine geschlechtergerechte Hochschule unterwegs.



Von links nach rechts: Julia Wustmann, Nicole Kirchoff, Dr. Jennifer Eickelmann und Dr. Nina Göddertz.

**Kontakt und Information**

Dr.in Nina Göddertz  
Technische Universität  
Dortmund  
Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und  
Soziologie  
Emil-Figge-Straße 50  
44227 Dortmund  
nina.goeddertz@tu-dortmund.de

**Prof. Dr. Mary Ellen Waithe mit „Elisabeth von Böhmen Preis“ 2019 ausgezeichnet**

Prof. (i. R.) Dr. Mary Ellen Waithe (Foto: Roland Mikosch, Universität Paderborn).

Prof. Dr. Mary Ellen Waithe, Emerita für Philosophie an der Cleveland State University, Ohio, USA, wurde mit dem „Elisabeth von Böhmen Preis“ 2019 ausgezeichnet. Sie erhielt die Auszeichnung im Rahmen der Libori Summer School am Zentrum für die Geschichte von Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen an der Universität Paderborn. Mary Ellen Waithe hat mit ihrem Werk maßgeblich zur Anerkennung von Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen beigetragen. Mit ihrer 1987 gestarteten Buchreihe „A History of Women Philosophers“ schuf sie die Grundlage für weitere Forschungen zu Philosophinnen, die zu Beginn ihrer wissenschaftlichen Arbeit bis auf wenige Ausnahmen nahezu vollständig aus Geschichte und Gegenwart der Philosophie herausgedrängt worden waren. Mary Ellen Waithe legte ihre Bedeutung für die Philosophie als Denken und als Disziplin frei. Waithe

hat sich zudem große Verdienste als Herausgeberin der ersten „Encyclopedia of Concise Concepts by Women Philosophers“ und der Springer-Buchreihe „Women in the History of Philosophy and Science“ erworben.

Der Preis trägt den Namen Elisabeths von Böhmen (1618–1680), auch bekannt als Elisabeth von der Pfalz oder nach ihrer Amtszeit als Äbtissin des reichsunmittelbaren Frauenstifts Herford als Elisabeth von Herford. Sie war zu ihrer Zeit eine bekannte und anerkannte europäische Intellektuelle, die mit Descartes einen regen Briefwechsel pflegte, doch auch ihr Beitrag wurde aus dem Kanon der Philosophie gestrichen.

„Es ist wichtig, das Bewusstsein für den Beitrag von Frauen in der Geschichte der Philosophie zu schärfen“, betont Ulrike Detmers, Professorin an der Fachhochschule Bielefeld und Mitglied der Geschäftsführung der Mestermcher-Gruppe, die den „Elisabeth von Böhmen Preis“ gestiftet hat. Er ist mit 3.000 Euro dotiert.

**Kontakt und Information**

Center History of Women  
Philosophers & Scientists.  
PR & Social Media  
Universität Paderborn  
Warburger Straße 100  
33098 Paderborn  
Tel.: (05251) 603990  
<https://historyofwomenphilosophers.org/elisabeth-of-bohemia-prize/>

## Gleichstellung und die Vielfalt der Geschlechter – 30 Jahre LaKof NRW

### Wiederwahl des Sprecherinnengremiums

Zum 30-jährigen Jubiläum lud die Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen und Universitätsklinika des Landes Nordrhein-Westfalen (LaKof NRW) am 29. und 30. Oktober 2019 an die RWTH Aachen. Titel der Tagung war „Gleichstellung und die Vielfalt der Geschlechter – 30 Jahre LaKof NRW“. Es ging u. a. um Gestaltungsmöglichkeiten im Spannungsfeld klassischer Gleichstellungsarbeit für Mann und Frau und die Einbindung der neu eingeführten „dritten Geschlechtsoption“.

Dr. Aniela Knoblich und Josephine Bürgel, Sprecherinnen der Kommission „Queere\* Gleichstellungspolitik an Hochschulen“ der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen e.V. (bukof), referierten ebenso wie die Genderforscherin und stellvertretende Koordinatorin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Dr. Lisa Mense. Die Landesministerien für Wissenschaft (MKW NRW) und Gleichstellung (MHKBG NRW) trugen Berichte aktueller Entwicklungen auf Landesebene bei.

Im Rahmen der Mitgliederversammlung wurden die bisherigen Sprecherinnen Dr. Ulrike Brands-Proharam Gonzalez (RWTH Aachen), Annelene Gäckle (Universität zu Köln), Kirsten Pinkvoss (FernUniversität Hagen) und Birgit Weustermann (Hochschule Ruhr West) im Amt bestätigt. Die Amtszeit des Sprecherinnengremiums beträgt zwei Jahre.

### Kontakt und Information

Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen und Universitätsklinika des Landes Nordrhein-Westfalen – LaKof NRW  
Geschäftsstelle  
c/o RWTH Aachen | Gleichstellungsbüro  
Schinkelstraße 2a  
52056 Aachen  
Tel.: (0241) 80 99238  
info@lakofnrw.de  
www.lakofnrw.de

Uta C. Schmidt

## Nachruf für die Historikerin Annette Kuhn (1934–2019)

Am 27. November verstarb nach schwerer Krankheit die Historikerin, Geschichtsdidaktikerin und Friedensforscherin Annette Kuhn in Bonn. Mit ihr ist eine Wissenschaftlerin gegangen, die im Prozess der Akademisierung von Geschlechtergeschichte und Gender Studies immer auf der erkenntnisererschließenden Perspektive einer „Fraueneigengeschichte“ bestand. Die darin eingelassenen erfahrungsgeschichtlichen Dimensionen gingen nicht von einem Kollektivsubjekt „Frau“ aus, sondern von vielfach verschränkten Ungleichheits- und Hierarchiepositionen unter Frauen. Dies lag bereits in eigener Lebenserfahrung begründet, in der sie Frauen (und Männer) als Täterinnen, Mittäterinnen, Wegsehende, Gleichgültige oder Opfer kennenlernte.

Sich mit Annette Kuhns Lebensweg und ihren Arbeiten zu befassen führt hinein in die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts: 1934 als Tochter und zweites Kind der Philologin Käthe Lewy und des Philosophen Helmut Kuhn in Berlin geboren, verbrachte sie Kindheit und Jugend im britischen und US-amerikanischen Exil, wohin die protestantische Familie jüdischer Herkunft durch die Rassegesetzgebung der Nationalsozialisten getrieben worden war. 1948 kehrten die Eltern nach Westdeutschland zurück. Die Mutter, die als überzeugte Demokratin bereits in der Weimarer Republik dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand, engagierte sich nach der Rückkehr beim Aufbau des „Hilfswerks 20. Juli“. Sie gab zusammen mit Helmut Gollwitzer und Reinhold Schneider 1954 ein Buch mit Briefen und Tagebuchaufzeichnungen bekannter und unbekannter Widerstandskämpfer und Widerstandskämpferinnen heraus, welches ihre Stimmen in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit überhaupt hörbar machte: „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“. Die Tochter nahm im gleichen Jahr ein Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaft und Germanistik in München auf. 1959/60 wurde sie bei dem Historiker Franz Schnabel in München zur Dr. phil promoviert. Zum Abschluss des Staatsexamens und zur Habilitation wechselte sie nach Heidelberg. Das Habilitationsverfahren wurde nicht abgeschlossen, da Annette Kuhn 1966 einen Ruf an die Pädagogische Hochschule Rheinland für Geschichte und Didaktik annahm. Mit 32 Jahren war sie die jüngste Professorin in der Bundesrepublik, zu einem Zeitpunkt, als sich der Frauenanteil unter der Professorenschaft in homöopathischen Größenordnungen bewegte. Erst kurz zuvor waren 1964 in



Annette Kuhn – die erste Professorin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW.

Westdeutschland die ersten beiden Frauen überhaupt auf Universitätsprofessuren in Geschichte berufen worden: die Mediävistin Edith Ennen und die Althistorikerin Ruth Althelm-Stiehl. Annette Kuhn betrat die (pädagogische) Hochschulbühne, als das Lernen und Leben von Demokratie auch in das Curriculum des Geschichtsunterrichts Eingang finden sollte, damit „Auschwitz nicht noch einmal sei“ (Th. W. Adorno). Als zentrales Motiv durchzieht deshalb ihre Forschungs- und Vermittlungstätigkeiten gleichermaßen die Frage: „Was hat die europäische Geschichte der Demokratie mit Geschlechterdemokratie und mit dem deutschen Faschismus zu tun?“

Annette Kuhns richtungsweisende „Einführung in die Geschichtsdidaktik“ erschien 1974 zu einem Zeitpunkt, als die Bundesländer über Rahmenrichtlinien Schulreformen einleiteten. Sie setzte sich darin von einer positivistischen Geschichte als Meistererzählung der Nation ab und bezog Geschichte als kritische Analyse von Handlungs- und Motivationszusammenhängen auf die Entstehungsgeschichte jeweiliger Gegenwarten: Nicht Diplomatie- und Herrschergeschichte, sondern Geschichte der sozialen Veränderungen, der Erfolge und Misserfolge der Demokratisierung, der Sozialisierung und der Emanzipationsbewegungen sollten Unterrichtsgegenstände sein. In dieser Konzeption hörte Geschichte auf, eine Ansammlung von „objektiven“ Tatsachen zu sein: Sie strukturierte sich sozialwissenschaftlich und erkenntniskritisch als Befassung mit der Vergangenheit auf der Grundlage einer kritischen Gegenwartsanalyse und realutopischer Vorgriffe auf gesellschaftliche und individuelle Ermöglichung von „Mit- und Selbstbestimmung“. Mit dieser Ausrichtung von Fachwissenschaft und Fachdidaktik gehörte Annette Kuhn zum Kreis derjenigen Wissenschaftler\*innen, die seit den 1960er-Jahren das historische Lernen hin zu Geschichtsbewusstsein und Emanzipation als Bildungsprozess neu dachten und für ihre Positionen Publikationen wie „Geschichte Lernen“ oder das „Handbuch der Geschichtsdidaktik“ gründeten.

Annette Kuhns „Frauengeschichte“ ging nicht nur als logische, lineare Konsequenz aus dieser auf „Emanzipation“ zielenden Geschichtsdidaktik hervor, sondern auch aus den Fragen ihrer Studentinnen und Studenten, die mehr über Frauen im Nationalsozialismus wissen wollten. Seit Ende der 1960er-Jahre erweiterte sie deshalb ihre Lehrveranstaltungen um quellengestützte Spurensuchen nach Frauen in der Geschichte und um eine kritische Befragung bisheriger historiografischer Erkenntnisweisen.

Seitdem wurde die Geschichte der Akademisierung und Professionalisierung von Frauengeschichte zu einem nicht unerheblichen Teil von Annette Kuhn an der Universität Bonn geschrieben: Anke Brunn veranlasste als Wissenschaftsministerin des Landes NRW im Sinne einer politisch erwünschten Öffnung der Universitäten für die Innovationspotenziale von Frauenforschung 1986 eine Umwidmung des Kuhn-Lehrstuhls in „Didaktik der Geschichte, mittlere und neue Geschichte, sowie Frauengeschichte“. Diese Einrichtung des „Lehrgebiets Frauengeschichte“ gilt deshalb als Start des von Anke Brunn initiierten und bis heute aktiven Förderinstruments „Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW“. Mit der erstmaligen Bezeichnung eines deutschen Geschichtslehrstuhls als „Frauengeschichte“ begann expressis verbis eine neue Ära in der Geschichte der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft, denn diese Formulierung brach mit der Vorstellung einer unhinterfragten, gleichwohl androzentrischen Universalgeschichte; leicht nachvollziehbar, wie stark Annette Kuhn „gegen Wind“ zu kämpfen hatte, der stark und selten mit sachlichen Argumenten gegen sie blies.

Im Verlauf der weiteren Akademisierung von Frauen- und Geschlechtergeschichte hielt Annette Kuhn konzeptionell an den erkenntniskritischen und innovativen Impulsen einer Frauengeschichte fest: Der Maßstab zur Beurteilung der Frauengeschichte müsse ihre Kritikfähigkeit gegenüber den patriarchalen Verschleierungen unserer historischen Sichtweise bleiben. In ihrer bisherigen Ausgestaltung gehe die bisherige Geschlechtergeschichte nicht über die vertraute ideologische Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft hinaus. Nimmt man Kuhns frühe Texte zur deutschen Frauengeschichte noch einmal zur Hand, formuliert sie darin bereits „Geschlecht“ als soziale und *historische* Kategorie, denn es ging ihr um eine kritische Rekonstruktion von *Geschlechterbeziehungen* und *Geschlechterordnungen*.

Im Jahre 2010 legte Annette Kuhn mit „Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit“ ihr Opus Magnum vor, eine Weltgeschichte, in der sie ihre Erkenntnisse aus fünfzig Jahren Nachdenken über Frauen in der Geschichte, Frauengeschichte und Geschlechtergeschichte zusammenführt. Sie entwickelt in „Historia“ eine Genealogie weiblichen Bewusstseins und eine alternative Konstruktion von Raum und Zeit. Sie orientiert sich dazu am erkenntniskritischen Prinzip des „doppelten Blicks“ auf Geschichte, das sie von der amerikanischen Historikerin Joan Kelly übernahm. Das Narrativ der Kuhn'schen Weltgeschichte ist nicht linear, sondern zyklisch organisiert. Die Chronologie wird jedoch als Orientierungsprinzip nicht aufgelöst, sie wird entgrenzt, um Zusammenhänge sichtbar zu machen. Als Quellenbasis dient ein überbordender Fundus an bildlichen Zeugnissen. Annette Kuhn distanziert sich in „Historia“ von der Rolle einer allwissenden Historikerin, die eine in sich geschlossene Meistererzählung vorlegt. Stattdessen bleibt sie auch in ihrer Weltgeschichte die Geschichtstheoretikerin und -didaktikerin, die kommenden Generationen ein Buch voller Überraschungen und Fragen übergibt. Antworten müssen wir selber finden. Ganz

am Ende gibt sie einen methodischen Hinweis: „Halte Dich fest am roten Faden der Liebe“ – „Liebe“ hier verstanden in der Tradition des Paulus-Wortes „Und hättet ihr die Liebe nicht“ als eine Erkenntnis erschließende Kategorie im historischen, feministischen Lern-, Forschungs- und Bewegungsprozess, „Liebe“ als eine historische Bewegungskategorie.

In Zeiten gegenwärtiger feministischer Suchbewegungen und gefährlichem Antifeminismus sollten wir Annette Kuhns Unterscheidung zwischen „feministischem Bewusstsein“ und „feministischem Geschichtsbewusstsein“ aktualisieren. So schrieb sie: „Im feministischen Bewusstsein werden die eigenen Erfahrungen immer wieder als neu, ohne Muster, ohne historisches Vorbild erlebt.“ Um zu einem feministischen Bewusstsein vorzudringen, müsse man hingegen ein feministisches Geschichtsbewusstsein erarbeiten, das die an Heteronormativität orientierte Historiografie mit ihrer Definitionsmacht, Normsetzung und all ihren Mechanismen der Ausgrenzung und Nichtbeachtung hinterfragt, um feministische Zusammenhänge neu zu kontextualisieren. Damit gibt uns Annette Kuhn ein didaktisches Prinzip an die Hand, mit dem wir uns selbstbewusst in die Zukunft aufmachen können.

In der Wissenschaft wird Annette Kuhn durch ihre Schriften als Geschichtswissenschaftlerin und Geschichtsdidaktikerin erinnert werden. Doch die historisch interessierte Öffentlichkeit wird sie für immer mit der „Chronik der Frauen“ verbinden, die sie als reich bebilderte, voluminöse Geschichte zum Staunen und Bilden im Harenberg-Chronik-Verlag herausgab.

#### Kontakt und Information

Dr. Uta C. Schmidt  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
uta.schmidt@uni-due.de

## Projekte stellen sich vor

Liane Schüller

### Digitale Lehr-Lernszenarien im inklusiven Deutschunterricht

#### Ausbildung von Medienkompetenz

Um an Schulen und in der Lehramtsausbildung im Fach Deutsch das innovative Potenzial digitaler Medien für inklusive Kontexte auszuschöpfen, müssen angehende Lehrerinnen und Lehrer vor allem im Hinblick auf ihre spätere Lehrtätigkeit digitale Medien nutzen können, auch als Form der Unterstützung kooperativer Lern- und Arbeitsformen, die die Ausbildung von Teamfähigkeit unterstützen. Nur so werden sie in die Lage versetzt, ihren Unterricht, der vor allem in Bezug auf heterogene Lernsituationen und Binnendifferenzierung hohe Anforderungen stellt, fachlich fundiert und reflektiert auszugestalten. Das erfordert Lehrkräfte, die der Digitalisierung in der Schule gegenüber aufgeschlossen sind, sich zutrauen, neue Konzepte zu entwickeln und umzusetzen und die Schülerinnen und Schüler ermutigen, ihr (technisches) Potenzial zu entfalten. Eine wesentliche Voraussetzung dafür ist die Ausbildung von Medienkompetenz, um mit Schülerinnen und Schülern, die durch digitale Medien nicht nur die Möglichkeit der zeitunabhängigen Nutzung von Aufzeichnungen bei längerer Krankheit und das Aufrechterhalten von sozialen Kontakten haben, verschiedene und neue Lehr-Lern-Wege zu beschreiten.

Das Projekt Digitale Lehr-Lern-Module in der inklusionsbezogenen Lehramtsausbildung im Fach Deutsch wird in der aktuellen Förderrunde vom Stifterverband und vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW im Rahmen der Fellowships für Innovationen in der digitalen Hochschullehre<sup>1</sup> gefördert und an der Universität Duisburg-Essen umgesetzt. Dem Projekt liegt ein weit gefasstes Verständnis von Inklusion zugrunde, indem es unterschiedliche Dimensionen von Vielfalt – sprachliche Kompetenz, Behinderung, Geschlecht, sozialen Status und kulturellen Hintergrund – einbezieht.<sup>2</sup> Es zielt auf die Stärkung der digitalen Lehre im Fach Deutsch und leistet einen Beitrag zu einer barrierefreien Partizipation an Lerninhalten und -formen der Hochschule, indem innovative digitale Lehr-Lern-Module für Pflichtveranstaltungen im Masterbereich entwickelt und nach Fertigstellung interessierten Lehrenden der drei Phasen der Lehrerbildung als Open Educational Resources (OER) zur Verfügung gestellt werden.

Seit der Ratifizierung der UN-Behindertenkonvention im Jahr 2009 ist Inklusion ein zentraler Aspekt in Schulen und damit auch Aufgabenbereich der universitären Forschung und Lehre. Das Ministerium für

<sup>1</sup> <https://www.stifterverband.org> [19.10.2019].

<sup>2</sup> Vgl. den von Tony Booth und Mel Ainscow entwickelten Index für Inklusion, hg. von Mark Vaughan im Centre for Studies on Inclusive Education (UK) und übers. u. bearb. von Ines Boban und Andreas Hinz: Ines Boban/Andreas Hinz (2003): Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in Schulen der Vielfalt entwickeln. Halle (Saale): Martin-Luther-Universität. Unter: <https://www.ee-net.org.uk/resources/docs/Index%20German.pdf> [18.10.2019].

<sup>3</sup> Vgl. Jürgen Baumann/ Astrid Müller (2016): Gemeinsam lernen. Der Umgang mit Vielfalt im Deutschunterricht. Basisartikel in: Praxis Deutsch 258, 43. Jg., S. 6f.

<sup>4</sup> Vgl. Kristina Kobe (2017): Digitale Lehrwerke und Lernplattformen. In: Praxis Deutsch 265 – Deutsch per Smartphone, S. 49–51.

<sup>5</sup> Volker Frederking (2010): Symmedialer Literaturunterricht. In: Volker Frederking/ Hans-Werner Huneke/ Axel Krommer/Christel Meier (Hg.): Taschenbuch des Deutschunterrichts. Literatur- und Mediendidaktik. Bd. 2. Baltmannsweiler, S. 515–545, hier: S. 522.

<sup>6</sup> Ingo Bosse (2016): Filmbildung als Aufgabe einer sich entwickelnden inklusiven (Literatur-)Didaktik – eine Standortbestimmung. In: Daniela A. Frickel/André Kagelmann (Hg.): Der inklusive Blick. Die Literaturdidaktik und ein neues Paradigma. Frankfurt a. Main, S. 195–211.

<sup>7</sup> Vgl. Gerhard Rupp (2016): Der inklusive Blick auf das Lernen von Sprache, Literatur und den Umgang mit Medien – kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Deutschdidaktik. In: Daniela A. Frickel/André Kagelmann (Hg.): Der inklusive Blick, a. a. O., S. 37–60, hier: S. 52.

<sup>8</sup> Lehrtexte, Arbeits- und Kontrollblätter, literarische und mediale Quellen, medizinische, logopädische und psychologische Informationen, Hinweise zu Selbstzeugnissen und Stellungnahmen von Familienangehörigen Betroffener sowie Literaturlisten zu ausgewählten Einschränkungen.

<sup>9</sup> „Eine neue Generation von ‚digital natives‘ ist es gewohnt, über das Internet weltweit zu kommunizieren und ‚on demand‘ jederzeit Zugriff zu Informationen zu beinahe jedem Thema zu haben“, betonen Lukas Bischof und Thimo von Stuckrad: Die digitale (R)evolution? Chancen und Risiken der Digitalisierung akademischer Lehre, Arbeitspapier Nr. 174, Okt. 2013, S. 5.

<sup>10</sup> Projektbezogene Publikation: Eva Lipkowski/Liane Schüller: Deutschunterricht inklusiv. Literatur- und sprachdidaktische Praxisbeispiele zum Thema Sprache, Sprechen und Einschränkungen des Sprechens. Münster: Waxmann, 2019.

<sup>11</sup> siehe S. 17

Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen hat die Hochschulen des Landes verpflichtet, inklusionsbezogene Inhalte in die Lehre der Lehramtsstudiengänge zu implementieren. In der Qualifizierung der schulischen Lehrkräfte besteht jedoch nach wie vor großer Nachholbedarf in Bezug auf gemeinsames Lernen: „Kinder mit höherem Assistenzbedarf [...] brauchen fachlich gut ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer, denen es in Kooperation mit anderen an Bildungsprozessen Beteiligten gelingt, die ‚Barrieren für Lernen und Teilhabe‘ abzubauen“.<sup>3</sup> Dieser Forderung kann die Hochschule nur nachkommen, wenn es gelingt, die Lehramtsstudierenden für selbstständiges und lebenslanges Lernen zu gewinnen und sie zu einem professionellen Umgang mit Vielfalt und Heterogenität sowie zur Kooperation untereinander zu befähigen.

## Dimensionen von Vielfalt und Neue Medien

Vor diesem Hintergrund geht es in dem Fellowship-Projekt vor allem darum, bei den angehenden Lehrkräften durch ihre praktische Arbeit mit digitalen Formaten in den projektbezogenen Veranstaltungen Aufgeschlossenheit gegenüber dem Einsatz neuer Medien zu erzeugen und sie in die Lage zu versetzen, diese in ihren eigenen späteren Berufsalltag sinnvoll und sicher zu integrieren, um Schülerinnen und Schülern hier Orientierung zu geben und ihnen digitale Kommunikationswege zu eröffnen.<sup>4</sup>

Dass angehende Deutschlehrerinnen und -lehrer immer mehr auch auditive, audiovisuelle und multimediale Verarbeitungen im Unterricht nutzen sollen, „setzt ein verändertes, medial reflektiertes fachliches Selbstverständnis, eine Erweiterung der didaktischen Zielsetzungen und eine Anpassung der methodischen Zugriffe voraus“,<sup>5</sup> besonders im inklusiven Deutschunterricht, der die große Heterogenität von Lerngruppen im Blick haben muss.

## Entwicklung innovativer Unterrichtskonzepte – Lernen über und mit Medien

Die Deutschdidaktik setzt sich auch damit auseinander, „dass das Lernen über Medien, im Sinne reflexiver Medienkompetenz [...] zum schulischen Bildungskanon gehört und dass Medienbildung als weitere Möglichkeit des Lernens bei heterogenen Ausgangslagen dazu beitragen kann, Inklusionsprozesse zu gestalten“.<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang fördert das Projekt durch die Entwicklung innovativer Unterrichtskonzepte für den inklusiven Deutschunterricht vier Teildimensionen der Medienkompetenz: instrumentelle Medienkompetenz, interaktive Medienkompetenz, analytische Medienkompetenz und produktive Medienkompetenz.<sup>7</sup>

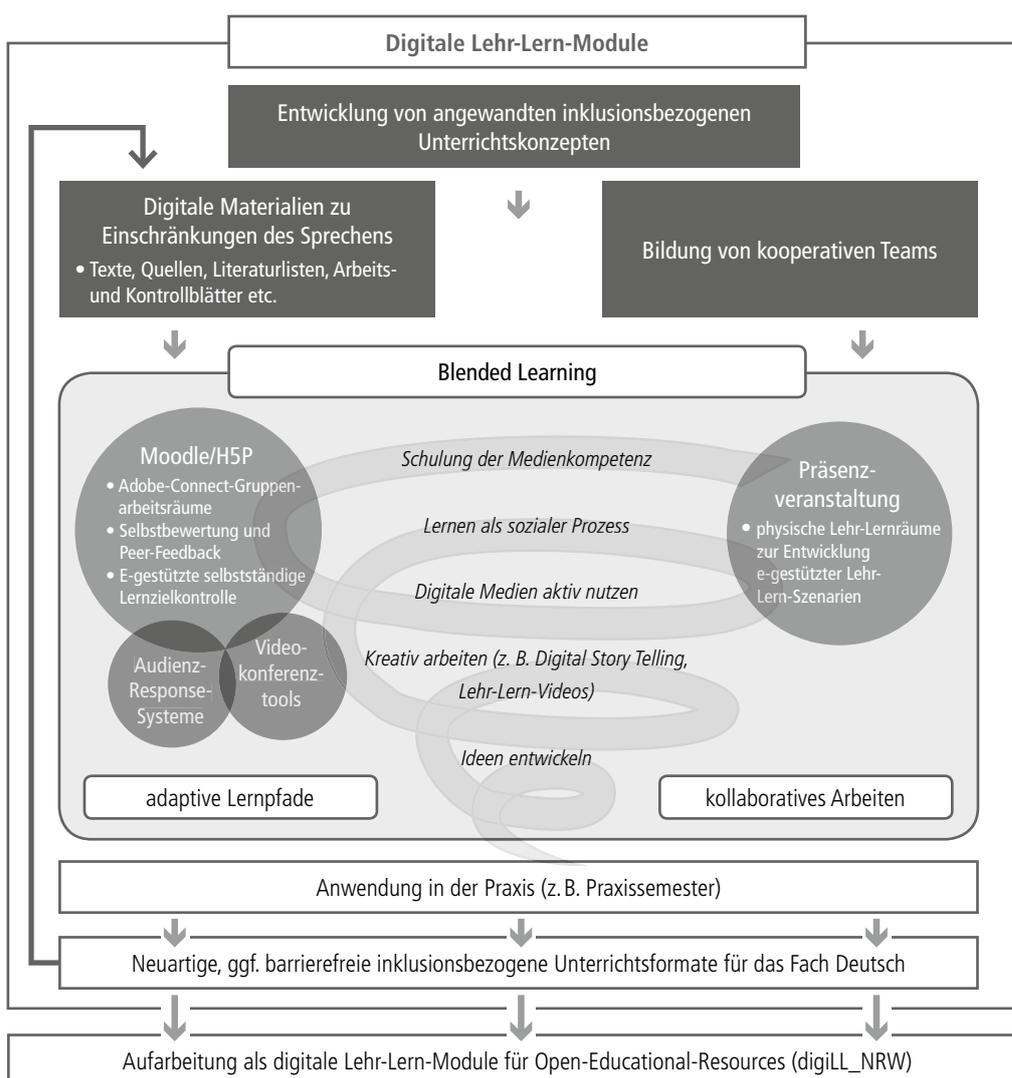
In den projektbezogenen Veranstaltungen erhalten die Studierenden Basisinformationen zu aktuellen Förderansätzen, zu therapiebegleitender Förderung von Schülerinnen und Schülern mit Einschränkungen in der Regelklasse sowie zu methodisch-didaktischen Möglichkeiten im Unterricht. Auf diese Weise erwerben sie Sachkenntnisse zu den Auswirkungen von verschiedenen Beeinträchtigungen auf die Kommunikationsfähigkeit der betroffenen Schülergruppen, werden für die Belange von Schülerinnen und Schülern mit Einschränkungen sensibilisiert und befähigt, deren individuelle Potenziale zu erkennen und zu fördern. Die Studierenden bereiten Materialien<sup>8</sup> zu den Themen *Sprache, Sprechen und Einschränkungen der Sprechfähigkeit* digital auf und überführen sie in interaktive Lehr-Lern-Settings. Diese Inhaltsbereiche werden fokussiert, da sie in Bezug auf das Lehren und Lernen im Deutschunterricht aufgrund ihrer Auswirkungen auf Sprache und ihre Rezeption besonders relevant sind und den Studierenden Basisinformationen für den professionellen Umgang mit Vielfalt in der Schule vermitteln.

Die Studierenden, die vielfach schon als „digital natives“<sup>9</sup> mit verschiedenen Formen digitaler Medien aufgewachsen sind, diese jedoch noch immer zu wenig gewinnbringend nutzen, können im Laufe des Projekts

- im Rahmen von Blended-Learning-Veranstaltungen die digitale Aufarbeitung des exemplarischen Themas Sprache, Sprechen und Beeinträchtigungen des Sprechens<sup>10</sup> kennenlernen und erweitern.
- in kooperativen und kollaborativen Teams mittels interaktiver Whiteboards/Smartboards, Video-Kameras oder Tablets multimediale Elemente wie Bild, Ton und Video nutzen und selbst digitale Informationsformate erstellen und bearbeiten (Podcasts, Lehr-Lern-Videos, Hörspiele, Digital Story Telling mit Smartphones, mediale Transformationen von literarischen Texten)<sup>11</sup>.
- in Teams innovative Formate und Konzepte für den inklusiven Deutschunterricht entwickeln, die den Gebrauch digitaler Medien einbeziehen.
- Unterstützungsmöglichkeiten für Studierende mit Einschränkungen erarbeiten, etwa auditive und visuelle Tools (z. B. Untertitelung, Übertragung in Gebärdensprache, Erstellung barrierefreier Dokumente).

Das Lernmanagementsystem Moodle wird anwendungsorientiert genutzt, indem Lerninhalte sinnvoll implementiert, von den Studierenden in kooperativen und kollaborativen Lernformen bearbeitet und um

Abb. 1: Projektconcept – Digitale Lehr-Lern-Module



selbst erstellte digitale Formate ergänzt werden. So werden Wissensinhalte kreativ aufgearbeitet und stehen im Hinblick auf die Schulung der eigenen Medienkompetenz und auf den zukünftigen Unterricht in inklusiven Klassen im produktiven Wechsel zueinander. Dadurch wird einerseits die Lernmotivation erhöht und andererseits die bei Studierenden nicht selten „konsumierend-passive Rezeption in eine kreativ-aktive Produktion [verwandelt]“.<sup>12</sup> Unterstützend werden, insbesondere mit H5P, e-gestützte Elemente in die Moodle-Umgebung implementiert, die die Studierenden bei der selbstständigen Wissensüberprüfung und kontinuierlichen Lernzielkontrolle unterstützen.

### Lernen als sozialer Prozess

Um Lernen als sozialen Prozess zu erfahren und um die Selbstreflexion, Selbststeuerungskompetenz sowie Selbstregulation des Wissenserwerbs anzuregen, sind innerhalb der Seminarveranstaltungen Formen der Selbstbewertung und des Peer-Feedbacks eingebunden. Hier können sich die Studierenden austauschen, um weitere kooperative Formen des Arbeitens zu erproben und die Prozess- und Transferorientierung von Lernen zu erleben.<sup>13</sup> Auf der Basis der Feedback-Prozesse werden die Lehr-Lern-Module, die in Teilen als OER veröffentlicht werden, in einem iterativen Prozess mit jedem Jahrgang modifiziert.

Weitere Hinweise zum Projekt:

🌐 [https://www.uni-due.de/germanistik/litdid/schueller\\_stiferverband.php](https://www.uni-due.de/germanistik/litdid/schueller_stiferverband.php)

<sup>11</sup> Vgl. Liane Schüller/Bianca Weber (2017): Erzählgedichte medial transformieren. In: Deutscherunterricht 3, S. 36–41 und Maria Kasperek (2017): Vorhang auf – press play: Digitales Theater. In: Praxis Deutsch 265 – Deutsch per Smartphone, S. 21–27.

<sup>12</sup> Julian Eilmann (2015): Musikvideos mit dem Smartphone drehen. In: Deutscherunterricht 2, S. 50.

<sup>13</sup> Vgl. Bernhard Rieke (2010): Individuelle Förderung durch innere Differenzierung in der Sekundarstufe II – eine Methodenübersicht. In: Sebastian Boller/Ramona Lau (Hg.): Innere Differenzierung in der Sekundarstufe II. Ein Praxisbuch für Lehrer/innen. Weinheim; Basel, S. 50–62, hier: S. 50.

### Kontakt und Information

Dr. Liane Schüller  
Universität Duisburg-Essen  
Fakultät für Geisteswissenschaften  
Institut für Germanistik  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183 6510  
liane.schueller@uni-due.de

Robin K. Saalfeld

## InTraHealth – inter- und transgeschlechtliche Menschen in der Gesundheitsversorgung



Im September 2019 ist das vom Bundesministerium für Gesundheit geförderte Projekt *InTraHealth* an der Fachhochschule Dortmund gestartet. Das von Prof. Dr. Gabriele Dennert geleitete Projekt hat eine Laufzeit von drei Jahren (09/2019–08/2022) und kooperiert mit Prof. Dr. Petra Werner (Journalistik, TH Köln), Prof. Dr. Christian Kohls (Informatik, TH Köln) und den Kliniken Köln. Dr. des. Robin K. Saalfeld, Rebecca Klocke und Berit Blawert sind als wissenschaftliche Mitarbeiter\*innen im Projekt tätig.

Das Projekt beabsichtigt, Diskriminierungserfahrungen und psychosoziale Belastungen von inter- und transgeschlechtlichen Menschen in der Gesundheitsversorgung zu vermindern und die bedarfsgerechte Inanspruchnahme zu fördern. Hintergrund des Projekts bilden Befunde aus deutschen und europäischen Studien, die belegen, dass ein Großteil an inter- und transgeschlechtlichen Menschen Diskriminierung in der Regelgesundheitsversorgung im Zusammenhang mit ihrer Inter- bzw. Transgeschlechtlichkeit erfahren (vgl. UK National LGBT Survey 2018, FRAU – European Union Agency for Fundamental Rights 2014, LesMigraS 2012). Einige Befragte berichten beispielsweise, dass sie mit ihren Anliegen nicht ernst genommen oder mit intoleranten und unangemessen neugierigen Reaktionen konfrontiert werden (Government Equality Office 2018). Andere vermeiden und verzögern aus Sorge vor Diskriminierung die Inanspruchnahme von medizinischer Versorgung (Whittle et al. 2008). Es lässt sich ableiten, dass inter- und transgeschlechtliche Menschen aufgrund von negativen Vorerfahrungen und antizipierten Diskriminierungserfahrungen Behandler\*innen zu spät aufsuchen, keine bedarfsgerechte Behandlung erhalten oder Behandlungsmaßnahmen vorzeitig abbrechen. Diskriminierungen von inter- und transgeschlechtlichen Menschen in der Gesundheitsversorgung beeinträchtigen also die Versorgungsqualität und stellen eine Barriere für diese Personengruppe im Versorgungszugang dar. Da ein gleichberechtigter und allgemeiner Zugang zu einer fachgerechten Gesundheitsversorgung als wesentliche Voraussetzung für die Teilhabe am sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben angesehen wird und deshalb in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union in Artikel 35 festgeschrieben ist, handelt es sich bei der Verbesserung der Gesundheitsversorgung um eine notwendige Maßnahme zur Wahrung der Grundrechte von geschlechtlichen Minderheiten.

Da sich die Forschung in Deutschland zur Gesundheitslage von inter- und transgeschlechtlichen Menschen bislang vor allem auf die Situation von inter\* Kindern, deren Lebensqualität und deren Eltern bzw. auf transitionsbedingte Interventionen fokussierte, erfolgt zunächst eine Auswertung des aktuellen Kenntnisstands zur Diskriminierung von inter- und transgeschlechtlichen Personen in der allgemeinen medizinischen Versorgung. Mittels eines *Rapid Reviews* deutsch- und englischsprachiger Veröffentlichungen werden insbesondere die Mängel in der Routine-Gesundheitsversorgung herausgearbeitet. Unter Routine-Versorgung versteht das Projekt die allgemeine Gesundheitsversorgung in ihrer Breite von Prävention und Früherkennung über kurative, palliative und rehabilitative Medizin bis hin zur Nachsorge. In einem zweiten Schritt werden sowohl die Versorgungsbedarfe und -erfahrungen von inter\* und trans\* Personen als auch die Lernbedarfe von Gesundheitsfachkräften untersucht und analysiert. Während die Versorgungserfahrungen und -bedarfe von inter- und transgeschlechtlichen Betroffenen mittels eines Online-Fragebogens sowie durch vertiefende problemzentrierte Interviews erhoben werden, erfolgt die Erfassung der Informations- und Lernbedarfe der Gesundheitsfachkräfte (Ärzt\*innen, Pfleger\*innen, medizinische Angestellte, Therapeut\*innen) mit der Methode des *Group Concept Mapping* (GCM). Kern des Projekts bildet eine interaktive, webbasierte Selbstlernumgebung für Gesundheitsfachkräfte, die aufbauend auf den erhobenen Daten und in Kooperation mit der Technischen Hochschule Köln entwickelt wird. Die Online-Selbstlernumgebung soll Beschäftigte im Gesundheitswesen dazu befähigen, geschlechtssensibel und diskriminierungsfrei mit inter- und transgeschlechtlichen Menschen umzugehen. Das Online-Portal wird verschiedene Lernutorials umfassen, die multimedial angelegt sind. Gesundheitsfachkräfte können sich so mithilfe von Erklärfilmen und Videosequenzen, didaktisch aufbereiteten Lerntexten, interaktiven Lerngrafiken und Case-Szenarien interessenorientiert weiterbilden. Das Selbstlernportal wird allen Interessierten über das Wissensportal LSBTI<sup>2</sup> (<https://www.wissensportal-lsbt.de>) kostenlos zur Nutzung zur Verfügung gestellt.

*InTraHealth* bezieht Betroffene im gesamten Projektverlauf kontinuierlich mit ein. Ein Fachbeirat, bestehend aus Vertreter\*innen von Betroffenenverbänden und Community-Einrichtungen, einschlägig tätigen

Wissenschaftler\*innen und Fachkräften, begleitet das Projekt und ist partizipativ in die Durchführung eingebunden, um die Akzeptanz und Validität der Ergebnisse zu steigern.

### Literatur

- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (2014): Being Trans in the European Union. Comparative analysis of EU LGBT survey data. Luxemburg. URL: [https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2014-being-trans-eu-comparative-0\\_en.pdf](https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-2014-being-trans-eu-comparative-0_en.pdf) [letzter Zugriff am: 04.11.2019].
- Government Equality Office (Hg.) (2018): National LGBT survey. Research report. Manchester.
- LesMigraS Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V. (2012): „... nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland. Berlin. URL: [https://lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20\(Dokus,Aufsaeetze...\)/Dokumentation%20Studie%20web\\_sicher.pdf](https://lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20(Dokus,Aufsaeetze...)/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf) [letzter Zugriff am: 04.11.2019].
- Whittle et al. (2008): Transgender EuroStudy. Legal Survey and Focus on the Transgender Experience of Health Care. Brüssel. URL: <http://www.pfc.org.uk/pdf/eurostudy.pdf> [letzter Zugriff am: 04.11.2019].

### Kontakt und Information

Dr. des. Robin K. Saalfeld  
 Fachhochschule Dortmund  
 Projekt InTraHealth  
 Emil-Figge-Straße 44  
 44227 Dortmund  
 robin.saalfeld@fh-dortmund.de

---

Nina Steinweg

## Standards und Richtlinien für Gleichstellungsmaßnahmen in der Wissenschaft

Das Projekt StaRQ-Standards, Richtlinien und Qualitätssicherung für Maßnahmen zur Verwirklichung der Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft wird vom BMBF für die Dauer von drei Jahren bei GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften gefördert (Förderkennzeichen: 01FP1901).

Ziel des Projekts ist zum einen die Entwicklung allgemeiner und spezifischer Qualitätsstandards und Richtlinien für Maßnahmen zur Förderung der Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft. Zum anderen werden unterschiedliche (virtuelle und reale) Plattformen geschaffen, die den nachhaltigen Austausch von Expert\*innen zur Qualitätssicherung von Gleichstellungsmaßnahmen initiieren sollen.

Zur Entwicklung von Standards und Richtlinien verfolgt das Projekt verschiedene Strategien. Dazu gehören zum einen das Webcrawling von Webseiten wissenschaftlicher Einrichtungen und ein Online Survey. Des Weiteren sollen Projektverantwortliche, Gleichstellungs-Expert\*innen, Beauftragte und Geschlechterforschende spezifische Standards und Richtlinien für Maßnahmen der Handlungsfelder Mentoring, Genderkompetenz und Berufungsverfahren in gemeinsamen Workshops (weiter-)entwickeln.

Das bereits zugängliche Onlineportal StaRQ fügt sich als virtuelle Plattform in das breite Angebotsportfolio des CEWS ein, indem es Recherchertools und Informationen zum Thema Qualitätssicherung von Gleichstellungsmaßnahmen in der Wissenschaft bietet.

Zentraler Bestandteil des neuen Portals ist die Datenbank INKA, in der wesentliche Inhalte des DFG-Instrumentenkastens weiterhin nutzbar gemacht werden. Ergänzt wird die Datenbank durch weitere Informationsangebote, z. B. einen Forschungsüberblick und Themenseiten zur Qualitätssicherung von Gleichstellungsmaßnahmen.

### Kontakt und Information

Dr. Nina Steinweg  
 GESIS – Leibniz-Institut für  
 Sozialwissenschaften  
 Unter Sachsenhausen 6–8  
 50667 Köln  
 nina.steinweg@gesis.org

---

 Internationale Forschungsgruppe

## The transmission of religion across generations: a comparative international study of continuities and discontinuities in family socialization

### Forschungsprojekt zur Weitergabe von Religion im Generationenverlauf

Von Oktober 2019 bis März 2022 fördert die amerikanische John Templeton Foundation mit knapp 1,8 Millionen Euro das quantitativ und qualitativ ausgerichtete religionssoziologische Verbundprojekt unter der Leitung von Prof. Dr. Christel Gärtner und Dr. Olaf Müller des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Universität Münster. Das Projekt ist am Centrum für Religion und Moderne angesiedelt, das aus dem Exzellenzcluster hervorgegangen ist.

Das Projekt greift einen als solchen unstrittigen empirischen Befund auf, wonach die kirchlich gebundene Religiosität und Praxis seit den 1960er-Jahren kontinuierlich sinkt. In den meisten westlichen Ländern sind die religiöse Erziehung und der autoritäre Erziehungsstil seit den 1970er-Jahren kontinuierlich zurückgegangen. Die Vermittlung kirchlich-dogmatischer Glaubensinhalte ist kein vorrangiges Erziehungsziel mehr. So hoch der Konsens über den Befund des Abbruchs einer kirchlichen Tradition ist, so wenig gilt dies für dessen Erklärung. Eine gängige Deutung ist, dass es sich um einen Generationeneffekt handelt: Religiös liberale Eltern, so das Argument, tradieren ihre Religiosität immer weniger an ihre Kinder. Dies verstärkte sich noch, wenn Erwachsene Personen heirateten, die einem anderen Glauben angehörten oder gar nicht religiös seien – ihre Kinder seien weniger religiös als die Kinder von Familien mit einer gemeinsamen Religion.

Diese Beobachtung kann jedoch nicht erklären, wie sich die Tradierung oder der Abbruch zwischen den Generationen vollzieht. Es ist kaum erforscht, warum manche Familien in der Lage sind und bereit, ihren Glauben und ihre Werte weiterzugeben, andere hingegen nicht.

Das international vergleichende Forschungsprojekt, an dem Kolleg\*innen aus Deutschland, Finnland, Italien, Kanada und Ungarn beteiligt sind, will untersuchen, wie Religion über Generationen hinweg in Familien weitergegeben wird, abbricht oder sich verändert. Aus geschlechtsspezifischer Perspektive und vor dem Hintergrund, dass Frauen eine höhere Religiosität attestiert wird und sie gleichzeitig die Verantwortung für die Sorgearbeit und Erziehung innehaben, ist besonders interessant, welche Rolle sie konkret bei der Weitergabe von Religion und Werten in den Familien spielen.

Die Forschungsfragen sind: Wie werden Werte, Normen und Deutungsmuster intergenerational weitergegeben oder auch nicht? Was sind die Hauptfaktoren für eine erfolgreiche Weitergabe? Wie verändert sich Religiosität im Prozess der Tradierung? Diese Fragen sollen sowohl in einer qualitativen Studie, in der Gespräche mit Familien geführt werden, bei denen Personen aus drei Generationen (Großeltern, Eltern, Kinder) anwesend sind, als auch in einer repräsentativen quantitativen Befragung durchgeführt werden.

Zur Forschungsgruppe gehören neben Christel Gärtner und Olaf Müller Linda Hennig und Chiara Porada von der Universität Münster, Prof. Dr. Kati Tervo-Niemelä und Jenni Spännäri von der University of Eastern Finland, Prof. Dr. Gergely Rosta und Zsuzsanna Szvetelszky von der Pázmány Péter Catholic University Budapest, Prof. Dr. Roberta Ricucci von der Universität Turin und Prof. Dr. Peter Beyer und Guillaume Boucher von der Universität Ottawa.

#### Kontakt und Information

Linda Hennig  
 (Projektmitarbeiterin)  
 Centrum für Religion und  
 Moderne CRM  
 Robert-Koch-Straße 29  
 48149 Münster  
 generationen@uni-  
 muenster.de  
 Tel.: (0251) 8323584

## Beiträge



Prof. Dr. Katja Sabisch (links) und Dr. Beate Kortendiek.



Susanne Schult (Fotos: Bettina Steinacker).



Dr. Sonja Wrobel.

Sandra Beaufäys, Johanna Forth

## Geld und Geschlecht – Tatsachen, Tabus und Träume

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 15.11.2019 in Bochum

Nicht nur in Vorträgen und Publikumsbeiträgen wurde auf der Jahrestagung mit dem Tabu „Über Geld spricht man nicht“ gebrochen: Geld konnten die Teilnehmer\_innen auch als Schokoladentaler genießen und es wurde in Form von „lila Scheinen“ in Originalgröße an alle verteilt. Unter den Überschriften *Schön und Schmutzig*, *Gerecht und Ungerecht*, *Lautstark und Verschwiegen* wurde dann hemmungslos über Geld, Geschlecht und Machtverhältnisse gesprochen. Einen würdigen Rahmen bot das Veranstaltungszentrum der Ruhr-Universität Bochum mit großzügigen Räumlichkeiten und bestens ausgestatteter Tagungsinfrastruktur.

Stellvertretend für die Hochschulleitung der Universität Bochum sprach die Dezernentin *Susanne Schult* das erste Grußwort an die 131 Gäste. Sie stellte die Ruhr-Universität als aktiven Ort der Gleichstellung sowie der Frauen- und Geschlechterforschung vor. So sei die Hochschule sowohl bei der geschlechtergerechten Verteilung von Führungspositionen „gut aufgestellt“ als auch hinsichtlich der Netzwerkprofessuren. Als wichtigen Erfolg benannte Schult auch die Einführung des Masterstudiengangs Gender Studies sowie die Gründung und Eröffnung des Marie-Jahoda-Center for International Gender Studies als nachhaltige Verstärkung internationaler



Installation WOMONAY.



Installation WOMONAY (Ausschnitt).



Teilnehmende der Jahrestagung 2019 (Fotos: Bettina Steinacker).

Wissenschaftskooperation. Dies alles sei das Ergebnis des klugen Handelns kluger Frauen, jedoch auch der Beschaffung von Ressourcen, um die eigenen Pläne umzusetzen.

Auch *Dr. Sonja Wrobel*, die für das Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW die Teilnehmenden begrüßte, sprach sich dafür aus, das Thema Ressourcen explizit zu benennen. Das selbstverständliche Wissen um das alltägliche Zahlungsmittel müsse dekonstruiert werden, um Machtverhältnisse dahinter freizulegen. Wrobel stellte Geld als relationales Konzept vor, an dem sich die Verteilung von Chancen und möglicher gesellschaftlicher Teilhabe ausdrücke. Dies zeige sich beispielhaft an der unterschiedlichen Bezahlung von Frauen und Männern im Fußball – eindeutig werde hier für die gleiche Tätigkeit weniger bezahlt. Hier gebe der Geschlechteraspekt den Ausschlag, denn auch in Ländern wie den USA oder Australien, in denen die Frauenteams erfolgreicher seien als ihre Kollegen, zeige sich das gleiche Bild.

Die Sprecherin und die Koordinatorin des Netzwerks, *Prof. Dr. Katja Sabisch* und *Dr. Beate Kortendiek*, wiesen in ihrer Begrüßung auf die Installation WOMONAY im Veranstaltungsraum hin. Das Kunstprojekt von Alicia Shao, Paul Guddat und Matthias Grund, Studierende der Professorin *Uta Brandes*, Emerita der Köln International School of Design (KISD), bildet Frauen auf Dollarnoten ab. Da in der gesamten Geschichte des

Dollars nur zweimal die Porträts von Frauen auf den Scheinen abgedruckt wurden (die Ehefrau des ersten US-Präsidenten Martha Washington und Pocahontas), kann diese Aktion als bitter nötig gesehen werden. Zumal vor dem aktuellen Hintergrund, dass die US-Regierung den Umlauf einer 20-Dollar-Note mit dem Bild von Harriet Tubman zum 100-jährigen Jubiläum des Frauenwahlrechts 2020 auf unbestimmte Zeit vertagte. Beate Kortendiek ließ die Tagung schließlich starten, indem sie auf den Gender Pay Gap bei Professorinnen in NRW hinwies und damit auf das zentrale Ergebnis des Gender-Reports 2019: Professorinnen haben 521 € weniger im Portemonnaie als Professoren. Zum Ausgleich verteilte sie 500-Euro-Scheine unter den Anwesenden.

Mit dem ersten Vortragsblock *Schön und Schmutzig* präsentierten sich drei kulturwissenschaftliche Zugänge zum Thema. *Prof. Dr. Rebecca Grotjahn* von der Hochschule für Musik Detmold machte den Anfang mit ihrem Vortrag über „Luxuskörper – die Diva und das Geld“. Die Musikwissenschaftlerin machte deutlich, dass gerade im Zusammenhang mit Sängerinnen unablässig über Geld geredet werde und das Tabu, über Honorare zu sprechen, für sie offenbar nicht gelte. Ob Taylor Swift, Beyoncé oder die Sängerinnen Adelina und Carlotta Patti im 19. Jahrhundert – die Öffentlichkeit wird und wurde ständig mit Informationen über die astro-



Teilnehmende der Jahrestagung 2019.



Prof. Dr. Sandra Maß (Fotos: Bettina Steinacker).

nomischen Gagen und Eintrittspreise versorgt. Grotjahn konzentrierte sich auf die Stars im 19. Jahrhundert und fragte, welche Funktion das Narrativ der märchenhaften Gagen im Diskurs um die Sängerinnen damals hatte. Obgleich Sängerin einer der ersten Frauenberufe war, mit dem Geld verdient wurde, galt dieser Beruf jedoch nicht als wirkliche Arbeit. Vielmehr wurde die Stimme als Teil eines „körperlichen Vorzugs“ und ihre Präsentation mit Prostitution assoziiert. Die Sängerin wurde als Luxuskörper gehandelt, ihre Kunst wurde gleichzeitig gefeiert und als eitle Schaustellung abgewertet.

Das Kontrastprogramm zum Koloratursopran bot *Dr. des. Heidi Süß* von der Universität Hildesheim mit ihrem Intro, das aus einem Clip von Krime mit dem Rap-Stück „GELD GELD GELD“ bestand. Die interdisziplinäre Wissenschaftlerin setzte die Zuhörer\_innen zunächst in Kenntnis über den State of the Art des deutschsprachigen und internationalen Rap. Hier werde ebenfalls pausenlos und unverblümt über Geld gesprochen, über schnelles Geld und darüber, wer am meisten und am schnellsten zu Geld komme. Süß beschäftigte sich mit den Konstruktionsmodi von Hip-Hop-Männlichkeit im Spannungsfeld von Kommerzialisierung und Authentizität. Die feldspezifische Subjektconstitution stehe keineswegs im Widerspruch zum Kapitalismus. Vertreter der Szene, die zumeist aus der Perspektive marginalisierter und stigmatisierter migrantischer Jugend sprechen, übernehmen neoliberale Männlichkeit und Subjektivierungsweisen, was sich in der Abwertung des anderen und der Erhöhung des eigenen Erfolgs ausdrücke. *Prof. Dr. Florian Heesch* zitierend, wies Süß jedoch auch auf „Vielfalt und Widersprüche auch in der Rap-Kultur“ hin und brachte Gegenbeispiele zum Mainstream.

Der erste Teil der Tagung wurde von *Annika Klanke* und *Dr. des. Linda Leskau* von der TU

Dortmund mit einer fein gestrickten Literaturanalyse abgeschlossen. Anhand von Anke Stellings Roman „Schäfchen im Trockenen“ stellten sie Überlegungen zu Geschlecht, Geld und Gentrifizierung an. Der Roman verhandelt die Gentrifizierung des Bezirks Prenzlauer Berg in Berlin. Die Position der Erzählerin wurde von den Literaturwissenschaftlerinnen geschlechtertheoretisch beleuchtet. Das Tabu, über (das eigene) Geld nicht zu sprechen, wird von der Erzählerin gebrochen, sie berichtet sogar öffentlich in Form eines Zeitungsartikels darüber und provoziert so den Bruch mit ihren bürgerlichen Freunden, die sich persönlich im Text wiederfinden und in ihrer ökonomischen Überlegenheit bloßgestellt sehen. Das kassandrische Element der Romanfigur wird von Klanke und Leskau als Figur der „Parrhesia“, der Wahrsprechenden, mit Bezug auf Foucault herausgearbeitet. Schuld, Scham und Schicklichkeit werden als verschleiende Mechanismen thematisiert, die auch heute noch eine genderspezifische Rolle im bürgerlichen Selbstverständnis spielen.

Nach einem Mittagsimbiss leitete *Maren Jochimsen* als Moderatorin den zweiten Tagungsteil ein. Die Frage von *Gerecht und Ungerecht* wurde von *Prof. Dr. Sandra Maß* auf die Erziehung zum ökonomischen Denken im 19. Jahrhundert und von *PD Dr. Dr. Andrea Günter* auf die Feministische Geldtheorie angewendet. *Prof. Dr. Isabell Lorey* von der Kunsthochschule für Medien Köln musste ihren Beitrag zu „Prekarisierung, Zeit und (queere) Schulden“ leider aus Krankheitsgründen absagen.

Sandra Maß, Historikerin an der Ruhr-Universität Bochum, zeigte anhand von Bild- und anderen Quellen, dass die Frage der ökonomischen Erziehung von Kindern keine neue Modeerscheinung ist, sondern bereits von Beginn der Aufklärung bis ins 19. Jahrhundert intensives Thema war. Geld war Bestandteil sowohl schulischer als auch familiärer Erziehung. Maß stellte die These

auf, dass die bürgerliche Sparsamkeit im 19. und 20. Jahrhundert zunächst für alle Menschen propagiert wurde, während nach 1945 die Unterscheidung zwischen Mädchen und Jungen eine wesentlich stärkere Betonung erfuhr. Am Beispiel der Werbung für den Weltpartag, der zum ersten Mal 1924 stattfand, zeigte sie, dass Mädchen und Jungen zunächst gleich zum Sparen angehalten wurden, mit zunehmender Kommerzialisierung sich die Anwendungsbereiche des Sparens jedoch geschlechtlich differenzierten, bis hin zu einer stark sexualisierten Note insbesondere in den 1970er-Jahren. Ab den Nullerjahren sei hingegen das Leitbild aufgrund der Referenz zur Börse hybrider geworden.

Theoretischer wurde es in dem Vortrag von Andrea Günter aus Freiburg. Wer als feministische Philosophin sich die Frage stelle, weshalb noch immer kein gleicher Lohn für gleiche Arbeit gezahlt werde, lande schnell bei Aristoteles und seiner Gerechtigkeitstheorie. Das Konzept von Aristoteles werde bis heute unhinterfragt hingenommen, obgleich ihm ein dualistisches und patriarchales Politikverständnis zugrunde liege. Der Philosoph liefere jedoch im Gegensatz zu neueren, abstrahierenden Ansätzen Eckpunkte für eine feministische Geldtheorie, da sich bei ihm der Gerechtigkeitsaspekt überhaupt noch rekonstruieren lasse. Geld wird als Mittel zum zählbaren Ausgleich genannt. Indem Aristoteles dekonstruiert und so nutzbar gemacht werde, ließe sich erkennen, was aktuell vielfach ausgeblendet werde: Die Einheit des Haushalts, nicht „der freie Mann“, ist die kleinste Einheit der Ökonomie. Nur wenn Geld als abstraktes Allgemeines konstruiert werde, können soziale Beziehungen ausgeblendet werden. Wechselseitige Abhängigkeiten rückten so aus dem Blickfeld, während in neueren Gerechtigkeitstheorien diese Abhängigkeiten keine Rolle mehr spielten.

Nach diesem gehaltvollen Vortrag war eine Kaffeepause willkommen, bevor es unter dem Motto *Lautstark und Verschwiegen* in die dritte und letzte Runde ging. Die Moderatorin Prof. Dr. Carmen Leicht-Scholten stellte die Sprecherinnen Prof. Dr. Susanne Stark von der Hochschule Bochum, Dr. Beate Kortendiek sowie Prof. Dr. Ute Klammer, beide Universität Essen, vor. In ihren Vorträgen gewann der ökonomische Aspekt von Geld endgültig die Überhand, denn es ging um Gender Marketing, den Gender Pay Gap bei Professuren und um die Alterssicherung von Frauen.

Zunächst führte Susanne Stark in das Gender Marketing ein und sprach insbesondere über seine Bedeutung für Kinder und Jugendliche. Gender Marketing bedient unterschiedliche

Rollenmuster von Frauen und Männern im Sinne von Zielgruppenmarketing. Geschlecht wird hierbei in seiner dualen Ausprägung gedacht, wobei Frauen und Männern unterschiedliche Produkt- und Kaufinteressen unterstellt werden. Auch der Kaufprozess folge unterschiedlichen Mustern. Gerade bei der Zielgruppe der Kinder sei das geschlechterdifferente Marketing besonders ausgeprägt und es gebe weniger Zwischentöne. Hier würden klar nach Geschlechtern getrennte Träume adressiert, unbestimmte Räume fielen sehr gering aus bzw. seien noch immer kaum vorhanden. An Erwachsene gerichtete Werbung sei hingegen wesentlich differenzierter, plumpe Stereotypisierung stoße bei den Zielgruppen offenbar auf weniger Gegenliebe. Der mit vielen Beispielen und vergnüglichen Details geschmückte Vortrag konnte die Aufmerksamkeit des Publikums zu späterer Stunde gut zurückgewinnen.

Auch die Präsentation von Beate Kortendiek<sup>1</sup> konnte die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Publikums für sich gewinnen. Die unterschiedliche Bezahlung von Professorinnen und Professoren an nordrhein-westfälischen Hochschulen berührte viele der Zuhörenden unmittelbar. Und, daran erinnerte Kortendiek gleich zu Beginn, das Sprechen über Geld berühre gerade an der Hochschule ein empfindliches Tabu, da sich Wissenschaft üblicherweise über Leistung definiere. Indem sie die wesentlichen Ergebnisse aus dem Gender-Report 2019 zum Gender Pay Gap bei Professuren vorstellte, brach die Vortragende nach eigener Aussage mit bewusst intransparenten Verhältnissen an den Hochschulen – denn Verschwiegenheit wird oft als Lösung gesehen, um Unfrieden mit Kolleg\_innen zu vermeiden. Demgegenüber wurde es hier konkret: Die größten Verdienstunterschiede zwischen Frauen und Männern bestehen im Fachbereich Medizin mit 994 €, die geringsten zwischen FH-Professor\_innen mit 115 € beim monatlich bereinigten Bruttogehalt. Die Differenz entstehe durch die variablen Entgeltbestandteile (Leistungsbezüge) im Bereich der W-Besoldung und sei gerade dort am stärksten ausgeprägt, wo viele Ressourcen vorhanden seien.

Ähnlich wie die Rente den Abschluss eines Berufslebens markiert, so bildete auch der Vortrag von Ute Klammer über Frauentalerssicherung den Schluss der Veranstaltung. Dabei zeigte sich, dass auf den Gender Pay Gap der Gender Pension Gap folgt: Frauen erreichen im Schnitt etwa 50 % des Renteneinkommens von Männern. Bislang sei diese Lücke vor allem darauf rückführbar gewesen, dass das deutsche System ein Spiegel der Erwerbstätigkeit ist. Je mehr Kinder sie hatten, desto weniger Rente konnten Frauen

<sup>1</sup> Der Beitrag von Beate Kortendiek ist im blog interdisziplinäre geschlechterforschung nachzulesen: <https://www.gender-blog.de/beitrag/gender-pay-gap-bei-professuren/show/>.

erzielen. Dies hat sich durch geänderte Regelungen inzwischen entschärft, doch wird im europäischen Vergleich die Alterssicherung noch immer stark beitragsäquivalent gerechnet. Unterschiedliche Muster der Erwerbsverläufe von Frauen und Männern dürften sich daher auch in Zukunft weiter niederschlagen. Als zentrales Ergebnis der eigenen Studie zum Thema benannte Klammer den Befund eines inkonsistenten Leitbilds der politischen Intervention in diesem Bereich: Unterschiedliche und zum Teil widersprüchliche Anreize, die gleichzeitig gesetzt würden, führten zu einer Benachteiligung vor allem von Frauen. Ihnen falle die gemeinsam getroffene Entscheidung, sich Arbeit und Sorge zu teilen, in der Regel „auf die Füße“, so die Referentin. Zum Abschluss machte Uta C. Schmidt darauf aufmerksam, dass gerade die letzten Vorträge

zeigten, wie in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen konstruierte Ungleichheiten immer wieder neu hergestellt werden. Die Bemühung um Gleichheit und gleiche Chancen werde so letztlich immer wieder konterkariert, indem sich die Machtverhältnisse neu ausbalancierten zugunsten einer männerzentrierten Ordnung. Die Veranstalterinnen verabschiedeten sich dennoch versöhnlich, indem sie die interdisziplinären Eindrücke der Tagung hervorhoben, die wieder einmal neue und ungewohnte Einblicke in die Geschlechterforschung ermöglicht hätten. Die folgenden verschriftlichten Vorträge – von dem Beitrag von Heidi Süß bis zu dem von Ute Klammer – geben einen vertiefenden Einblick in die Vielfalt der Themen und Perspektiven der Jahrestagung 2019 des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW.

#### Kontakt und Information

Dr. Sandra Beaufays  
Koordinations- und  
Forschungsstelle  
Netzwerk Frauen- und  
Geschlechterforschung NRW  
Berliner Platz 6–8  
45127 Essen  
Tel.: (0201) 183-2169  
sandra.beaufays@uni-due.de



Teilnehmende der Jahrestagung 2019  
(Fotos: Bettina Steinacker).

Rebecca Grotjahn

## Luxuskörper – Die Diva und das Geld

<sup>1</sup> Sinem Kiliç: Können wir uns nicht alle liebhaben? Die Sängerin Taylor Swift will jetzt auch politisch sein. In: DIE ZEIT 36. 2019, 29.08.2019, S. 38.

<sup>2</sup> Mariam Sattorov: Rihanna ist die reichste Musikerin der Welt, auf: RollingStone.de, 05.06.2019, <https://www.rollingstone.de/rihanna-reichste-musikerin-der-welt-1715491/>, Abruf: 09.11.2019.

<sup>3</sup> Anonym: Die 20 reichsten Sängerinnen der Welt, auf: Musikradar.de – Musik, Filme & Serien [2019], <https://musikradar.de/die-20-reichsten-saengerinnen-der-welt/>, Abruf: 09.11.2019.

<sup>4</sup> Johanna Graeber: Helene Fischer ist die bestbezahlte Sängerin der Welt, auf: Media Mass, 08.11.2019, <https://de.mediamass.net/stars/helene-fischer/bestbezahlte.html>, Abruf: 09.11.2019.

<sup>5</sup> Bibliothèque nationale de France, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:AdelinaPattibyGill.jpg>, Abruf: 09.11.2019.

<sup>6</sup> François-Joseph Fétis: *Bio-graphie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique*. Bd. 2, Paris 21878, S. 210–213, hier S. 212. Übersetzung: RG.

<sup>7</sup> Tobias Robert Klein: „Il dolce suono ...“ – Gender Studies und italienische Oper des 19. Jahrhunderts. Sozial- und musikhistorische Problemskizzen, in: S. Fragner, J. Hemming, B. Kutschke (Hg.): *Gender Studies & Musik. Geschlechterrollen und ihre Bedeutung für die Musikwissenschaft* (Forum Musik Wissenschaft, Bd. 5), Regensburg 1998, S. 172–188, hier S. 179.

<sup>8</sup> Vgl. Rebecca Grotjahn: The most popular woman in the world – die Diva und die Anfänge des Starwesens im 19. Jahrhundert, in: R. Grotjahn, D. Schmidt und T. Seedorf (Hg.): *Diva. Die Inszenierung der übermenschlichen Frau* (Forum Musikwissenschaft, Bd. 7), Schliengen 2011, S. 74–97.

<sup>9</sup> Dabei greife ich auf einige von mir bereits vorgelegte Publikationen zurück, in denen die Aspekte ausführlicher abgehandelt werden.

Über Geld spricht man nicht? Über Geld spricht man sehr wohl – vor allem, wenn es um Sängerinnen geht. Als Taylor Swift im Sommer 2019 ihr neues Album *Lover* herausbrachte, illustrierte die *ZEIT* die Kurzrezension mit einem Bild der Künstlerin, das die Unterschrift trug: „Die 29-jährige Amerikanerin Taylor Swift ist die reichste Musikerin der Welt“ – was mit dem Inhalt der Rezension übrigens nicht das Geringste zu tun hatte.<sup>1</sup> Wer im Internet stöbert, stößt auf eine ganze Reihe weiterer ‚reichster Sängerinnen der Welt‘, etwa Rihanna,<sup>2</sup> Madonna<sup>3</sup> oder Helene Fischer<sup>4</sup>.



André Gill: Adelina et Carlotta Patti. In: *La Lune*. Nouvelle série. Nr. 38, 25.11.1866<sup>5</sup>

Der unermessliche Reichtum von Sängerinnen ist ein Motiv, das sich bereits im 19. Jahrhundert in vielen Karikaturen findet. Schon Presseartikel und Broschüren über Angelica Catalani, vielleicht die erste Sängerin, die als Star bezeichnet werden kann, nennen entsprechende Zahlen, die in Literatur und Lexikonartikeln aufgegriffen und auf diese Weise historiografisch verstetigt wurden. François-Joseph Fétis etwa berichtet in seinem Musiklexikon 1875:

„In einer einzigen viermonatigen Theatersaison verdiente sie ungefähr 180.000 Francs. [...] In derselben Zeit verdiente sie ungefähr 60.000 Francs bei Soiréen und Konzerten. Allein für den Vortrag von *God save the king* und *Rule Britannia* in *Drury Lane* oder *Covent Garden* erhielt sie 200 Guineen, und 2.000 Pfund Sterling bekam sie für ein einziges Musikfest. Wenn die Theater in London geschlossen waren, reiste sie durch

die Grafschaften in Irland und Schottland, was ihr enorme Summen einbrachte.“<sup>6</sup>

Zahlen zu schier unglaublichen Gagen findet man auch zu anderen frühen Gesangsstars, etwa Henriette Sontag, Jenny Lind oder Adelina Patti, ebenso zu den Kosten ihrer großzügigen Wohnhäuser, ihrer Kleider oder dem Wert ihres Schmucks oder den Preisen für Konzertbillets.

Die Fülle an Angaben zum Geld – die in der wissenschaftlichen wie populären Literatur bis heute immer wieder reproduziert werden – fällt umso mehr auf, weil man in der Musikkultur ökonomische Daten sonst meist vergeblich sucht. Herauszufinden, wie viel Beethoven an einer gedruckten Ausgabe einer Klaviersonate verdiente oder was um 1850 ein Abonnement für die Leipziger Gewandhauskonzerte kostete, ist mühsam; die Honorare der Sängerinnen hingegen werden einer fast aufgedrängt. Sie mussten sogar als Argument gegen die feministische Musikforschung herhalten, die die Sängerin pauschal als „unterdrücktes, mißbrauchtes und zugrundegeichtetes Wesen“ zeichnete, obwohl sie doch so reich war – anders als z. B. mancher in kärglichen Verhältnissen lebende Bass-Sänger.<sup>7</sup>

Sollte es tatsächlich einen lang anhaltenden Gender Pay Gap zugunsten des musikalischen Frauenberufes schlechthin, der Sängerin, geben? Um diese Hypothese zu überprüfen, wären auf Archivalien und ökonomischen Kenntnissen gründende Studien nötig. Verdiente die durchschnittliche Hof- oder Stadttheatersängerin mehr als ihr durchschnittlicher männlicher Kollege? Verdienten die weiblichen Stars mehr als die männlichen? Dies ist allerdings eine schwierige Frage, denn männliche Stars gab es zunächst kaum; die frühen Stars waren weiblich – die Stargeschichte beginnt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Sängerinnen.<sup>8</sup> Ich möchte an dieser Stelle jedoch gar nicht die ökonomischen ‚Realien‘ betrachten, sondern das Narrativ vom Geld der Sängerinnen. Mit großen Schritten bewege ich mich dabei quer durch die Geschichte der Sängerin in der ‚westlichen‘ Welt.<sup>9</sup> Drei Motive stehen im Mittelpunkt: Arbeit (bzw. keine Arbeit), Prostitution und Ziergesang. In Verbindung stehen sie über den Begriff des Luxus.

## 1 (Keine) Arbeit

Zweihundert Guineen für nur zwei Lieder der Catalani – überhöhte Einkünfte verweisen auf ein unstimmliges Preis-Leistungs-Verhältnis: Der Entlohnung steht nicht die entsprechende Arbeitsleistung gegenüber. Tatsächlich wird im Gesangsdiskurs der Charakter des Singens als Arbeit oft generell in Abrede gestellt. Zum Singen bedarf es, so scheint es zuweilen, nur einer schönen Stimme – ein Geschenk der Natur, das man bloß zu benutzen braucht. Dies suggeriert etwa die Metapher des Singvogels, die im 19. Jahrhundert für zahlreiche Sängerinnen benutzt wurde (und nicht etwa für Sänger, obwohl es in der Natur doch mehrheitlich die männlichen Vögel sind, die singen). So wurde etwa die ‚schwedische Nachtigall‘ Jenny Lind in Hans Christian Andersens berühmter Erzählung *Nattergalen* verewigt.<sup>10</sup> Im 20. Jahrhundert kennt man die Sängerinnen Miliza Korjus, Gretl Vernon und Erna Sack als „nordische“, „Wiener“ bzw. „deutsche“ Nachtigallen.<sup>11</sup> Das Bild des Singvogels bezieht sich auf die scheinbare Leichtigkeit, mit der Sängerinnen selbst schwierigste Koloraturen meistern – obwohl es sich in Wirklichkeit um eine große Herausforderung handelt, die komplexe Körpertechniken ebenso erfordert wie muskuläre Anstrengungen. Dies entspricht einem verbreiteten Motiv, das noch im heutigen Genderdiskurs präsent ist: Frauen ‚arbeiten‘ nicht. Karin Hausen hat in einem Überblick über „Arbeit und Geschlecht“ gezeigt, wie ab dem 19. Jahrhundert der Arbeitsbegriff auf die männlich codierte Erwerbsarbeit reduziert, Arbeit von Frauen hingegen marginalisiert und abgewertet wurde, „denn ‚richtige‘ Arbeit ist Männerarbeit“.<sup>12</sup> Im Musikdiskurs findet sich diese Struktur im Gendering von Vokal- und Instrumentalmusik. Frauen waren historisch in erster Linie fürs Singen zuständig – Sängerin galt lange als einer der wenigen akzeptierten Frauenberufe (nicht nur in der Musik) –, während die in Orchestern und Ensembles verwendeten Instrumente für Frauen tabu waren.<sup>13</sup> Heute sind diese Strukturen in der ‚Hochkultur‘ zwar recht weitgehend erodiert, im Jazz und in der Populären Musik jedoch noch überraschend intakt: In den meisten gemischtgeschlechtlichen Gruppen sind hier die Instrumente von Männern besetzt, während Frauen fast durchweg als Sängerinnen auftreten. Mary Ann Clawson hat in einer aufschlussreichen Studie gezeigt, wie das Gendering von Instrumentalspiel und Gesang funktioniert.<sup>14</sup> Versierte Instrumentalistinnen werden von Bands abgewiesen, da von den männlichen Verantwortlichen von vornherein angezweifelt wurde, dass sie die ‚Technik‘ des Instruments



Prof. Dr. Rebecca Grotjahn (Foto: Bettina Steinacker).

‚beherrschen‘. Im Kontrast zu dieser maskulinen Codierung des Instrumentalspiels steht die Aufforderung an dieselben Frauen, in den Bands doch stattdessen zu singen – obwohl sie das nie gelernt hatten. Singen gilt also auch hier als bloße Benutzung eines körperlichen Merkmals, aber nicht als Arbeit.

Wer nicht arbeitet, ‚verdient‘ auch kein Geld. Wer nicht arbeitet, aber trotzdem Geld bekommt, führt ein Luxusleben. In seinem Klassiker *Luxus und Kapitalismus* hat Werner Sombart den Zusammenhang von Luxus und Weiblichkeit theoretisch festgeschrieben: Das „Weibchen“ sei seit dem Frühkapitalismus die prägende Akteurin der kapitalistischen Luxuskultur.<sup>15</sup> Im Luxus leben auch die Sängerinnen, die nicht ‚arbeiten‘ und trotzdem Geld haben.

## 2 Prostitution

Wenn Singen lediglich als Nutzung günstiger körperlicher Eigenschaften gesehen wird, befindet sie sich zugleich in Reichweite der Prostitution, in die die Sängerin traditionell gerne gerückt wird. Noch in John Rossellis Standardwerk über *Singers of Italian Opera* wird diese Nähe als Faktum betrachtet: „[The women singers] were all suspected of being courtesans; some were.“<sup>16</sup> Die Theaterwissenschaftlerin Melanie Hinz hat eine aufschlussreiche Analyse der Geschichte dieses Motivs im Sprechtheater vorgelegt;<sup>17</sup> jedoch findet sich die Entwicklung im Bereich der Oper und des Singens in noch ausgeprägterer Form. Das gilt auch für die heftige Intensivierung der Debatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die mit einem dezidierten Gendering einherging: Die Nähe der Bühnenkünstlerin zur Prostituierten wurde zum Allgemeinplatz in der wissenschaftlichen wie populären Literatur.<sup>18</sup>

<sup>10</sup> Hans Christian Andersen: Nattergalen, in: Ders.: *Nye Aeventyr*. Bd. 1, Kjøbenhavn 1843. In Deutschland ist die Erzählung unter dem Titel „Die chinesische Nachtigall“ bekannt.

<sup>11</sup> Vgl. Margarethe Fischer: *Miliza Korjus – Lebensbeschreibung und Legende. Ein Beitrag zur Sängerinnen-Biographik*. Diss., Universität Paderborn 2013, <https://digital.ub.uni-paderborn.de/hsx/content/titleinfo/1218503>, Abruf: 06.12.2019, S. 349f.

<sup>12</sup> Karin Hausen: Arbeit und Geschlecht, in: J. Kocka, C. Offe (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt a. M./New York 1999, S. 343–361, hier S. 346.

<sup>13</sup> Vgl. Freia Hoffmann: *Instrument und Körper. Die musizierende Frau in der bürgerlichen Kultur*, Frankfurt a. M./Leipzig 1991.

<sup>14</sup> Mary Ann Clawson: „Not Just the Girl Singer“. Women and Voice in Rock Bands, in: S. Fisher, K. Davis (Hg.): *Negotiating at the Margins. The Gendered Discourse of Power and Resistance*, New Brunswick, 1993, S. 235–254.

<sup>15</sup> Werner Sombart: *Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung*, Berlin [1983] (Erstausgabe: *Luxus und Kapitalismus*, München 1913), S. 118ff. et passim.

<sup>16</sup> John Rosselli: *Singers of the Italian Opera*, Cambridge 1992, S. 56.

<sup>17</sup> Melanie Hinz: *Das Theater der Prostitution. Über die Ökonomie des Begehrens im Theater um 1900 und der Gegenwart*, Bielefeld 2014.

<sup>18</sup> Vgl. Hinz 2014, insbes. Kap. 3.

Dafür wurden bisweilen pseudo-anthropologische Gründe angeführt: Im Grunde stecke in jeder Frau eine „Dirne“ und – genau deshalb – auch eine Schauspielerin.<sup>19</sup> Daneben wurde auf vermeintlich sozialgeschichtliche Ursachen verwiesen, insbesondere die finanzielle Belastung der schlecht bezahlten (!) Künstlerinnen, die sich ihre Kostüme selbst zu beschaffen hatten, während Männer sie gestellt bekamen; dies habe viele Künstlerinnen in prostitutive Verhältnisse zu reichen Gönnern gezwungen.<sup>20</sup> Der Theaterwissenschaftler Heinrich Stümcke beschreibt in seiner 1905 erschienenen Abhandlung ausführlich das Luxusleben der „zur Maitresse großen Stils“ avancierten Bühnenkünstlerin, wobei es zunächst weniger die Schauspielerin als die Tänzerin und vor allem „die Sängerin, die in Trillern und Koloraturen mit der Nachtigall wetteifert“, gewesen sei, die diesen Status besaß.<sup>21</sup>

In diesen Kontext gehört auch Werner Sombart, der Theoretiker des Luxus. Ihm zufolge sind die Schöpferinnen der Luxuskultur die „Fürstenmaitressen“ oder „Cortegiane“. Dieser Begriff steht ja ursprünglich für die „Hofdame“, wandelt sich jedoch im Laufe des 16. Jahrhunderts zur „Kurtisane“ im noch heute üblichen Verständnis, die adlige Männer und Kleriker gegen Bezahlung durch erotische und andere Künste unterhält. Im Zuge der Verbürgerlichung lösten, so Sombart, „[d]ie Theaterdame, der Theaterstar, die Tänzerin an der großen Oper [...] die dichtenden und malenden Kurtisanen des Cinquecento ab“.<sup>22</sup> Jenseits der klischeehaften Erzählung ist diese Analyse historisch korrekter als Sombart vermutlich wusste. Denn tatsächlich ging der Stand der Berufssängerin sozialgeschichtlich aus dem der Hofdame hervor. Viele italienische Adlige pflegten im 16. Jahrhundert virtuoson Gesang in besonderem Maße. Hier tat sich insbesondere der Hof von Ferrara hervor, an dem Herzog Alfonso II. im Jahre 1580 das *Concerto delle Donne* einrichtete.<sup>23</sup> Die ersten Mitglieder dieses Gesangsensembles waren sängerisch begabte adlige Damen. Diese Hofdamen wurden im Laufe der Zeit durch Berufssängerinnen ersetzt – den ersten professionellen Vertreterinnen dieses Standes. Zugleich jedoch wurden Formen der höfischen Kultur von Prostituierten imitiert – das ist der Hintergrund für den Begriff ‚Kurtisane‘: Die Prostituierten dieser Zeit pflegten eine hochstehende Musikkultur und sangen und spielten dasselbe Repertoire, das an den Höfen gepflegt wurde.<sup>24</sup> Wenn Autoren um 1900 Sängerinnen in die Nähe der Prostitution stellen, heißt das nicht, dass ihnen der eben geschilderte historische Zusammenhang bewusst war; vielmehr hatte sich das Narrativ verselbstständigt und die Imitation höfischer

Kulturformen wurde quasi mit dem ‚Original‘ verwechselt.

### 3 Ziergesang

Dass es um 1900 zu einer „Verdichtung des Prostitutionsdiskurses“ kommt, lässt sich – so Hinz – mit dem Genderdiskurs der Zeit und dem Wandel der Begehrensstrukturen in Zusammenhang bringen.<sup>25</sup> Indessen spielt hier auch ein von Hinz nicht beachteter Aspekt eine Rolle, der spezifisch mit dem Gesang zu tun hat. Wofür wurden die ersten Sängerinnen-Stars im 19. Jahrhundert verehrt? Anders als heutige Opernsängerinnen verehrte man sie nicht in erster Linie als ‚Interpretinnen‘ von Kompositionen, sondern als Gesamtpersönlichkeiten, als Verbindung von Image, Aussehen, Kostümen, Bewegungen bzw. Posen, Stimme und Gesang; nur dies rechtfertigt überhaupt, sie als Stars zu bezeichnen. Das gilt im Prinzip auch für Schauspielerinnen oder Tänzerinnen; indessen ist dem oben zitierten Stümcke durchaus zuzustimmen, wenn er die besondere Stellung der „Sängerin, die in Trillern und Koloraturen mit der Nachtigall wetteifert“, betont.<sup>26</sup> Erstens wurde der virtuose Gesang als geradezu übermenschliche Kunst verehrt, was heute nachvollziehbarer wird, wenn man sich die letzten Vertreterinnen dieser Kunst auf alten Tonaufnahmen aus der Zeit vor ca. 1920 anhört.<sup>27</sup> Zweitens galt der Koloraturgesang – bedingt durch den stimmgeschichtlichen Wandel im 19. Jahrhundert – als spezifisch weibliche Ausdrucksform, weshalb sie ein maßgebliches Element der heteronormativen Beziehung von Star und (männlichem) Verehrer bilden konnte.<sup>28</sup>

So ambivalent indessen der gesellschaftliche Status der Sängerin – zwischen Diva und Kurtisane – war, so ambivalent war auch das Ansehen des virtuoson Gesangs. Für ihn wurden Sängerinnen bewundert, aber zugleich diffamiert: Immer wieder sehen sie sich dem Vorwurf ausgesetzt, die Präsentation von stimmlicher Virtuosität sei der alleinige Zweck ihrer Auftritte. Typisch hierfür ist eine von Jürgen Kesting zustimmend zitierte Kritik über Adelina Patti: „Sie war unendlich mehr daran interessiert, ihre schöne Stimme vorzuführen als die Musik, die sie sang. Der Komponist war für sie nicht mehr als der Halt, an dem sie ihre Triller und Tricks aufhängen konnte.“<sup>29</sup> „Ihre schöne Stimme vorführen“ – diese Formulierung erinnert erneut an den Prostitutions-Topos: Singen als Zurschaustellung des Körpers gegen Geld. Zugleich verweist sie darauf, dass hier das Verhältnis zwischen Sängerin und Komponist zur Debatte steht. Suggestiert wird, dass es doch eigentlich um die adäquate Interpretation des Werks gehen müsste, entsprechend der

<sup>19</sup> Adolf Weissmann: *Die Primadonna*, Berlin 1920; Bernhard A. Bauer: *Komödiantin ... Dirne? Der Künstlerin Leben und Lieben im Lichte der Wahrheit*, Wien und Leipzig 1927.

<sup>20</sup> Vgl. Gisela Schwanbeck: *Sozialprobleme der Schauspielerin im Ablauf dreier Jahrhunderte* (Theater und Drama Bd. 18), Berlin-Dahlem 1957, S. 74–77, sowie Hinz 2014, S. 94f.

<sup>21</sup> Vgl. Heinrich Stümcke: *Die Frau als Schauspielerin*, Leipzig [1905], S. 39.

<sup>22</sup> Sombart 1983, S. 80.

<sup>23</sup> Vgl. Anthony Newcomb: *The Madrigal at Ferrara 1579–1597*, 2 Bde., Princeton 1980, passim.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu Sabine Meine: Musik und die Kultur der Geschlechterbeziehungen in der frühen Neuzeit am Beispiel von italienischer Hofmusik und *ars amatoria* des frühen 16. Jahrhunderts, in: R. Grotjahn, S. Vogt (Hg.): *Musik und Gender. Grundlagen – Methoden – Perspektiven* (Kompendien Musik, Bd. 5), Laaber 2010, S. 110–125.

<sup>25</sup> Vgl. Hinz 2014, passim (das Zitat: S. 11).

<sup>26</sup> Siehe Fußnote 21.

<sup>27</sup> In dem hier dokumentierten Vortrag wurde als Hörbeispiel eine Aufnahme der Cavatina „Una voce poco fa“ aus Gioacchino Rossinis *Il barbiere di Siviglia* von 1913 ausgewählt; auch auf <https://www.youtube.com/watch?v=tUyXs3KhxPc>, Abruf: 06.12.2019.

<sup>28</sup> Vgl. Grotjahn 2011, S. 95ff.

<sup>29</sup> Jürgen Kesting: *Die großen Sänger*, Düsseldorf 1986, Bd. 1, S. 18.

Intention des Komponisten – und stattdessen missbraucht die Sängerin dessen Notentext als „Halt, an dem sie ihre Triller und Tricks aufhängen konnte“!

Tatsächlich ist das Verhältnis Sängerin/Komponist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Konfliktfeld. Noch im 17. Jahrhundert war es selbstverständlich, dass Musik nicht einfach ‚vom Blatt‘ gesungen, sondern mit improvisierten Veränderungen (Trillern, Diminutionen etc.) zum Leben erweckt wurde; in der Beherrschung dieser „Manieren“ bestand in erster Linie die Kunst der Musiker\*innen. Seit dem 18. Jahrhundert melden Komponisten mit zunehmender Lautstärke ihren Anspruch auf Texthoheit an und verwahren sich gegen Veränderungen ihrer Noten, die gleichzeitig immer mehr Details der Ausführung vorschreiben. Begleitet wird dieser Prozess von Debatten in der Musikkritik und Musikliteratur, die die Frage der Texthoheit gerne mit Anekdoten über Konflikte zwischen ‚unbotmäßigen‘

Sängerinnen und Komponisten illustrieren.<sup>30</sup> Die Entwicklung spielt sich je nach Genre in unterschiedlichem Tempo ab; zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist es auch in der italienischen Oper so weit, dass Veränderungen des Notentexts kaum mehr akzeptiert werden.

Dass es heute üblich ist, die Manieren als „Verzierungen“ oder „Ornamente“ zu bezeichnen, ist aufschlussreich: Verzierungen gehören nicht zur Substanz. Sie entsprechen mithin Sombarts Definition von Luxus: „Luxus ist jeder Aufwand, der über das Notwendige hinausgeht.“<sup>31</sup>

Das Geld der Diva verweist mithin nicht auf ökonomische Tatsachen, sondern auf den Luxusdiskurs. Die Summen scheinen übertrieben, weil die Sängerin ja nicht ‚arbeitet‘, sondern lediglich körperliche Eigenschaften benutzt und zur Schau stellt. Und was sie präsentiert, ist der pure Luxus: der womöglich bewundernswürdige, musikalisch jedoch völlig überflüssige Ziergesang – der Luxuskörper der Diva.

<sup>30</sup> Vgl. Rebecca Grotjahn: Die Teufelinn und ihr Obrister. Primadonnen, Komponisten und die Autorschaft in der Musik, in: M. Gerards und R. Grotjahn (Hg.): *Musik und Emanzipation. Festschrift für Freia Hoffmann zum 65. Geburtstag*, Oldenburg 2010, S. 131–140.

<sup>31</sup> Sombart 1983, S. 85.

**Kontakt und Information**  
Prof. Dr. Rebecca Grotjahn  
Musikwissenschaftliches Seminar der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik Detmold  
Hornsche Straße 39  
Neustadt 22  
32756 Detmold  
grotjahn@mail.uni-paderborn.de

Heidi Süß

## „Modus Mio“ und lila Scheine – Konstruktionsmodi von Rap-Männlichkeit in Zeiten rapider Kommerzialisierung

### 1 Einleitung

Über Geld spricht man nicht? Von wegen! Es gibt wohl kaum ein gesellschaftliches Feld, dessen Akteur\_innen so häufig und vor allem so unverhohlen über Geld sprechen wie die Protagonist\_innen der deutschsprachigen Rap-Szene. Die Bezugnahmen auf den allseits ersehnten Reichtum kommen dabei ganz unterschiedlich daher, sind mal mehr, mal weniger codiert und weisen die deutschsprachige Rap-Szene einmal mehr als multikulturelle, mit sämtlichen Sprachregistern vertraute Sprechgemeinschaft aus. Während die einen ihre Wünsche in den buntesten Farben zum Ausdruck bringen (z. B. „braun, grün, gelb, lila“ von *18 Karat*, „lila Scheine“ von *KC Rebell*), geht es andernorts schlichtweg um’s „Geld machen“ (Songtitel u. a. von *Capital Bra* oder *Kianush*), und zwar möglichst schnell (vgl. „Schnelles Geld“ z. B. von *Schwester Ewa* oder *Sero El Mero*). Wollen die einen „para, para, para“ oder „money, money, money“ (vgl. „Geld, Geld, Geld“ von *Krime*), rappen wieder



Dr. Heidi Süß (Foto: Bettina Steinacker).

andere von Batzen, Patte, Cash oder Flouz<sup>1</sup> (z. B. „Rhythm & Flouz“ von *Celo&Abdi*). Ganz in der Tradition des US-amerikanischen Vorbilds stehend, bildet sich die offen kapitalistische Motivation vieler Rapper\_innen aber auch bereits in der Namensgebung dutzender Szene-Labels ab.

<sup>1</sup> Le flouze (frz./veralt.) = Knete; مولف [fuˈluːs] (arab./umgangssprachl.) = Geld.

Analog zu ‚Cash Money Records‘ oder ‚Young Money Entertainment‘ (beide USA) gibt es in Deutschland HipHop-Labels wie ‚I luv money records‘, ‚Alles oder Nix‘, ‚German Dream‘ oder ‚Selfmade Records‘. Von Künstlernamen wie *Milioniar*, *Moneyboy*, *Joey Bargeld*, *Dollar John*, *Gold Roger*, *Plusmacher* oder *18 Karat* ganz zu schweigen.

Woher aber kommt das exzessive und überaus unverblünte Streben nach finanziellem Reichtum im Rap? Wie geht diese (Markt-)Systemkonformität mit dem historischen Geworden-Sein der einst widerständigen Subkultur zusammen und wie kommt es, dass marginalisierte – weil migrantische – Männlichkeiten à la *Capital Bra* eine Logik affirmieren, die erneut Marginalisierung und Ungleichheit generiert, anstatt diese kritisch infrage zu stellen? Eine Spurensuche.

## 2 „Ideale sind wie Koks, ein Teil bleibt immer am Geldschein kleben“<sup>2</sup> – HipHop-Subjekte zwischen Authentizität und Ausverkauf. Ein historisch informierter Rundumblick

Auch wenn es die/den Normalo-Rapmusik-Konsument\_in von heute verwundern mag: Mit dem Lobgesang auf das große Geld, wie er heute gefühlt 90 % der Raptexte im Musik-Mainstream kennzeichnet, kam man in der Geschichte der HipHop-Kultur nicht immer ungestraft davon. Im Gegenteil sahen sich kommerziell orientierte und/oder erfolgreiche Rapper\_innen noch vor gar nicht allzu langer Zeit schnell mit dem sog. ‚Sell-out‘-Vorwurf konfrontiert, ein subkultureller Todesstoß, der die jeweilige Zielperson qua Absprache von *realness* schnell zur Persona non grata diskreditierte. So geschehen etwa im Jahr 2005, als der selbst ernannte ‚King of Rap‘ *Kool Savas* seinem ehemaligen Schützling und musikalischen Weggefährten *Eko Fresh* mit dem Track ‚Das Urteil‘ für einige Jahre von der deutschsprachigen HipHop-Bildfläche fegte. In dem Song hieß es u. a.: „Ihr setzt Erfolg über Realness, setzt Cash über Freunde“ oder auch „du warst weg, weit weg in der Popwelt, der Rapper der Dieter Bohlen den Cock<sup>3</sup> hält, bald gibt’s Kopfgeld, du bist verrückt, du willst zurück, wer bist du nur? Warst L.O.V.E.<sup>4</sup> und jetzt wieder HipHop, du Missgeburt?“.

Dass sich (mehr oder weniger) politische Sub- und/oder Jugendkulturen vom Wesen her einer Vereinnahmung durch die Mehrheitskultur erwehren wollen, sich durch die Abgrenzung und Rebellion gegen diese ja gerade erst herausbilden, mag zu den Allgemeinplätzen der Cultural Studies und Jugendkulturforschung gehören. Im Bereich HipHop scheint dem Thema jedoch

eine besondere Bedeutung zuzukommen, zählt die Kritik an der Musikindustrie doch zu den am häufigsten wiederkehrenden Themen in (europ.) Raptexten (vgl. sog. ‚scene discourse‘, Androutsopoulos/Scholz (2002:10)) und ist überdies – besonders im US-amerikanischen Raum – eng mit dem Authentizitätsdiskurs des HipHop verwoben. Um das zu verstehen, lohnt ein Blick in die Geschichte des HipHop. (Männliche) HipHop-Identitätsarbeit nämlich muss aus einer postkolonial und intersektional informierten Perspektive gedacht werden, die die Verschränkung von Geschlechterkonstruktionen mit weiteren Kategorien wie *race* und *class* berücksichtigt.

Mit der zunehmenden Kommerzialisierung US-amerikanischer Rapmusik in den 1990er-Jahren fanden sich Schwarze Rapper\_innen schon bald in einem komplexen Identitätsdilemma wieder. Zwar verschaffte der übermäßige Erfolg von Rap vielen der ehemals deprivilegierten Protagonist\_innen erstmalig Zugang zu ökonomischem Kapital und sorgte für eine nie dagewesene Sichtbarkeit Schwarzer Musik, Lebenswelten und Ästhetiken in der US-amerikanischen Gesellschaft. Als Nährboden dieses Erfolgs und seiner mehrheitlich *weißen* Käuferschicht waren jedoch schnell rassistische und sexistische Stereotype ausgemacht, wie u. a. die US-amerikanische Geschlechterforscherin Peoples konstatiert:

„Mainstream rap music is most easily commodified because it represents ideas of blackness that are in line with dominant racist and sexist ideologies; it has economic potential only because it works hand-in-hand with long established ideas about the sexual, social, and moral nature of black people. In other words, the images of black male violence and aggression that dominate mainstream rap music are highly marketable in America because of already existing ideologies of racism that long ago named the black male as supreme aggressor and physical and sexual threat. Similarly, the images of sexually available black women that pervade rap music are marketable because of already existing ideologies that designated black women as hypersexual and morally obtuse.“ (Peoples 2008: 24)

Die Vereinnahmung Schwarzer Kultur durch eine *weiße* Industrie und Mehrheitsgesellschaft, der fehlende Einfluss auf die ‚eigenen‘ Images und Repräsentationen sowie der kommerzielle Achtungserfolg *weißer*, privilegierter Vorort-Rapper wie *Vanilla Ice* führten dazu, dass die Idee der Authentizität nicht nur an Bedeutung im HipHop gewann, sondern auch eng mit der ‚race-question‘ verknüpft wurde. Anders ausgedrückt: Rap – für viele ohnehin ‚black cultural expression‘ – wurde

<sup>2</sup> *Fatoni & Dexter* ‚Authentizität‘ (2015).

<sup>3</sup> cock (engl./vulg.) = Schwanz.

<sup>4</sup> L.O.V.E. war ein sehr poppiger Rap-Song, den *Eko Fresh* damals mit *Freundin* und R&B-Sängerin *Valeska* releaste und der es im Jahr 2004 auf Platz 16 der Charts schaffte.

Abb. 1. Support Claims of Authenticity

| Semantic Dimensions  | Real                     | Fake                  |
|----------------------|--------------------------|-----------------------|
| Social-physiological | staying true to yourself | following mass trends |
| Racial               | Black                    | White                 |
| Political-economic   | the underground          | commercial            |
| Gender-sexual        | hard                     | soft                  |
| Social-locational    | the street               | the suburbs           |
| Cultural             | the old school           | the mainstream        |

Quelle: McLeod (1999: 138ff.): Authenticity claims within hip-hop discourse.

als originär Schwarze (Musik-)Kultur zurückerobert und festgeschrieben. Eine Distanzierung („disassociate“) vom eigenen „Schwarz-Sein“ dagegen barg das Risiko, sich Vorwürfe um Ausverkauf („sell-out“) und gleichsam Verrat an der eigenen, afroamerikanischen Community einzuhandeln (McLeod 1999: 141). Die semantischen Dimensionen ‚racial‘ und ‚political-economic‘ finden sich folgerichtig auch in der viel zitierten HipHop-Authentizitätsmatrix des Kommunikationswissenschaftlers McLeod aus dem Jahr 1999 wieder (siehe Abb. 1). ‚Weiß‘ und ‚kommerziell(sein)‘ gelten hier als ‚fake‘, ebenso wie ‚the mainstream‘ auf der kulturellen und ‚following mass trends‘ auf der sozial-psychologischen Ebene (vgl. ebd.: 139).

Dass dieser feldspezifische Maßstab angesichts der rapide fortschreitenden Kommerzialisierung von Rapmusik und der engen Verquickung hegemonialer Männlichkeit mit ökonomischem Kapital schon bald semantischen Verschiebungen anheimfallen würde, war abzusehen ...

### 3 HipHop und Kommerz – eine ambivalente Beziehung? Über Gangsta-Rap, Männlichkeit und soziale Ungleichheit

Zunächst mal eine Klarstellung: Der Glaube, die jugendlich-naive, genuin anti-kommerzielle Idealisten-Gemeinde des HipHop sei gänzlich unfreiwillig und nur unter größtem Widerstand in die grausamen Fänge der neoliberalen Verwertungsmechanik geraten, kommt nicht nur einer Verklärung des HipHop gleich, sondern verkennt auch den Modus der feldspezifischen Subjektkonstitution. Denn ungeachtet seines emanzipatorischen Potenzials oder seiner zuweilen subversiven Inhalte stand HipHop nie im Widerspruch mit kapitalistischen Logiken und zielt auch nicht per se auf die Abschaffung gesellschaftlicher Ungleichheit. „Vielmehr enthält HipHop durch seine immanente Flexibilität, Innovationsfähigkeit, seiner Medien- und Markenaffinität und seiner Wettbewerbspraxis in der

Ausübung seiner Ausdrucksformen Strukturelemente und Prinzipien aktueller kapitalistischer Ordnungssysteme“, wie Bock/Meier/Süss (2007: 320) formulieren. Als „Kultur des Machens und Produzierens“ (Klein/Friedrich 2003: 38) sind HipHop-Subjekte aller Generationen seit jeher angehalten, sich auf irgendeine Art und Weise zu engagieren, denn „in der Verpflichtung, aktiv zu sein, besteht die normative Kraft des Faktischen“ (ebd.). Auch das Prinzip des *style* spiegelt die Subjektivierungslogik der Szene wider, gilt es diesen doch in ständigem Wettbewerb weiterzuentwickeln und dabei größtmögliche Originalität und Individualität zu erreichen (zum *style* vgl. auch Menrath 2001).

Während sich das quasi-obligatorische Produktiv-Sein in prä-kommerziellen Zeiten eher idealistisch begründete und aus der Liebe zur Kultur heraus entsprang (vgl. ‚The golden era‘), läutete der Siegeszug des hypermaskulinen Gangsta-Subgenres einen sukzessiven Sinneswandel ein: Produktiv-Sein folgte nunmehr einer ökonomischen Logik. „Get Rich or Die tryin“ heißt nicht nur das Debütalbum von Gangsta-Rapper *50Cent* aus dem Jahr 2003, sondern begann sich auch zum szenübergreifenden Credo zu entwickeln. Was war passiert?

Der US-amerikanische Soziologe Michael P. Jeffries hat sich intensiv mit den Männlichkeitskonstruktionen Schwarzer (Gangsta-)Rapper zwischen Authentizität und Kommerzialisierung beschäftigt und macht den Mythos des American Dream als wirkmächtiges Narrativ in diesem Spannungsfeld aus. Gut 60 % der Schwarzen US-Amerikaner\_innen beispielsweise glaubten nicht an Diskriminierung als ungleichheitsgenerierenden Faktor, etwa auf dem Wohnungsmarkt. „[T]he folk are blinded by their belief in the ‚American Dream‘ and intoxicated by conspicuous consumption“, formuliert Jeffries (2011: 71), für den der immense Erfolg einiger weniger US-Rapper die bestehende strukturelle Ungleichheit nur noch mehr zu verschleiern hilft:

„Rappers who rise from the poorest ghettos to the privileged class are cast as proof that underdogs can triumph in American capitalism and that black people have the capacity and the right to consume the very best and be counted among those who are important. MCs [‘Masters of Ceremony’, alternative Bezeichnung für ‚rapper‘, Anm. d. Verf.] are marketed as representatives of impoverished communities, giving mainstream visibility, audibility, and creative credibility to constituencies that are ignored at best and dishonored at worst. All of this may inspire a false belief and faith in America’s yet unrealized promise of equality of opportunity and provide a smoke screen that prevents the folk from recognizing and criticizing the structures that impede their economic and political progress.“ (Jeffries 2011: 71)

Bei allem Bedauern gegenüber dieser unkritischen Affirmation versäumt Jeffries es nicht, das geradezu geschichtsvergessene, überaus frenetische Zelebrieren von Reichtum und Luxusartikeln – wie wir es vor allem aus dem Gangsta-Subgenre kennen – an die Subjektposition der entlang von *class* und *race* marginalisierten Schwarzen Rap-Männlichkeit zurückzubinden: Geld, Eigentum und materielle Güter sollen das Defizit sozialer Anerkennung und jahrhundertelanger Entmännlichung kompensieren und werden zum Ausweis von Macht und einer wiedergewonnenen (männlichen) und gleichsam Schwarzen Souveränität (ebd.). Gelingt es Schwarzen Rappern dann noch, das *weiße* Narrativ vom American Dream durch Rückgriff auf Schwarze Ästhetiken und Kulturtraditionen zu erzählen (*stylin’*) und trotz Anhäufung immensen Reichtums in Verbindung zur hood, d. h. zur ‚folk culture‘, zu bleiben, so wird die HipHop-Identitätsarbeit an dieser Stelle als *real*, d. h. als authentisch geglaubt, wie Jeffries im Rahmen seiner Interviewstudie herausarbeitet (Jeffries 2011: 68ff., vgl. auch Hess 2012). Dem Milliardär und ehemaligen Crack-Dealer Jay-Z gelänge dieses Mäandern dabei besonders erfolgreich (vgl. auch White 2011: 80ff.)

#### 4 „Ackern“ vs. „nichts tun“ – neoliberale Männlichkeiten und ihre Gegenspieler\_innen im deutschsprachigen Rap

Weil deutschsprachige Gangsta-Rapper nun einerseits in der Tradition der US-amerikanischen Rap-Männlichkeitserzählung stehen und sich in ihren Männlichkeitsperformances authentisch zu ihr verhalten müssen, aber auch weil die neoliberale Agenda längst zu einer globalen, sämtliche Lebensbereiche durchdringenden Ideologie ge-

worden ist, unterscheidet sich das hiesige *doing rap masculinity* nur geringfügig von US-Rappern à la Jay-Z. Wie eingangs erwähnt ist ‚Para machen‘ und das offene Bekenntnis zum sozialen Aufstieg *by all means necessary* auch im gegenwärtigen DeutschRap zum quasi-obligatorischen Topos avanciert. Mehr noch: „Gangsta-Rapper sind die vermeintlich kompromisslosesten Neoliberalen unserer Zeit. Natürlich nicht dessen spiritus rector, verkörpern und propagieren sie Materialismus und Wettbewerb stärker als Josef Ackermann, Jürgen Schrempp oder Guido Westerwelle es je vermögen“, formuliert das Autorenpaar Bendel/Röper (2017: 105) beim Blick auf die aktuelle Szene.

Angesichts der Sprecherpositionen von *Haftbefehl*, *KC Rebell*, *Capital Bra* oder *Majoe* mutet die arglose Affirmation neoliberaler Werte um Materialismus, Konkurrenzaffinität oder Leistungsgerechtigkeit allerdings auch im deutschen Kontext ambivalent an: Viele der diskursmächtigsten deutschsprachigen Gangsta- und Straßen-Rapper blicken auf zuweilen dramatische Flucht- und/oder Migrationsgeschichten zurück (vgl. Güngör/Loh 2017). Erfahrungen von (z. B. antimuslimischem) Rassismus und Diskriminierungserlebnisse auf dem Arbeits-, Bildungs- oder Wohnungssektor ziehen sich wie ein roter Faden durch das Diskursuniversum DeutschRap. Wenngleich von einem beinahe anachronistisch anmutenden Männlichkeitskult flankiert, entbehren derartige Behauptungen – bei aller inszenatorischen und stilistischen Überhöhung – jedoch keineswegs einer empirischen Grundlage, ist die reale soziale Benachteiligung und Stigmatisierung migrantischer Männlichkeiten in Deutschland doch eine recht breit und gut erforschte Tatsache (vgl. u. a. Huxel 2008; Sauer 2007). Bendel/Röper (2017: 107) beschreiben die auf den ersten Blick widersprüchliche Subjektivierungsweise vieler Gangsta-Rapper als ‚neoliberales Paradoxon‘. Mit Rückgriff auf Adler und Honneth arbeiten die Autoren am Paradebeispiel *Bushido* heraus, dass es sich hier „weniger um einen bewusst propagierenden Anhänger des Neoliberalismus handelt, sondern dass dieser sich vielmehr als ein marginalisiertes Individuum darstellt, das sich überkompensatorisch an den geltenden gesellschaftlichen Idealen orientiert“ (ebd.: 128).

Die Propagierung eines neoliberalen Wertesystems ist jedoch nicht auf das Subgenre Gangsta-Rap und dessen meist männliche Sprecher beschränkt. Deutschlands erfolgreichste Spotify-Playlist für deutschsprachigen Rap trägt nicht nur den vielsagenden Namen ‚Modus Mio‘ (= Modus Million), ein Blick auf die Diversität der dort vertretenen Künstler\_innen verrät auch,

was die Männlichkeitsforschung im Kontext ökonomischer Globalisierung zunehmend als hegemoniale Subjektivierungsform *aller* Menschen diskutiert: neoliberale Männlichkeit.

„Neoliberale Männlichkeit konnte sich in allen gesellschaftlichen Bereichen als zentrale Subjektivierungsweise absichern und dadurch hegemonial, d. h. auch von marginalisierten Männlichkeiten akzeptiert und teilweise ‚gelebt‘ werden. Spezifische Aspekte neoliberaler männlicher Subjektivierungsweisen wurden also gleichsam entgrenzt und verallgemeinert. Die einst in der Ökonomie entworfene Form neoliberaler Männlichkeit entwickelte sich inzwischen zur Subjektivierungsform und Lebensweise für alle anderen gesellschaftlichen Bereiche und Teilsysteme. Neoliberale Männlichkeit ist somit auch nicht mehr exklusiv einer kleinen Gruppe von Personen vorbehalten, sondern sogar zwingend für alle Menschen, also auch für Frauen und für marginalisierte oder unterworfenen Männlichkeiten“ (Sauer 2011: 97).

Ob weiße Mittelschichts-Rapper wie *Bausa* oder *Cro*, migrantische Männlichkeiten wie *Nimo* oder *Summer Cem* oder weibliche Rap-Acts wie *Shirin David*, *Nura* oder *Loredana*: Der grundlegende Habitus neoliberaler Männlichkeit, den Sauer (ebd.) u. a. durch kompetitives Denken und einen Gestus der Ausgrenzung gekennzeichnet sieht, materialisiert sich in beinahe allen zeitgenössischen Rap-Songs, wird in dutzenden Musikvideos reproduziert und durchzieht auch Diskursfragmente, die über den quasi-fiktionalen Raptext hinausweisen, wie z. B. Interviews oder Autobiografien (vgl. dazu z. B. Seeliger 2017).

Ist die deutschsprachige Rap-Szene also zu einem durch und durch ökonomisierten Feld geworden? Sind kompetitives Denken, kalkulierte Risikobereitschaft, gepaart mit einem Gestus der Ausgrenzung und Entsolidarisierung zu den neuen Eckpfeilern einer HipHop-Identität 3.0. avanciert? Wo sind sie hin, die anti-rassistischen, humanistischen Ideale, die kritischen Stimmen und gegenkulturellen Identitätsentwürfe?

Diktiert vom nachhaltig erfolgreichen Gangsta-Subgenre mag die neoliberale Mentalität zwar den aktuellen Mainstream-Rap dominieren, dennoch gibt es eine Vielzahl von Rap-Sprecher\_innen, die sich kritisch gegenüber der kapitalistischen Verwertungslogik positionieren und/oder sich dezidiert an tradierten vorkommerziellen ‚HipHop-Werten‘ rund um Solidarität, Respekt und Zusammenhalt orientieren (vgl. dazu Klein/Friedrich 2003: 38ff.). Das Kölner Rap-*Duo Huss und Hodn* beispielsweise verzichtet nicht nur auf eine kommerzielle Vermarktung seiner Produkte, sondern stellt die Parodie der Gangsta-Männlichkeit gar ins Zentrum seines Rapschaffens.

Von Stetten/Wysocki (2017: 249) diskutieren die Rapper, deren Kapitalismuskritik weit über die Kritik an der ‚eigenen‘ Szene hinausreicht, deshalb auch als „hegemoniale *Gegenmännlichkeit*“.

Aber auch andernorts geben sich Rapper\_innen unbeeindruckt vom neoliberalen Produktivitätswahnsinn. Während erfolgreiche Mainstream-Rapper wie *Ufo361* oder *Sido* ambitioniert über das tägliche ‚Ackern‘ im Hamsterrad rappen (vgl. ‚Acker jeden Tag‘ von *Ufo361* oder ‚Ackan‘ von *Sido*), sich wieder andere als ‚Anpacker‘ und ‚Macher‘ inszenieren (siehe bei *Kollegah* oder *Beka* (ehemals *Blut&Kasse*)), stellen sich Rapper wie *Dexter*, *Audio88* und *Yassin* der kapitalistischen Verwertungslogik bewusst entgegen. Im Track ‚Dies, Das‘ zum Beispiel werden Albumveröffentlichungen ganz entspannt verschoben, Musik zum Selbstzweck aufgenommen oder es wird sich mit den Jungs getroffen, „um einfach nichts zu tun“. Mit dem Spektrum des ‚Linkspolitischen Rap‘ oder auch ‚Zecken-Rap‘ gründet schließlich ein ganzes Subgenre auf der Kritik und Dekonstruktion kapitalistischer Systeme samt zugehöriger Identitäten. Durch die Zurückweisung von Dominanz und der offenen Propagierung gegenseitiger Solidarität, Fürsorge und Zusammenhalt bilden die positiven und queeren Gegenidentitäten von *Sooke*, *Kobito*, *Lena Stoehrfaktor* oder *Sir Mantis* das diametrale Gegenstück zur neoliberalen Subjektivierungsform im Mainstream-Rap. Rapper wie *Danger Dan*, der sich im Track ‚Sand in die Augen‘ jüngst als profeministischer Vater inszeniert, ließen sich dagegen vielmehr mit alternativen Männlichkeitskonzepten wie etwa jenem der sog. *caring masculinity* fassen, wie sie die Männlichkeitsforschung im Kontext der Postwachstumsgesellschaft und einer damit einhergehenden Transformation von Subjektivierungsweisen diskutiert (vgl. z. B. Heilmann/Scholz 2017): „[C]aring masculinities are masculine identities that reject domination and its associated traits and embrace values of care such as positive emotion, interdependence, and relationality“ (Elliott 2016: 240).

## Literatur

- Androutsopoulos, Jannis; Scholz, Arno (2002): On the recontextualization of hip-hop in European speech communities: a contrastive analysis of rap lyrics. In: *Philologie im Netz* 19, S. 1–42. Online verfügbar unter: <http://web.fu-berlin.de/phin/phin19/p19t1.htm> (zuletzt aufgerufen am 04.11.2019).
- Bendel, Alexander; Röper, Nils (2017): Das neoliberale Paradoxon des deutschen

- Gangsta-Raps. Von gesellschaftlicher Entfremdung und der Suche nach Anerkennung. In: Seeliger, Martin; Dietrich, Marc (Hrsg.): *Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration*. Bielefeld: transcript, S. 105–132.
- Bock, Karin; Meier, Stefan; Süss, Gunter (2007): *HipHop als Phänomen kulturellen Wandels*. In: Bock, Karin; Meier, Stefan; Süss, Gunter (Hrsg.): *HipHop meets Academia. Globale Spuren eines lokalen Kulturphänomens*. Bielefeld: transcript, S. 313–324.
  - Elliott, Karla (2016): *Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept*. In: *Men and Masculinities* 19, Nr. 3, 240–259.
  - Güngör, Murat; Loh, Hannes (2017): *Vom Gastarbeiter zum Gangsta-Rapper. HipHop, Migration und Empowerment*. In: Seeliger, Martin; Dietrich, Marc (Hrsg.): *Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration*. Bielefeld: transcript, S. 193–220.
  - Heilmann, Andreas; Scholz, Sylka (2017): *Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten?* In: *Feministische Studien*, Band 35, Heft 2, S. 345–353.
  - Hess, Mickey (2012): „The Rap Career“. In: Forman, Murray; Neal, Anthony Mark (Hrsg.): *That’s the joint! The Hip-Hop Studies Reader*. 2. Aufl., New York/London: Routledge, S. 634–654.
  - Huxel, Katrin (2008): *Ethnizität und Männlichkeitskonstruktionen*. In: Luedtke, Jens; Baur, Nina (Hrsg.): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 61–78.
  - Jeffries, Michael P. (2011): *Thug Life: Race, Gender, and The Meaning of HipHop*. Chicago: University Press.
  - Klein, Gabriele; Friedrich, Malte (2003): *Is this real? Die Kultur des HipHop*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
  - McLeod, Kembrew (1999): „Authenticity Within Hip-Hop and other Cultures Threatened with Assimilation“. In: *Journal of Communication* 49, S. 134–150.
  - Menrath, Stefanie (2001): *Represent what. Performativität von Identitäten im HipHop*. Hamburg: Argument-Verlag.
  - Peoples, Whitney A. (2008). „Under Construction“: Identifying Foundations of Hip-Hop Feminism and Exploring Bridges between Black Second-Wave and Hip-Hop Feminism. In: *Meridians: feminism, race, transnationalism* 8 (1), S. 19–52.
  - Sauer, Birgit (2011): *Restrukturierung von Männlichkeit. Staat und Geschlecht im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung*. In: Bereswill, Mechthild; Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 80–103.
  - Sauer, Martina (2007): *Integrationsprobleme, Diskriminierung und soziale Benachteiligung junger türkeistämmiger Muslime*. In: Wensierski, Hans-Jürgen von; Lübcke, Claudia (Hrsg.): *Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 339–356.
  - Seeliger, Martin (2017): *Autobiografien deutscher Gangsta-Rapper im Vergleich*. In: Seeliger, Martin; Dietrich, Marc (Hrsg.): *Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration*. Bielefeld: transcript, S. 37–60.
  - Stetten, Moritz von; Wysocki, Jan (2017): „Vor dem Retrogott bist du ein Hurensohn“. Die Figur des deutschen Gangsta-Rappers aus Sicht des Rap-Duos Huss und Hodn. In: Seeliger, Martin; Dietrich, Marc (Hrsg.): *Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration*. Bielefeld: transcript, S. 241–266.
  - White, Miles (2011): *From Jim Crow to Jay-Z. Race, Rap and the performance of masculinity*. Urbana/Chicago/Springfield: University of Illinois Press.
  - Wolbring, Fabian (2015): *Die Poetik des deutschsprachigen Rap*. Göttingen: V&R unipress.

**Kontakt und Information**

Dr. des. Heidi Süß  
 Interdisziplinäres Graduiertenkolleg ‚Gender und Bildung‘  
 Stiftung Universität Hildesheim  
 Universitätsplatz 1  
 31141 Hildesheim  
 suessh@uni-hildesheim.de

Annika Klanke, Linda Leskau

## Geschlecht, Geld und Gentrifizierung. Überlegungen zu Anke Stellings Roman „Schäfchen im Trockenen“

Für ihren Roman *Schäfchen im Trockenen* hat Anke Stelling im Jahre 2019 den Preis der Leipziger Buchmesse gewonnen. Verdient, sagen die einen, weil er „Angstschrift gegen den Abstieg“ und zugleich „Ermächtigungsrede“ einer jungen Frau ist<sup>1</sup>; kritisch sehen es andere, die den Roman als „Befindlichkeitsprotokoll“ verstehen, welches „vulgärsoziologisch[]“ die „allerfeinsten Unterschiede“ des Selbstverwirklichungsmilieus im gentrifizierten Berlin-Prenzlauer Berg sezieren.<sup>2</sup> Erzählt ist *Schäfchen im Trockenen* aus der Sicht von Resi, die es zwar aufgrund ihres Studiums und mit der Hilfe von FreundInnen aus der Schwäbischen Provinz in die bildungsbürgerlichen Kreise des Prenzlauer Bergs geschafft hat, welcher aber der soziale Aufstieg letztendlich dennoch verwehrt bleibt. Vor diesem Hintergrund verhandelt der Roman einerseits die Widersprüchlichkeit und innere Zerrissenheit, die der misslingende Klassenwechsel bedeutet, und andererseits dessen Konsequenzen: der Ausschluss, welcher sich in der drohenden Verdrängung von Resi, ihrem Mann und ihren vier Kindern aus einem innerstädtischen Altbauviertel in die Plattenbausiedlungen von Berlin-Ahrensfelde manifestiert. Der Grund für die Verdrängung ist einfach: Resis Familie fehlt es an Geld. In diesem Sinne diskutiert der Roman einen der „aktuell meistbeachtete[n] Trend[s] der postfordistischen Stadt- und Quartiersentwicklung“<sup>3</sup>: Gentrifizierung. Mit Andrej Holm lassen sich vier Aspekte der Gentrifizierung aufzeigen: „die Investition von Kapital, die soziale Aufwertung durch Zuzüge, die Veränderung des Nachbarschaftscharakters sowie die Verdrängung“.<sup>4</sup> Die *Urban Gender Studies* gehen nun davon aus, dass solche Gentrifizierungsprozesse nicht nur mit der Kategorie ‚class‘<sup>5</sup>, sondern auch mit der Kategorie ‚gender‘ verbunden sind:

*Die internationale Stadt- und Geschlechterforschung (Urban Gender Studies) untersucht die vielfältigen und komplexen Weisen, auf die (nicht nur städtische) Räume und Geschlechter miteinander verflochten sind. Dabei werden Geschlecht und Raum nicht als „natürlich“ oder „gegeben“ betrachtet, sondern als soziale oder intellektuelle Konstrukte, die in komplexen gesellschaftlichen Prozessen immer wieder neu hervorgebracht werden und sich folglich in permanentem Wandel befinden [...].*<sup>6</sup>



Annika Klanke (links) und Dr. des. Linda Leskau (Foto: Bettina Steinacker).

Vor diesem Hintergrund untersucht der vorliegende Beitrag die Verschränkung von Geschlecht, Geld und Gentrifizierung in Anke Stellings Roman *Schäfchen im Trockenen*. Dabei dient der Roman in der intersektionalen Analyse nicht einfach als ein Abbild der Realität, sondern vielmehr als „Möglichkeitsgenerator“<sup>7</sup> von Welt, also als eine durch die Gestaltungsmöglichkeiten von Literatur kodierte Versuchsanordnung, die es einerseits erlaubt, gegenwärtige weibliche Subjektproblematik im ‚Dazwischen‘ zu beobachten: zwischen prekärem und bildungsbürgerlichem Milieu, zwischen Dazugehörenwollen und Abwehrmechanismen sowie zwischen Mutterschaft und Schriftstellerinnendasein. Andererseits öffnet der Text gerade dadurch den Blick auf individuelle und affektive Dispositionen, die durch Gentrifizierung produziert werden. Die literarische Repräsentation von *gender* und *class* in Gentrifizierungsprozessen kann in diesem Sinne durchaus als relevante Größe für die Stabilisierung und Veränderung sozialer Diskurse betrachtet werden: Resis Erzählung gibt den Verschränkungen zwischen den ‚feinen Unterschieden‘<sup>8</sup> und der Gentrifizierung eine weibliche Stimme, die im gesellschaftlichen Diskurs ansonsten kaum hörbar ist.

*Ich habe diesen Brief bekommen. Er ist an mich adressiert und enthält ein sauber gekniffenes Blatt Papier – die Kündigung unserer Wohnung, nein falsch: eine Kopie der Kündigung unserer*

<sup>1</sup> Ströbele, Carolin: „Schweigen in Prenzlauer Berg“. In: *ZEIT Online*, 21.03.2019. URL: <https://www.zeit.de/kultur/literatur/2019-03/anke-stelling-leipziger-buchpreis-gewinnerin-wuerdigung>. Eingesehen am 24.10.2019.

<sup>2</sup> Radisch, Iris: „Im Höllenkreis der Baugruppe“. In: *ZEIT Online*, 27.03.2019. URL: <https://www.zeit.de/2019/14/schaeefchen-im-trockenen-leipziger-buchmesse-buchpreis>. Eingesehen am 24.10.2019.

<sup>3</sup> Frank, Susanne: „Stadt-, Raum- und Geschlechterforschung: Theoretische Konzepte und empirische Befunde“. In: Kortendieck, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden 2018, 1347–1357, hier: 1351.

Fußnoten 4–8 siehe nächste Seite.

<sup>4</sup> Holm, Andrej: „Gentrifizierung – mittlerweile ein Mainstreamphänomen?“. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 4 (2014), 277–289, hier: 278, im Original kursiv. URL: [https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/IZR/2014/4/Inhalt/DL\\_Holm.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=2](https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/IZR/2014/4/Inhalt/DL_Holm.pdf?__blob=publicationFile&v=2). Eingesehen am 18.11.2019. Holm bezieht sich bei dieser Definition auf die Ausführungen von Mark Davidson und Loretta Lees in ihrem Beitrag „New-build ‚gentrification‘ and London’s riverside renaissance“.

<sup>5</sup> In diesem Beitrag werden sowohl der Begriff Milieu wie auch der Begriff der Klasse verwendet, da beide verschiedene Aspekte der Analyse abdecken: Während Milieu kulturalistisch orientiert ist und soziale Gruppenbildung nach Wertorientierungen, Lebensstil, Einstellungen und Vorlieben vornimmt, fokussiert Klasse auf ökonomische Differenzen und den daraus folgenden Konflikten in Bezug auf Chancen-, Ressourcen- und Machtverteilung. Vgl. zur begrifflichen Abgrenzung überblickshaft: Geißler, Rainer: „Facetten der modernen Sozialstruktur“. In: *Informationen zur Politischen Bildung* 324 (2014). URL: <http://www.bpb.de/izpb/198045/facetten-der-modernen-sozialstruktur?p=all>. Eingesehen am 28.11.2019.

<sup>6</sup> Frank, „Stadt-, Raum- und Geschlechterforschung“, 1348.

<sup>7</sup> Nieberle, Sigrid: „Literaturwissenschaften: die neue Vielfalt in der Geschlechterforschung“. In: Kortendieck, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden 2018, 563–570, hier: 564.

<sup>8</sup> *Die feinen Unterschiede* ist der Titel des Hauptwerkes des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Vgl. Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 25. Aufl. Frankfurt a. M. 2016.

<sup>9</sup> Stelling, Anke: *Schäfchen im Trockenen*. 5. Aufl. Berlin 2019, 12. Zitate werden nach dieser Ausgabe künftig unter der Angabe der Sigle ST im Text belegt.

<sup>10</sup> Foucault, Michel: *Diskurs und Wahrheit. Berkeley-Vorlesungen 1983*. Hrsg. v. Joseph Pearson. Berlin 1996, 19.

<sup>11</sup> Woolf, Virginia: *A Room of One’s Own*. London 2017, 18.

*Wohnung zur Kenntnis. Denn unsere Wohnung ist in Wahrheit Franks, Frank ist der Hauptmieter, und er hat die Wohnung gekündigt.*<sup>9</sup>

Dies ist die Ausgangssituation des Romans: Resi, Schriftstellerin, ihr Mann Sven, Künstler, und ihre vier Kinder müssen sich ab Januar eine neue Bleibe suchen. Frank, Resis ehemaliger Freund, der eigentliche Mieter der Wohnung, hat den Mietvertrag gekündigt. Den Grund für diese unpersönliche Kündigung ohne Vorwarnung erzählt Resi als Ich-Erzählinstanz des Textes in Rückblenden. Sie hat einen Artikel in der überregionalen Tageszeitung veröffentlicht und in diesem über ihre FreundInnen sowie deren Bauprojekt K23 als Ausdruck der ökonomischen Ungleichheit zwischen ihnen reflektiert:

*Also schreibe ich zwei Seiten darüber, wie es sich anfühlt, als drittletzte im Bezirk nicht Teil einer Baugruppe zu sein, wie es ist, in einem Haus zu wohnen, das keinen Projektnamen trägt, wie ich weiterhin auf Spielplätzen hocke statt im Gemeinschaftsgarten und neidisch bin auf Fahrstuhl, Fliesenauswahl und Projektion auf ein Projekt. (ST 89)*

Dieser Artikel führt zum langsamen Bruch zwischen Resi und ihren FreundInnen, denn, so das Urteil einer ihrer Freunde: „Du hättest mitmachen können. Es ist peinlich, wie du dich zum Opfer stilisierst“ (ST 90). Die Reaktion macht deutlich, Resi ist zu weit gegangen, sie hat zu viel gesagt, das Falsche gesagt und hätte besser schweigen sollen. Doch Resis Name geht nicht zufällig, so betont sie im Text selbst, auf Parrhesia und nicht Theresia zurück (vgl. ST 259). Parrhesia wird von Michel Foucault folgendermaßen beschrieben:

*[P]arrhesia ist eine verbale Tätigkeit, bei der der Sprecher seine persönliche Beziehung zur Wahrheit ausdrückt und sein Leben aufs Spiel setzt, weil er das Wahrsprechen als eine Pflicht erkennt, um andere Menschen (so wie sich selber) zu helfen oder sie zu verbessern. Bei parrhesia gebraucht der Sprecher seine Freiheit und wählt Offenheit anstelle von Überredung, die Wahrheit anstelle von Falschheit oder Schweigen, das Risiko des Todes anstelle von Leben und Sicherheit, die Kritik anstelle von Schmeichelei, und die moralische Pflicht anstelle von Eigennutz und moralischer Gleichgültigkeit.<sup>10</sup>*

Entsprechend der im Zitat ausgeführten Bedeutung von Parrhesia, ‚über alles sprechen‘, schreibt Resi buchstäblich über alles, über „Strukturen und Machtverhältnisse[.]“ (ST 7) ebenso wie über das Private, Peinliche, Nicht-Sagbare und Verdrängte – dies ist zugleich Erzählanlass des Romans: „Ich habe beschlossen, alles zu erzählen. Nichts ist natürlich, alles ist gemacht, hängt miteinander zusammen, nutzt oder schadet dem einen oder der anderen, und was als

selbstverständlich gilt, ist in besonderem Maße verdächtig“ (ST 11 f.). Hier offenbart sich Resis spezielle Schreibweise, die der Text prozessual vollzieht: Resi versucht allem, was zunächst selbstverständlich scheint, von Redeweisen bis zu ungleichen Einkommensverhältnissen, den Akt des Erzählens entgegenzusetzen. Der Text, der dabei herauskommt, ist zugleich der Text des Romans Schäfchen im Trockenen, den wir als Leser\*innen in Buchform in den Händen halten. Er ist in höchstem Maße selbstreflexiv gestaltet. Dies betrifft vor allem die Erzählweise, deren Konstruktionscharakter im folgenden Zitat offen gelegt wird:

*Es tut mir leid, dass hier alles so zerrissen scheint. Ich hätte gerne mehr Stringenz, eine erkennbare Einheit, einen Trost für alle, die auf der Suche sind. Doch ich bin, wer ich bin, und ich werde nicht mehr so tun, als hätte ich dieselben Voraussetzungen wie, sagen wir mal, Martin Walser.*

*Ich kann das Brett, das ich mir mithilfe von Spreizdübeln zwischen die bröckligen Altbauwände meiner Kammer geschraubt habe, als „Schreibtisch“ bezeichnen, kann immer weiter von „meiner Kammer“ reden und sie damit zu meiner machen, ich bin die Protagonistin der Geschichte, außerdem noch die Erzählerin und obendrein Schriftstellerin von Beruf! (ST 41 f.)*

Deutlich führt der Text an dieser Stelle vor, dass er durch einen Erzählakt hervorgebracht ist, wobei dieser nichtsdestoweniger durch ‚Voraussetzungen‘ bedingt ist, die für Resi ganz andere sind als etwa für den männlichen Schriftsteller Martin Walser. In dieser Kontrastierung von weiblicher Schriftstellerin und männlichem Schriftsteller sowie in der anschließenden Beschreibung des eigenen Schreibzimmers lässt sich eine Anspielung auf Virginia Woolfs bekannten Essay *A Room of One’s Own* erkennen, in welchem u. a. die gesellschaftlichen Bedingungen diskutiert werden, die es Frauen ermöglichen, zu schreiben: „[A] woman must have money and a room of her own if she is to write fiction [...]“<sup>11</sup> Beide Voraussetzungen, ein eigenes Zimmer und Geld, werden im Roman *Schäfchen im Trockenen* problematisiert. Zwar wirkt es so, als hätte Resi einen Raum für sich, aber dieses Schreibzimmer scheint es zum einen nur in Anführungsstrichen zu geben – „meine[] Kammer“ mit „Schreibtisch“ (ST 42) –, und zum anderen ist es bereits vom Zerfallen bedroht – „bröckelige[] Altbauwände“ (ST 41). Während die Voraussetzung eines eigenen Schreibraumes somit zwar nicht direkt negiert wird, sodass die räumliche Legitimierung des Schriftstellerinnendaseins zumindest noch in Ansätzen gelingt, ist jedoch die zweite Bedingung, das Geld, eindeutig nicht gegeben. Resis

schlechte ökonomische Lage und der drohende Zerfall des Schreibraumes bedingen nun auch, wie der Text erzählt ist. Er erscheint ebenfalls „zerrissen“, ihm mangelt es an „Stringenz“ und „erkennbare[r] Einheit“ (ST 41). Zum einen sind es also äußere Faktoren wie der mögliche Verlust der Schreibumgebung und fehlendes Geld, die den Text so porös wie die bröckelnden Wände der Schreibkammer erscheinen lassen. Zum anderen findet Resi innere Zerrissenheit auch Widerhall auf der formalen und ästhetischen Ebene des Textes. Ihr Identitätskonflikt lässt sich mit Pierre Bourdieus Überlegungen zum ‚gespaltenen‘ oder ‚zerrissenen‘ Habitus fassen, die er in seinem Spätwerk skizzenhaft aufwirft<sup>12</sup>: Im Prozess der Habitualisierung hinterlassen völlig konträre Einflüsse jeweils ihre ‚Spuren‘ in einer Person. Der Habitus, den jemand in der Kindheit erworben hat, bleibt auch dann bestehen, wenn dieser mit einem in späterer Zeit erworbenen Habitus in Konflikt gerät – beide bilden zusammen eine gesplattene Habitusform aus.<sup>13</sup> Obgleich dessen „innere Gespaltenheit Leiden verursachen“<sup>14</sup> kann, lässt Bourdieu auch das subversive Potenzial, welches in einer solchen Habitusform liegt, anklingen. Damit lässt sich die Differenz, die zwischen Resi und ihren FreundInnen besteht, präziser fassen:

*Wahrscheinlich können die, die sich in der Gesellschaft am ‚rechten Platz‘ befinden, sich ihren Dispositionen mehr und vollständiger überlassen oder ihnen vertrauen (darin liegt die ‚Ungezwungenheit‘ von Menschen ‚besserer‘ Herkunft) als die, die – etwa als soziale Auf- oder Absteiger – Zwischenpositionen einnehmen; diese haben wiederum mehr Chancen, sich dessen bewusst zu werden, was sich für andere von selbst versteht [...].<sup>15</sup>*

Durch ihre Zwischenposition, die ihre innere Zerrissenheit bedingt, ist Resi anders als ihre FreundInnen in der Lage, sowohl die ökonomische Ungleichheit als auch das Distinktionsbestreben ihrer FreundInnen zu erkennen. Indem sie die zwischen ihnen bestehenden Differenzen erst in dem besagten Artikel, dann in einem Roman erzählt, riskiert sie jedoch, wie Foucault zur Parrhesia beschreibt, ihr Leben, zumindest ihr soziales Leben: Zunächst kündigt ihr die beste Freundin Vera in einem Brief die Freundschaft und schließlich erhält sie durch Veras Mann Frank die erwähnte Kündigung. Auslöser des Artikels und des Konfliktes ist das Hausprojekt K 23, in welches Resis FreundInnen mit ihren Familien einziehen. Dieser bauliche Zusammenschluss kann als ‚Family Gentrification‘ bezeichnet werden:

*Gut ausgebildete Frauen und zunehmend auch Männer sind nicht (mehr) bereit, zwischen Kin-*

*dern und Karriere zu wählen, sondern erheben den Anspruch, Familie und qualifizierte Berufstätigkeit möglichst gleichberechtigt zu verbinden [...]. Eine wichtige Voraussetzung der Bewältigung der damit verbundenen enormen Herausforderungen vor allem der Alltagsorganisation ist ein zentral gelegenes städtisches Wohnumfeld, das vielfältige personen- und familienbezogene Infrastrukturen und Dienstleistungen und damit auch kurze Wege bereithält. Gentrifizierte Viertel bieten aber auch eine kritische Masse an „Gleichgesinnten“, die es erlaubt, mit neuen Elternrollen zu experimentieren [...].<sup>16</sup>*

Vor diesem Hintergrund wird in den Urban Gender Studies auch die These diskutiert, dass solche gentrifizierte Viertel „Orte [sind], an denen neue Familienmodelle und Geschlechterrollen erprobt, ausgehandelt und verfestigt werden [...]“.<sup>17</sup> Auf den ersten Blick scheint auch das Hausprojekt K 23 durchaus ein solch subversiver Ort zu sein: So ist Frank Samenspender für das lesbische Pärchen Nele und Tina, die Taufparty des Kindes wird im Garten der K 23, dieser, wie Resi nicht ohne Ironie formuliert, „bunten Wahl- und Genverwandschaft“ (ST 223), gefeiert und Frank scheint zudem hauptverantwortlich für die Erziehung der Kinder zu sein (vgl. ST 60 f., 101 u. 104). Im Roman erscheint die Gentrifizierung in diesem Sinne durchaus als „Resultat und Ausdruck neuer Geschlechterkonstruktionen und neuer Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit in der Dienstleistungsgesellschaft“<sup>18</sup>. Doch die Erprobung von Lebens- und Geschlechtermodellen muss Frau sich erst einmal leisten können: Resi Abrechnung mit ihren FreundInnen lässt sich in diesem Sinne auch als Kritik an einer positiven Deutung der Gentrifizierung lesen. Resi beschreibt die negativen Effekte der K 23 folgendermaßen:

*Die Fassade der K 23 ist in mildem Beige gehalten. Wunderschön, so wie Vanilleeis. Darin sitzen weiß lasierte Holzfenster, bei denen man die Maserung noch durchsieht, und im Garten gibt es nur zartblättrige Pflanzen, keine Nadelgewächse oder Liguster, sondern Birken und Flieder und Bambus und Wein. Nicht sehr trittfest, nicht gerade schmutzabweisend, nicht dafür gemacht, dass es Angriffen standhält; wenn die K 23 eine Burg ist, dann sieht man es ihr von außen nicht an. (ST 64 f.)*

Die Abschottung der K 23 soll nach außen hin nicht sichtbar sein – die freundliche vanilleisfarbene Fassade und die Wahl einer zarten Gartenbepflanzung statt einer hohen Hecke zeigen es an –, dennoch wird die Distinktion<sup>19</sup> der K-23-BewohnerInnen zu anderen soziokulturellen Milieus deutlich.<sup>20</sup> Dies offenbart sich insbesondere im „Elendscasting“ (ST 200), wie Resi

<sup>12</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M. 2001, 206–209 und ders.: *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt a. M. 2002, 113–124.

<sup>13</sup> Bourdieu beschreibt dies in *Ein soziologischer Selbstversuch* anhand seines eigenen Bildungsaufstiegs: „Diese zweifache Erfahrung [aus der Arbeiter\*innenklasse zu stammen, aber auf einer höheren Schule sehr gute Leistungen zu erbringen, A. d. V.] mußte fast zwangsläufig und dauerhaft die deutliche Diskrepanz zwischen der hohen schulischen Anerkennung und einer niederen gesellschaftlichen verstärken und damit einen gespaltenen, von Widersprüchen und Spannungen geprägten Habitus.“ Bourdieu, *Ein soziologischer Selbstversuch*, 113.

<sup>14</sup> Bourdieu, *Meditationen*, 206.

<sup>15</sup> Ebd., 209.

<sup>16</sup> Frank, „Stadt-, Raum- und Geschlechterforschung“, 1351.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Die Distinktion als soziale Abgrenzung „wird als eine Praxis begriffen, in der sich ein Klassifizierender in einem urteilenden Akt in eine Relation zu einem Objekt, zu einer Handlung oder zu einem Wert setzt. Die Distinktion erfolgt nicht einfach durch den Verweis auf eine bereits gegebene Hierarchie der kulturellen Güter und Objekte, sondern besteht vor allem in dem Wie, in der Weise der In-Beziehung-Setzung.“ Diaz-Bone, Rainer: *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie*. 2. Aufl. Wiesbaden 2010 (= *Theorie und Praxis der Diskursforschung*), 37.

<sup>20</sup> siehe nächste Seite

die Versuche ihrer FreundInnen bezeichnet, geeignete MitbewohnerInnen für die Erdgeschosswohnung zu finden:

Vera: „Jana sucht doch immer privaten Wohnraum für Flüchtlinge.“

Friederike: „Unkompliziert?“

Vera: „Jemand, der's braucht und würdigen kann.“

Christian: „Dass du dich da mal nicht täuschst. Manche haben ganz schön hohe Ansprüche. Wer's überhaupt hierher schafft, hat ja auch Geld gehabt zu Hause. Entsprechend sind die Vorstellungen. [...]“

[...]

Ingmar: „Das klingt jetzt so, als sei die Wohnung das letzte Loch – und Flüchtling ist ja nicht gleich Flüchtling. Wer mit seiner Familie lang genug im Heim gelebt hat –“

Frank: „Vorsicht, würd ich sagen. Das verrot total. Ein Freund von meinem Vater hat in Stuttgart so 'nen Block, wo jetzt Wohnungen extra renoviert worden sind, und nach sechs Wochen konntest du damit glatt von vorne anfangen, die haben auf dem Boden gekocht, das Klo nicht geputzt –“

Vera: „Das waren unbegleitete Jugendliche. Jungs.“

Friederike: „Die brauchen's allerdings am dringendsten.“

[...]

Ellen: „Echt jetzt? So 'ne Machobande da unten? Unsere Mädchen sind auch keine Kleinkinder mehr –“ (ST 201 f.)

Perspektiviert durch Resi als Erzählinstanz wird in diesem Zitat lesbar, inwiefern sich das akademische Bildungsbürgertum in Selbstwidersprüche verstrickt. Um ein solches Hausprojekt wie die K 23 gegen Vorwürfe der Verdrängung, Abgrenzung und Homogenisierung<sup>21</sup> zu schützen, wird eine Art ‚soziales Aushängeschild‘ benötigt, welches die Distinktionsprozesse zumindest äußerlich abschwächt. Entsprechend interpretiert Resi auch rückblickend Ingmars Angebot, ihr und Sven Geld zu leihen, damit sie sich an der Baugruppe beteiligen können, als Versuch, die K 23 als „Sozialprojekt“ (ST 75) zu legitimieren und für die genannten Vorwürfe die passende Antwort zu haben: „Doch, es sind auch Geringverdiener mit an Bord. Künstler –“ (ST 75). Nachdem Resi und Sven abgelehnt haben, werden innerhalb der K 23 weitere Möglichkeiten wie die Aufnahme von Geflüchteten diskutiert. Diese Diskussion wird durch Resi in der direkten Rede vermittelt, sodass sie als Erzählerin weitestgehend im Hintergrund verschwindet und es wirkt, als würde das Gespräch ihrer FreundInnen unverfälscht wiedergegeben. In dieser Rede wird dann nicht nur die soziokulturelle Distinktion der K 23 ent-

larvt, sondern auch eine Abgrenzung anhand rassistischer Vorurteile: Geflüchtete werden als undankbar und anmaßend („hohe Ansprüche“, ST 200), unzivilisiert („verrot“, ST 200) und als Patriarchen („Machobande“, ST 201) konstruiert, von denen sexuelle Gewalt drohe.

Es sind genau solche sozialen und kulturellen Ausgrenzungen, welche Resi anhand verschiedener anschaulicher Beispiele wie dem folgenden in ihrem veröffentlichten Artikel beschrieben hat:

Tatsächlich ist mir erst beim Schreiben des besagten Artikels Ulfs leichte Verlegenheit in den Sinn gekommen, mit der er beim Vorführen seiner Wohnung den begehbaren Kleiderschrank auslassen wollte.

„Warum denn?“, hatte ich gesagt, nachdem ich selbst die Tür geöffnet hatte. „Ist doch toll, so ein Schrank, den hätt' ich auch gern“, aber der Hinweis im Artikel, dass ich neidisch war, half nicht darüber hinweg, dass ich den Schrank inklusive Ulfs Verlegenheit erwähnt hatte.

Das war Verrat. Plötzlich wussten es alle – dass Ulf und Carolina solch einen Schrank besaßen und andere, Sven und ich zum Beispiel, nicht, und wenn du jetzt sagst, Bea [Resis Tochter, A. d. V.], das sei auch vorher schon bekannt gewesen, bin ich voll und ganz deiner Meinung, aber etwas zu wissen und darüber zu reden – oder gar noch darüber zu schreiben und es dann zu veröffentlichen – ist zweierlei.

Indem es in der Zeitung stand, stand es zur Debatte. Das, worüber wir nicht reden konnten. (ST 93)

Mit ihrer erwähnten Erzählweise, die vermeintlichen ‚Selbstverständlichkeiten‘ im Erzählen zu befragen – der Parrhesia –, lehnt Resi sich gegen ein ungeschriebenes Gesetz ihrer FreundInnen auf: ‚Über Geld spricht man nicht‘. Deshalb wird nur angedeutet, dass „gewisses Geld“ (ST 69) eben da sei, ohne dass Resi eine Ahnung hat, woher ihre FreundInnen dieses gewisse Geld genau haben, denn „[e]s ist indiskret, danach zu fragen, und unnötig, darüber nachzudenken. Es ist böse“ (ST 144). Die Implikaturen des Sprichworts – welches eigentlich folgendermaßen erweitert werden müsste: ‚Über Einkommensverhältnisse und Klassenunterschiede spricht man nicht!‘ – lauern überall, mit Bourdieu gesprochen insbesondere in den ‚feinen Unterschieden‘: im Vorhandensein begehrter Kleiderschränke, in Gesprächen über Musikinstrumente, die gelernt oder in Resis Fall eben nicht gelernt wurden, und vor allem bei der Planung eines Skiurlaubs, den Resi in einer Rückblende erzählt. Resis FreundInnen gehen bei der Urlaubsplanung unhinterfragt davon aus, dass ‚alle‘ Ski fahren können, ohne zu bedenken, dass Resi Eltern, die „vermutlich die ärmsten“ (ST 67) sind, sich solche Skiurlaube

<sup>20</sup> Auch Frank betont den architektonischen und städtebaulichen Aspekt der Abschottung in Bezug auf Neubausiedlungen, „die in der Regel als sozial homogene, introvertierte, von ihrem Umfeld abgeschirmte Enklaven errichtet werden [...]“. Frank, Susanne: Gentrifizierung und neue Mittelschichten: Drei Phasen eines wechselhaften Verhältnisses“. In: Schöning, Barbara/Kadi, Justin/Schipper, Sebastian (Hrsg.): *Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur*. Bielefeld 2017, 87–100, hier: 94.

<sup>21</sup> Rowland Atkinson spricht diesbezüglich von ‚middle-class disaffiliation‘. Vgl. Atkinson, Rowland: „Padding the Bunker: Strategies of Middle-class Disaffiliation and Colonisation in the City!“. In: *Urban Studies* 43 (2006), 4, 819–832.

nicht leisten konnten und Resi daher auch nicht Ski fahren kann. Den Umstand, dass Resi deshalb vom Ski-Wochenende ausgeschlossen ist, kommentiert Ulf lediglich damit, dass daran weder er noch die Anderen schuld seien (vgl. ST 68), und schiebt damit die Verantwortung implizit Resi zu, die letztendlich zu Hause bleibt, während ihre FreundInnen gemeinsam in den Urlaub fahren.

Solche erzählten Rückblenden lassen sich allerdings keinesfalls als ungebrochene Anklage lesen, die Resi an ihre bildungsbürgerlichen FreundInnen adressiert, die durch ‚gewisses Geld‘ letztendlich ohne sie die K 23 bauen. Der Text stellt zwar die Frage der Schuld durchgängig, eindeutige Schuldzuweisungen fallen jedoch selten, zumindest nicht ausschließlich in Bezug auf Resis FreundInnen. Stattdessen kreist Resis Schreiben ständig um Formulierungen des ‚Selbst-Schuld-Seins‘: „Ich bin schuld an der Misere“ (ST 13), „Selbst schuld; wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus“ (ST 16), „Ich bin selbst schuld“ (ST 36), „Keine Sorge!, ich klage nicht, ich bin selbst schuld“ (ST 42), „Wer daran schuld ist? Eindeutig ich“ (ST 169). Wenn es Schuldzuweisungen gibt, dann richtet Resi sie zunächst an sich selbst.

Die französische Soziologin Chantal Jaquet widmet sich ausgehend von Bourdieus Überlegungen zum ‚gespaltenen Habitus‘ der Frage, warum gerade ein Bildungsaufstieg oftmals mit Schuldgefühlen, Scham und Selbstanklagen einhergeht. Sie seien ständiger Begleiter von denjenigen, die wie Resi die Klasse wechseln, also etwa durch einen Bildungsaufstieg das Herkunftsmilieu verlassen: „Die meisten Klassenübergänger haben dieses Gefühl einer Verpflichtung durch eine ungeheure oder erdrückende Schuld.“<sup>22</sup> Während sich Schuldgefühle und der Glaube einer Verpflichtung oftmals auf die Herkunft bezögen, ist das Verhältnis von Bildungsaufsteiger\*innen zum Ankunftsmilieu ebenso ein „zerrissenes: dazugehören oder nicht dazugehören, das ist hier die Frage“.<sup>23</sup> Klassenübergänger\*innen wie Resi verfolge ein „Gefühl der Illegitimität und zugleich eines der Sicherheit, die wahre Legitimität zu besitzen“<sup>24</sup>, denn sie verdankten ihre Stellung ja nicht ihrer Geburt, sondern hätten sie sich erarbeitet.<sup>25</sup> Was Jaquet als Konsequenz dieser widerstreitenden Affekte formuliert, trifft nun genau auf Resi zu: Was ihre FreundInnen angeht, befindet sie sich „in einer haltlosen Position, die [sie] dazu treibt, sich ins Abseits zu stellen“.<sup>26</sup>

Der Text löst die Frage danach, wer nun eigentlich die Hauptverantwortung für den Verlust der Mietwohnung trägt, nicht explizit. Denn Resis Suada ist, wie bereits angedeutet, ebenso Anklage an ihre FreundInnen in der K 23 wie auch

Selbstanklage. Ihre Schuldgefühle, so zeigt das folgende Zitat, haben (mindestens) zwei affektive Wurzeln: zum einen diejenigen, die durch das Übertreten ungeschriebener Gesetze des Ankunftsmilieus entstehen, andererseits Schuldgefühle, die Resi durch ihr Geschlecht, insbesondere ihr Muttersein, diktiert werden:

*Doch bevor ich mir den Verlust meiner Wohnung und die Existenz meiner Kinder selbst zuschreiben kann, muss ich erst noch rasch Abendessen machen, Brotdosen abwaschen, Schulranzen kontrollieren, Fingernägel schneiden, rumbrüllen, diverse Absprachen durchsetzen und Ansprachen halten, ein bisschen vorlesen, dann das Zähneputzen beaufsichtigen, lieber noch mal nachputzen und hinterher die Zahnpastatuben zudrehen, Handtücher aufhängen und erneut rumbrüllen. Mich dafür entschuldigen, dass ich gebrüllt habe, die in die Ecken gepfefferten Kleidungsstücke aufheben und zusammenlegen, die klumpigen Decken aufschütteln und gewünschten Wassergläser reichen und natürlich Kuschtiere suchen und Gutenachtküsse geben. Keine Sorge!, ich klage nicht, ich bin selbst schuld. Warum hab ich auch all diese Kinder gekriegt? Erst, wenn sie schlafen, wird es eine Antwort darauf geben; erst, wenn ich schreibe, kann ich wieder behaupten, wer ich bin.*

Genau deshalb ist das hier das Gegenteil eines gut gebauten, elegant komponierten Romans. (ST 42)

Anhand dieser Passage lassen sich mehrere Dinge beobachten: Unter anderem zeigt sich die vergeschlechtlichte Dimension eines gespaltenen Habitus, die sich an der Zerrissenheit ablesen lässt, die Resi zwischen ihrem Dasein als vierfache Mutter und Schriftstellerin empfindet. Erst im Schreiben, d. h. als Schriftstellerin, kann Resi zu sich kommen, sich selbst ‚erschreiben‘, doch ist es eben ihre Mutterschaft und die zu leistende Care-Arbeit, die ihre Texte auf die Art hervorbringen, wie sie schließlich vor den Augen der Leser\*innenschaft stehen – das „Gegenteil eines gut gebauten, elegant komponierten Romans“ (ST 42). Ihr Sosein in der Welt bedingt nicht nur die Themen, denen sich der Roman widmet („Brotboxen und Doodlelisten, Kontoauszüge und Komposteimer, Adventskalender und Läusemails“, ST 135), es bedingt ebenso die formal-ästhetische Ebene des Textes, wie Resi explizit offenlegt: „Auch die Wahl meiner Stilmittel werde ich mir nicht diktieren lassen. Ich kann kein Klavier, ich nehme Klanghölzer“ (ST 135). So erscheint es nur konsequent, dass der Text immer wieder Sprichwörter, Alltagsweisheiten und Kinderreime zitiert, die passend zum hohlen Ton von Klanghölzern in ihrem jeweili-

<sup>22</sup> Jaquet, Chantal: *Zwischen den Klassen. Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht*. Konstanz 2018, 157.

<sup>23</sup> Ebd., 154.

<sup>24</sup> Ebd., 158.

<sup>25</sup> Vgl. ebd.

<sup>26</sup> Ebd.

gen Kontext semantisch ausgehöhlt sind, aber durchaus trotzdem mit diesem brechen können. Während der Kinderreim „Selber schuld, Kaptult!“ (ST 36), welcher immer dann gesungen wird, wenn ein Kind aus der Kindertagesstätte abgeholt wird, in diesem Kontext kaum als brutal wahrgenommen wird, bewirkt die stetige Wiederholung des Kinderreims im Roman, dass sich die in ihm liegende Brutalität offenbart. Der Reim wird aus dem Sprachregister ‚Kinderreim‘ in den sozial-ökonomischen Kontext verschoben, in welchem es Klassenunterschiede gibt, die wiederum Konsequenzen haben. So wie „das abgeholt Kind [...] dann raus [ist]“ (ST 36), sind auch Resi und ihre Familie bald ‚raus‘, sie müssen ihre Wohnung verlassen. Die Schuld für diese Verdrängung wird Resi demnach gleich einem Geschoss immer wieder entgegengeschleudert. In diesem Sinne verhandelt die semantische Verschiebung des Kinderreims die bereits behandelte Schuldfrage und fokussiert sie erneut auf Resi, indem diese die Sichtweise ihrer FreundInnen antizipiert und als eine mögliche Perspektive reflektiert. Ihr hätte nicht nur der Bildungs-, sondern auch der Klassenanstieg gelingen können, wenn sie sich erstens nur genug angestrengt hätte und zweitens nicht vierfache Mutter geworden wäre (vgl. ST 42). Von ihren FreundInnen hört Resi in diesem Zusammenhang weiterhin immer wieder die Floskel „Weiß man doch“ (vgl. u. a. ST 7, 22, 39, 52, 179 u. 220). Darin schwingt mit, dass Resi ihre Lage selbst verschuldet habe. Es hätte alles anders kommen können, wenn sie es nur besser gewusst hätte. In dieser Perspektive lässt sich sogar der Verlust der Wohnung als Konsequenz individueller Entscheidungen auffassen, wie Resi wiederum selbstanklägerisch reflektiert:

*Ich hätte mitmachen können. Jura studieren. Einen Erben heiraten. Ingmars Geld annehmen. Ohne Geld stolz und glücklich sein und weiterhin alles selbst machen, die Ungleichheit zumindest mit mir selbst abmachen, anstatt unnötig und willkürlich Aufmerksamkeit zu erregen. (ST 94)*

Aber Resi hat eben nicht mehr mitgemacht, nicht mehr geschwiegen und die ‚kleinen Unterschiede‘ ignoriert, sondern sie hat mit ihrem Schreiben Aufmerksamkeit erregt. Sie hat durch ihre Parrhesia schlussendlich dem ‚großen Unterschied‘, der K 23, dieser zu Stein gewordenen Manifestation soziokultureller und ökonomischer Differenz, den Akt des Erzählens entgegengesetzt. Mit dem Schreiben, so ließe sich abschließend überlegen, bringt auch Resi letztendlich ihre ‚Schäfchen ins Trockene‘, um diese titelgebende Redewendung heranzuziehen, welche zumeist darauf hindeutet, sich finanziell abzusichern. Denn so, wie ihre FreundInnen in ihr Hausprojekt investiert haben, hat Resi in ihr Schreiben investiert und gewinnt am Ende des Romans Geld in Form eines Literaturpreises. Diese 15.000 € sind für Resis Familie sehr viel Geld, wie ihre Tochter Bea explizit hervorhebt (vgl. ST 262). Ob das Geld jedoch reichen wird, die drohende Verdrängung nach Ahrensfelde abzuwenden, bleibt eine ungeklärte Frage – in Resis Worten: „Wir sind zu sechst. Wir sind wie im Film. Unsere Wohnung ist uns unterm Arsch gekündigt worden, wir wissen nicht, wohin.“ (ST 262 f.) Der Roman schließt letztlich mit Resis Ringen um ein gutes Ende, die tatsächliche Ankunft in Ahrensfelde wird lediglich auf den letzten Seiten als eine zukünftige Möglichkeit erzählt und bleibt damit im Reich der Imagination.

#### Kontakt und Information

Annika Klanke, M. A.  
Dr. des. Linda Leskau  
Technische Universität  
Dortmund  
Fakultät Kulturwissenschaften  
AG Diversitätsstudien  
Emil-Figge-Straße 50  
44227 Dortmund  
annika.klanke@tu-dortmund.de  
linda.leskau@tu-dortmund.de

Andrea Günter

## Feministische Geldtheorie. Eine philosophische Kriterienklärung

*Das ungeklärte feministische Paradox der gegenwärtigen Geldwirtschaft ist die strukturelle Differenz zwischen Geld und der Tatsache, dass Frauen nicht gleichen Lohn für gleiche Arbeit bezahlt bekommen. (frei nach Aron Sahr)*

### Gerechtigkeit, Patriarchat und Geldtheorien

Aristoteles' Gerechtigkeitskonzeption in der *Nikomachischen Ethik (NE)* wird nach wie vor unbefragt als Grundlage für Gerechtigkeitsdiskurse übernommen.<sup>1</sup> Aus feministischer Perspektive ist das darum so erstaunlich, weil der Diskurs dieses Philosophen den Mann-Frau-Herr-Knecht-Herrschafts-Haus-Polis-Dualismus in die abendländische Kulturgeschichte eingeschrieben hat und das eigentlich bekannt ist. Dieser Dualismus gründet die Konzepte der Politik ebenso wie die der Gerechtigkeit – durch die Jahrtausende hindurch.<sup>2</sup> Überlieferte Konzepte der Ethik und Gerechtigkeit standen nie außerhalb des Patriarchats, das Aristoteles explizit als Erste sozialpolitische Ordnungsgröße bekräftigt.<sup>3</sup> Ethische Konzepte waren immer ein Teil davon und wirken komplementär: ergänzend, nicht überwindend. Deshalb müssen sie de- und rekonstruiert werden, sollen sie insbesondere Unrechtsituationen von Geschlechterverhältnissen und diesen gleichgebildeten Verhältnissen transformieren helfen.

Dass Gerechtigkeit als Konzept kaum befragt wird, geht damit einher, dass die Theoriebildung zu diesem Paradigma durch die Jahrtausende äußerst mager ist. Zwar wird seit Jahrtausenden Unrecht beklagt, die „Soziale Frage“ setzt seit Jahrhunderten die Menschen in Bewegung, John Stuart Mill und Charles Fourier wiederum haben das Paradigma Gerechtigkeit genutzt, um entlang des Unrechts gegenüber Frauen die philosophischen Traditionen infrage zu stellen.<sup>4</sup> Aber ein Diskurs, der *Gerechtigkeit als Paradigma* selbst weiterentwickelt, beginnt erst mit dem 20. Jahrhundert.<sup>5</sup>

Gerechtigkeit klagt das Unrecht ein, das durch die Praktiken, soziale Verhältnisse mit ökonomischen und politischen zu verknüpfen, immer wieder neu verursacht wird. Das ökonomisch Auffällige an der Gerechtigkeitskonzeption der *NE* ist dabei, dass Aristoteles hier kurz über den Zusammenhang von Gerechtigkeit und Geld spricht. Warum tut er dies, warum kommt er auf „Geld“ zu sprechen? Welche Rolle spielt Geld für das Konzept Gerechtigkeit? Was hat das mit dem Haus-Polis-Dualismus zu tun? Und was mit Geschlechterverhältnissen?



PD Dr. Dr. Andrea Günter (Foto: Bettina Steinacker).

Versucht man diese Fragen zu beantworten, erkennt man Übereinstimmungen zwischen Aristoteles' Gerechtigkeitstheorie, den ideellen Bedingungen des Kapitalismus sowie der wirtschaftswissenschaftlichen Geldtheorie, die Geld als „neutral“ ausgibt. Eine provokante Perspektive für Kapitalismuskritik kann eröffnet werden, die schon lange vor dem industriellen Kapitalismus eingespielt ist: Aristoteles' Gerechtigkeitstheorie bildet eine ideelle Grundlage dafür, den Finanzkapitalismus ins Extreme zu treiben.

Im Fünften Buch der *NE* kann nämlich beobachtet werden, wie Geld als ein intermediäres Gleiches ins Spiel kommt, welche Funktion es hiermit übernimmt und wie es ferner zu einem Faktor werden kann, der als „neutral“ erscheint. Eine solche Rekonstruktion führt zu einer Kriterienbildung für eine feministische Geldtheorie, die der aktuellen Kritik an den Geldtheorien, aber auch am Verwertungs-Kapitalismus ähnelt, da diese des Gleichen die Wertschöpfung und die materiellen Bedingungen außer Acht lassen, die Geld als ein dritter Faktor mit eigener Materialität und Sozialität ins Spiel bringt.<sup>6</sup> Das Schicksal der Konzeption von Gerechtigkeit und von Geld hängt ebenso zusammen wie das von Gerechtigkeit, Philosophie und Geschlechterverhältnissen.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Z. B. Fraser, Nancy 1997; Nussbaum, Martha 1999; Rawls, John 2001, 2005.

<sup>2</sup> Vgl. Arendt, Hannah 1994, 185ff.

<sup>3</sup> Aristoteles, Politik, 1252 b 20ff.

<sup>4</sup> Mill, John Stuart et al. 1976; Fourier, Charles 1977, 2012.

<sup>5</sup> Die Fokussierung der idealistischen Philosophie auf Sitte und Vernunft drängen „Gerechtigkeit“ als Größe des ethischen Diskurses an den Rand. Als Impuls, Gerechtigkeit paradigmatisch neu zu verankern, ist mir Max Horkheimer bekannt, der seine Rekonstruktion der Autorität als Alternative zur Vernunft an das Gerechtigkeitsparadigma bindet und eine neue Sichtweise auf beide Größen eröffnet, vgl. Horkheimer 1936; Günter 2018.

<sup>6</sup> Lowenhaupt-Tsing, Der Pilz am Ende der Welt, 85.

<sup>7</sup> Es spricht einiges dafür, dass Fourier die Einsicht dieses gemeinsamen Schicksals in Platons *Politeia* entdeckt hat, wenn er die Frage der Gerechtigkeit für Frauen zum Ausgangspunkt dessen macht, die philosophische Tradition infrage zu stellen.

## Gerechtigkeitsgeld

Es handelt sich um ein paar wenige Sätze, durch die Aristoteles die Bedeutung der Größe Geld im Zusammenhang seiner Ausführungen über Gerechtigkeit stark macht. Er hebt den etymologischen Zusammenhang zwischen dem gr. „*nomosia*“ – „Geld“ – hervor, das von „*nomos*“ – „Gesetz“ – abgeleitet ist. Dieser etymologischen Herleitung folgend betont er, dass in Geld Gerechtigkeit am Wirken ist, Geld einen Gerechtigkeitscharakter hat. Geld ist Gerechtigkeitsgeld. Das impliziert, dass Geldgerechtigkeit vom Verständnis von Gerechtigkeitsgeld abhängt. Die Gerechtigkeitsdimension von Geld zu rekonstruieren hat einen besonderen Reiz. Sie vergrößert den Rahmen dafür, Geldpraktiken zu thematisieren, gerade auch um herauszuschälen, in welchen Dimensionen Geld, „Verteilung“ und „Geschlecht“ zusammenhängen.

Dass Aristoteles auf den Faktor „Geld“ zu sprechen kommt, hängt damit zusammen, dass er anfangs eine tugendethische Konzeption von Gerechtigkeit exploriert. Diese besagt, dass das Rechte das maßvolle Mittlere zwischen zwei Extremen ist. Die Größe, die dies zu fassen erlaubt, nennt er das „intermediäre Gleiche“. Dieses „Gleiche“ charakterisiert er explizit als „intermediär, gleich und relativ“.<sup>8</sup> Hierzu kann zunächst einmal festgehalten werden, dass er hiermit eine für uns eher fremde Konzeption von „Gleichheit“ profiliert: eine Gleichheit, die gleich ist, als solches relativ (ein Relativum) und drittens intermediär. Diese letztere Eigenschaft – das Intermediäre – aber besagt, dass Verschiedenes – zwei Parteien, zwischen denen ein Unrecht verhandelt wird –, nicht nur 1. entlang eines Gleichen – das, was das Rechte ist –, sondern 2. das Gleiche gerade auch entlang des Verschiedenen, und das heißt entlang des Individuellen und Konkreten gebildet werden muss.<sup>9</sup>

Das intermediäre Gleiche wird als ein eigenständiger dritter Faktor deutlich. Dieses Dritte muss irgendwie herausgebildet werden. Und zwar tugendethisch, also derart, dass Extremes verhindert wird.

Zieht man nun genauer in Betracht, was Aristoteles als ein solches Drittes benennt, dann kommen „Land“, „Nahrung“ und eben „Geld“ als die materiellen Faktoren ins Spiel, die alle brauchen und die darum als Tauschmaterial genutzt werden können. Die Reihung von „Land“, „Nahrung“ und „Geld“ zeigt an, dass es um etwas Materielles geht, das erwirtschaftet werden muss und das seinem Verständnis zufolge dem Haus zuzuordnen ist. Übergeht man nun den Faktor „Haushalt“, dann wäre das intermediäre Gleiche „frei“ von Notwendigkeit, frei von dem,

was andere beitragen, es wäre ohne Bedingung. Genau diesen Zusammenhang zwischen einem intermediären Gleichen und dem Notwendigen übergehen zu können, das scheint Geld am besten zu repräsentieren, besser als Land und Nahrung. Denn in jene ist eingeschrieben, einen Besitzer und Hersteller zu haben und sich qualitativ zu unterscheiden: Es gibt gute und schlechte Nahrung, gutes, beurbares und schlechtes Land. Aber gibt es ebenso gutes, gibt es schlechtes Geld? Dass wir heute zwischen *good banks* und *bad banks* unterscheiden, bindet „Geld“ an die Dimension der Qualität von Land und Nahrung zurück.

„Geld“ verführt dazu, der Illusion zu erliegen, die Herkunft seiner Materialität neutralisieren zu können. Was Aristoteles' Text dennoch sichtbar hält, ist der Zusammenhang von der Abstraktion von sozialen Beziehungen im intermediären Gleichen mit der gerechteren Regelung von konkreten sozialen Beziehungen. Genau diesen Zusammenhang nun greifen inzwischen aktuelle Geldtheorien wieder auf. Die Dimension „Geld regelt soziale Beziehungen“ ist dabei zugleich das Ergebnis der – mehr oder weniger gerechten – Verarbeitung von „sozialen Beziehungen“, die in „Geld“ abstrahiert sind, und muss der Sichtweise entgegengesetzt werden, Geld sei neutral. Denn solange Geld als neutral gilt, muss es in seinem „Wesen“ nicht politisch und gerechtigkeitsrelevant befragt werden. Wird Geld hingegen in seinem sozialen Charakter erfasst, muss es daraufhin befragt werden, welche sozialen Beziehungen in es – genauer gesagt: in die Geldpraktiken einer Zeit – eingeschrieben und wie Abstraktionspraktiken dabei gerechtigkeitsorientiert sind. Das führt unmittelbar dazu, danach zu fragen, wie Geschlechterverhältnisse in „Geld“ eingeschrieben sind. Demzufolge kann die These aufgestellt werden: Geld hat einen sozialen und folglich Geschlechter-Fußabdruck: einen gender-print. Dieser muss eruiert, erfasst und mitverhandelt werden.<sup>10</sup>

## Der Haushalt und das Gerechtigkeitsgeld

Auffällig an Aristoteles' Konzeption ist des Weiteren, dass er anschließend an seine Bemerkungen zu Geld zwischen der Gerechtigkeit, die im Haus herrscht, und der, die in der Politik herrscht, unterscheidet. Diese Diskursentwicklung wird nicht genauer erklärt, die Zusammenhänge zwischen beiden Gerechtigkeitsphären werden des Weiteren nicht entwickelt. Dabei hat diese Unterscheidung Folgen. Führt man sie auf die beiden Dimensionen des „Gleichseins“ im intermediären Gleichen zurück, dann kann man sagen, dass in einem Haushalt die Materialität des Interme-

<sup>8</sup> Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1131a15.

<sup>9</sup> Aristoteles führt den Begriff des intermediären Gleichen ein, von da an treibt der Gleichheits-Differenz-Dualismus seinen Diskurs in mindestens siebzehn Schritten und unterschiedlichen Bedeutungen weiter, vgl. Günter 2017.

<sup>10</sup> Ähnlich vergeschlechtlicht Saskia Sassen den Akkumulationsprozess, indem sie dessen Materialität „ausgebeutete Frauen“ und „Haushalt“ herausarbeitet, vgl. Sassen, a. a. O.

diären anders berücksichtigt werden muss als in der Politik. Das entspräche der Unterscheidung zwischen Eherecht (Frauen haben etwas zu tun und zu sagen) und dem politischen Herrenrecht der freien Bürger, wo die Worte und Taten von Frauen keine Geltung haben, die Aristoteles in seiner „Politik“ vornimmt und als patriarchale Erste sozialpolitische Ordnung behauptet.<sup>11</sup> Aristoteles spaltet die beiden Dimensionen des Gleichseins in seinen Ausführungen auf. Er entwickelt eine Proportionalitätsformel „a:b = c:d“, die Gerechtigkeit garantiere.<sup>12</sup> In dieser repräsentiert das Gleiche keine dritte Materialität, sondern besteht nur noch aus dem Zeichen „Gleichheitszeichen“: aus dem Zeichen, das es erst erlaubt, Gerechtigkeit auf eine Formel zu reduzieren. Geld als auf ein solches Zeichen reduziert wäre tatsächlich neutral.

Als Folge der Abstraktion mittels des intermediären Gleichen scheint das Mittel selbst neutralisierbar. Allerdings führt eine Abstraktion niemals in Neutralität, sondern in neue Verhältnisse: Bestimmte Eigenschaften werden „abgezogen“, um das Reduzierte in ein anderes Verhältnis zu übersetzen. Dafür wird es mit neuen Eigenschaften versehen. Betrachtet man nunmehr die Geschlechterkonstruktion der Beispiele, die den Hintergrund dieser Proportionalitätsformel bilden, so fällt allerdings auf, dass sie nicht geschlechtsneutral konzipiert sind. Würde er statt für einen Schuhmacher und Bauherrn für einen Schuhmacher und eine Hutmacherin ein intermediäres Gleiches entwickeln wollen, würde seine Unterscheidung zwischen Gerechtigkeit im Haushalt und Gerechtigkeit in der Politik mit all dem hinfällig, was von dieser Unterscheidung abhängt.<sup>13</sup>

Gegen Ende seiner Ausführungen kommt Aristoteles dann auch selbst zu dem Schluss, dass auf diese Proportionalitäts-Neutralisierungs-Weise nicht Gerechtigkeit, sondern nur Billigkeit erwirkt werden kann und es darum eine „transzendente“ Gerechtigkeit brauche.<sup>14</sup> Der Haushalts-Polis-Dualismus im Gerechtigkeitsdualismus lässt die Materialität des intermediären Dritten verschwinden, was dazu führt, dass sie als Moment von „Transzendenz“ wieder eingeholt werden muss. Ethisch profiliert impliziert das, dass das tugendethische Moment, Extreme zu verhindern, auch für die Polarisierung von „bedingt“ und „neutral“ gilt und die Abstraktion das intermediäre Dritte darstellt. Die Entwicklungen in der Finanzkrise unterstreichen die Bedeutung dessen, das Zusammenfallen von Abstraktions-Praxis und Regelung von sozialen Beziehungen im Geld als einen gemeinsamen Komplex im Auge zu behalten und jenen nicht in einem Gleichheitszeichen zu neutralisieren.

Die Verknüpfung von Geld als Abstraktionsprozess und von Geld als Projektierung einer neuen sozialen Beziehung immer wieder neu durchzuarbeiten, heißt, sie daraufhin zu befragen, ob sie maßvoll oder maßlos-extrem praktiziert wird. Je losgelöster und aufgeblasener der Geldmarkt, desto mehr falsche Kredite für Haus- und Autokäufer, an denen die Armen geradezu zerbrechen. In der Folge, das Extreme zu steigern, werden menschliche Existenzen und Materielles gleichermaßen vernichtet, Neubauten verfallen und Autos verrotten auf riesigen Neuwagenhalden. Das Gleiche, das als neutral(es Zeichen) behandelt wird, aber den Knoten zwischen Abstraktion und der Regelung von konkreten sozialen Beziehungen bildet, evoziert das Extrem, das das Gerechtigkeitsgeld eigentlich überwinden könnte.

Die in diesen Tagen zu beobachtende Dynamik zeigt dagegen an: Der verhandelte Geldwert bildet seine Materialität als „Gleiches“ gerade kraft der Gerechtigkeitsdimension, die darauf hinausläuft, Extremes zu verfolgen oder aber Rückbindungsprozesse als materielle Bedingungen zu qualifizieren. Aron Sahr kennzeichnet Geld aus ähnlichen Gründen als ein Differenzobjekt, das Herrschaftsbeziehungen re-produziert.<sup>15</sup> Umso wichtiger ist es, den Aspekt Gerechtigkeit als Faktor *im* Geld herauszustellen. Geld ist nicht neutral, es ist so sozial und gerecht wie die sozialen Verhältnisse, wie die Geschlechterverhältnisse, wie die Orientierung an mehr Gerechtigkeit.

### Abstraktion und Geschlechterbeziehungen

Die Abstraktion und die Neutralisation eines „Gleichen“ in Form von Geld unterscheiden sich. Während die Neutralisation aus den genannten Gründen zu Unrecht führt, gilt das für die Abstraktion nicht unmittelbar. Geld macht aus Nahbeziehungen Fernbeziehungen und aus Fernbeziehungen Nahbeziehungen, hält Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* fest.<sup>16</sup> Dieser Transformationsprozess durch Abstraktion ist feministisch wichtig, weil er zu mehr Geschlechtergerechtigkeit beiträgt.<sup>17</sup> Denn statt ökonomisch unmittelbar vom Vater oder Ehemann abhängig zu sein, erlauben der eigene Lohn und das eigene Konto nämlich, Abhängigkeiten zu pluralisieren und zu distanzieren, ebenso wie neue Nähen zu politisieren.

Umgekehrt impliziert das aber auch, dass mit den Veränderungen der Geschlechterverhältnisse sich die Geldwirtschaft verändert. Auch weil inzwischen beinahe alle Frauen in Geldwirtschaften eigene Konten haben, vergrößert sich der Finanzmarkt. Ein vergrößerter Finanzmarkt

<sup>11</sup> Vgl. Aristoteles, Politik, v. a. Buch 1, Kap. 7.

<sup>12</sup> Aristoteles, NE, 1131a15.

<sup>13</sup> Vgl. Günter 2018, in: Denkwerkstatt Gerechtigkeit, 37–65.

<sup>14</sup> Aristoteles, NE, 1137b20.

<sup>15</sup> Sahr, Das Versprechen des Geldes, 95–102.

<sup>16</sup> Simmel, Philosophie des Geldes, 320–323.

<sup>17</sup> O'Neill, Gerechtigkeit, a. a. O.

wiederum führt zu neuen Möglichkeiten, Organisationsweisen usw. Solche Zusammenhänge feministisch ernst zu nehmen, besagt, Frauen in den entsprechenden Entwicklungen als Subjekte zu verstehen. In demokratischen Kontexten deuten sich damit Möglichkeiten an, auf die demokratischen Zusammenhänge Einfluss zu nehmen, die die Finanzmärkte steuern. Hierfür muss der Gerechtigkeitscharakter des Geldes kommuniziert werden.

Zugleich kann in den Blick genommen werden, dass der „Haushalt“ und seine Reproduktions-/Care-Aufgaben zunehmend in Geld-Fernbeziehungen verwandelt werden. Es kann gefragt werden: Was lässt sich dabei beobachten? Was offenbart das über Haushalt und Geld? Was hat das mit Frauenlöhnen zu tun? Wie kann der Geldfaktor Gerechtigkeit aktiviert werden? In welchen Dimensionen muss das geschehen? usw. Entsprechend fordert die feministische Schweizer Ökonomin Mascha Madörin: „Wir brauchen eine feministische Geldtheorie!“<sup>18</sup>

### Geld entlang seines Gerechtigkeitscharakters praktizieren

Als Aristoteles zu dem Schluss kommt, dass es den Faktor „transzendente Gerechtigkeit“ geben muss, handelt es sich um eine Einsicht, die aus den Aporien seiner vorausgehenden Unterscheidungen folgt. Wie ausgeführt besteht eine zentrale Aporie darin, die Materialität des intermediären Gleichen in ein Neutrum zu überführen. Dennoch liegt Aristoteles mit dem Vorstoß, so etwas wie eine „transzendente Gerechtigkeit“ annehmen zu müssen, richtiger, als ihm vermutlich selbst bewusst war. Man könnte regelrecht vermuten, dass die Unterscheidung „Arbeiten und Herstellen des Lebensnotwendigen“ und „Politik“ zu dieser Fehlsicht beiträgt und zugleich anzeigt, dass er das Moment des Politischen falsch erfasst hat. Gerechtigkeit als Signifikant für das Streben nach besseren Verhältnissen ernst zu nehmen heißt demnach nicht, das Vergangene zu reproduzieren, sondern diese eingespielten Verhältnisse für die Gestaltung des Zukünftigen zu dezentrieren.

Indem Aristoteles das intermediäre Gleiche aber in ein Gleichheitszeichen überführt, tilgt er den Faktor Zeit: Es gibt kein Vorher – keine Voraussetzungen, die erwirtschaftet werden – noch ein Nachher: ein Versprechen, das den Einsatz von Geld zu einem eigenen, gerechtigkeitsfördernden Gut macht.

In *Das Versprechen des Geldes* arbeitet Aron Sahr heraus, dass wir es derzeit mit einem Paradigmenwechsel in dem Verständnis von Geld und den mit Geld einhergehenden Praktiken zu tun

haben. Was die Geldkultur betrifft, so kann zwischen einer Geldwirtschaft unterschieden werden, die in Form von Leihen/Schulden/Tilgung (Vergangenheit), und einer, die in Form von Kreditwesen (Zukunft) praktiziert. Hierbei handelt es sich um zwei verschiedene Akzente, Geld, Zeitlichkeit und letztlich auch „Frauen“ zusammenzudenken.

Der Faktor Vergangenheit, Geld und Frauen im Sinne der Erwirtschaftung wurde ausführlich in den Blick genommen. Wie nun sieht es mit dem Faktor „Geld ist ein Zukunfts=Gerechtigkeits-Versprechen“ aus, wenn hier der Faktor „gender“ und Frauen als ökonomische Subjekte expliziert werden?

Also: Wie werden Frauen in die Versprechen des Geldes einbezogen? Was lässt sich an den Praktiken, Frauen und Geld in Form von Krediten zusammenzubinden, darüber ablesen, wie Frauen, Versprechen und Zukunft zusammengedacht werden?

Auch das Transformieren von Nah- und Fernbeziehungen muss an Gerechtigkeit und deren Versprechen ausgerichtet werden. Rekonstruierte (Geld-)Gerechtigkeit wird als Möglichkeit kenntlich, Abhängigkeiten bejahen zu können.<sup>19</sup>

### Literatur

- Arendt, Hanna: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I, München 1994
- Aristoteles, Nikomachische Ethik, Reinbek bei Hamburg 1999
- Aristoteles, Politik, Reinbek bei Hamburg 1981
- Günter, Andrea/Conrady, Claudia: Denkwerkstatt Gerechtigkeit. Gerechtigkeit rekonstruieren, Geschlechterverhältnisse neu diskutieren, Roßdorf 2018
- Fourier, Charles: Aus der neuen Liebeswelt, Berlin 1977
- Fourier, Charles: Über das weltweite soziale Chaos. Ausgewählte Schriften zu Philosophie und Gesellschaftstheorie, Berlin 2012
- Fraser, Nancy: Justice interruptus. Critical reflections on the „postsocialist“ condition, New York/London 1997
- Günter, Andrea: Autorität, genealogische Epistemologie und Gerechtigkeit. Die Generationendifferenz verarbeiten, das Denken der Geschlechterdifferenz an Gerechtigkeit orientieren, in: Hilge Landweer, Catherine Newmark (Hg.), Wie männlich ist Autorität? Feministische Kritik und Aneignung, Frankfurt/M. 2018, 317–343
- Günter, Andrea: Jenseits von Identitätskonzepten: Gerechtigkeitskonzepte unterscheiden, in:

<sup>18</sup> Dieser Aufruf und unsere Aristoteles-Analyse führte uns dazu, dass wir 64 Thesen zu einer feministischen Geldtheorie entwickelt haben, vgl. Conrady/Günter 2018, 250–276.

<sup>19</sup> Conrady/Günter 2018, 303–314. Eine weitere politische Dimension rekonstruierter Gerechtigkeit besteht darin, dass Gerechtigkeit zugleich Identitätsvorstellungen dezentriert, ebd., 35–63.

- Andrea Günter, Claudia Conrady: Denkwerkstatt Gerechtigkeit. Gerechtigkeitskonzepte rekonstruieren, Geschlechterverhältnisse neu diskutieren, Roßdorf 2018, 37–65
- Günter, Andrea: Die Kultur des Ökonomischen. Gerechtigkeit, Geschlechterverhältnisse und das Primat der Politik, Sulzbach/Ts. 2013
  - Günter, Andrea: Observing the Use of Equality and Inequality in Aristotle's Nicomachean Ethics. A Deconstructive Rereading of the Fifth Book for a Just Concept of Gender Justice, Manuskript 2017, im Erscheinen begriffen.
  - Hénaff, Marcel: Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie, Frankfurt/M. 2009
  - Horkheimer, Max (Hg.): Studien über Autorität und Familie, Paris 1936, vor allem 3–76
  - Lowenhaupt-Tsing, Anna: Der Pilz am Ende der Welt, Berlin 2019
  - Madörin, Mascha: Bezahlte, schlecht bezahlte, unbezahlte Arbeit: eine gigantische Umverteilungsmaschine zuungunsten der Frauen, in: Arbeitsblätter von Wide Switzerland, Bern 2013, 6–8, [www.wide-switzerland.de](http://www.wide-switzerland.de)
  - Madörin, Mascha: Wirtschaftliche Zukunftsfragen aus der Sicht der Care Ökonomie, in: Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst (Hg.), Arbeit. Neu. Denken. Dokumentation der Frauenenquete Oktober 2011, Wien 2012, 8–44
  - Mill, Stuart John/Taylor Mill, Harriet/Taylor, Helen: Die Hörigkeit der Frau und andere Schriften zur Frauenemanzipation, Frankfurt/M. 1976
  - Nussbaum, Martha C.: Gerechtigkeit oder Das gute Leben, Frankfurt/M. 1999
  - O'Neill, Onora: Gerechtigkeit, Geschlechterdifferenz und internationale Grenzen, in: Herta Nagl-Docekal, Herlinde Pauer-Studer (Hg.), Politische Theorie, Differenz und Lebensqualität, Frankfurt/M. 1996, 417–450
  - Rawls, John: Justice as fairness. A restatement, Cambridge, Mass. 2001
  - Rawls, John: A theory of justice, Cambridge, Mass. 2005
  - Sahr, Aaron: Das Versprechen des Geldes. Eine Praxistheorie des Kredits, Hamburg 2017
  - Sassen, Saskia: Wenn ausgebeutete Frauen Schlüsselfaktoren mächtiger Systeme werden: Eine strategische Vergeschlechtlichung, in: Wege des Marxismus – Feminismus, Das Argument 314, 4/5 (2015) 540–552
  - Simmel, Georg: Philosophie des Geldes, Frankfurt/M. 2008

**Kontakt und Information**  
 PD Dr. Dr. Andrea Günter  
[andrea.guenter@gmx.de](mailto:andrea.guenter@gmx.de)  
[www.andreaguenter.de](http://www.andreaguenter.de)

Susanne Stark

## Gender Marketing – zielgruppengerechte Angebote oder umsatzstarke Vermarktung von Geschlecht?

In den USA ist der Ansatz des Gender Marketing seit den 1990er-Jahren in der Fachwelt bekannt – in Europa ist das Thema erst sehr viel später angekommen, im Jahr 2006 fand der erste internationale Gender-Marketing-Kongress in Berlin statt. Gender Marketing setzt sich laut der damaligen Kongressausrichter\_innen mit den „unterschiedlichen Ansprüchen und Bedürfnissen von Frauen und Männern“ auseinander, die sich „durch die verschiedenen Rollenmuster in der Gesellschaft“ ergeben. Wir stellen uns heute, 13 Jahre später, die Frage, ob es dabei um Geschlechtersensibilität im Sinne einer Optimierung der Geschlechtergerechtigkeit in der Konsumwelt geht – also um besseres, zielgruppengenaues Marketing für Frauen und Männer. Oder ist es nur ein weiterer Ansatz zur Profitsteigerung? Um sich einer Antwort zu dieser Frage zu nähern, wird im Folgen-

den zunächst das Prinzip des Gender Marketings genauer betrachtet: Was sind grundlegende Prämissen und Erkenntnisse aus der geschlechterorientierten Marktforschung? Welche Ansatzpunkte hat Gender Marketing? Welche positiven oder auch negativen Vermarktungsbeispiele gibt es? Im zweiten Teil wird Gender Marketing für junge Zielgruppen, also Kinder und Jugendliche, in den Fokus genommen.

### **Gender Marketing – ein neues Vermarktungsprinzip**

Vereinfacht gesagt strebt Marketing generell eine Optimierung der Vermarktung an – optimaler Weise im Sinne einer „Win-win-Situation“, also die Zielgruppen bekommen spezifische, genau auf ihre Bedürfnisse und Wünsche zurechtge-



Prof. Dr. Susanne Stark (Foto: Bettina Steinacker).

schnittene Angebote und eine exakt ausgerichtete Kommunikation, was ihre Konsumzufriedenheit steigert. Dies wiederum führt zu stabilen Umsätzen und Gewinnen für die Unternehmen, eine Voraussetzung für das langfristige Überleben in marktwirtschaftlichen Systemen. Ein gutes Geschäft also für beide Seiten.

Erste Voraussetzung für erfolgreiches Marketing ist die genaue Kenntnis der Zielgruppen. Dies ist eine Kernaufgabe der Marktforschung, die Unternehmen sich etwas kosten lassen – 2,5 Mrd. Euro werden jährlich in Deutschland in die Erforschung der Märkte und Zielgruppen von marketingtreibenden Unternehmen investiert. Gender Marketing stellt das Geschlecht als den zentralen Einflussfaktor für Kaufverhalten in den Fokus der Zielgruppenidentifikation.

Das Konzept des Gender Marketings konzentriert sich auf geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Frauen und Männern, die sich auf die Konsumbedürfnisse und das Konsumverhalten auswirken, und deren Implikationen für das Marketing. Dabei unterstellt Gender Marketing eine dichotome Ausrichtung des Geschlechts. Zwei zentrale Ausgangspunkte des Gender Marketings liegen in den folgenden Annahmen: Frauen und Männer unterscheiden sich

- in ihrem Interesse bzgl. verschiedener Produktfelder und
- in der Art und Weise ihrer Kaufprozesse.

Zum Ersten: Gender Marketing geht davon aus, dass es typisch weibliche und männliche Produktkategorien gibt. Vereinfacht und klischeegetrieben ausgedrückt: Kosmetik ist eine weibliche Produktwelt, Kleinwagen und Diät-Lebensmittel werden von Frauen gekauft. Männer gehen in

Baumärkte, kaufen PS-starke Autos und Elektronikprodukte. Zum Zweiten: Unabhängig von der jeweiligen Produktwelt ist generell das Kaufverhalten von Frauen und Männern unterschiedlich, auch wenn sie dieselben Produkte kaufen.

Anmerkung: Wenn nun im Folgenden „typisch“ weibliche und männliche Verhaltensweisen beschrieben werden, sind die Darstellungen sehr „schwarz-weiß“, klischeegetrieben vereinfacht. Dies ist dem Ziel geschuldet, in der Kürze des zur Verfügung stehenden Rahmens das Prinzip des Gender Marketings zu verdeutlichen. Selbstverständlich ist Zielgruppenverhalten viel differenzierter, und sehr wohl zeigen Frauen und Männer abweichendes Verhalten von den hier aufgezeigten Stereotypen. Dennoch gilt: Ein Stereotyp entsteht und existiert – gerade weil es die Blaupause für tatsächlich überwiegend, häufig anzutreffendes Verhalten ist.

### Männliche und weibliche Produktwelten

Konsum beginnt mit der Bedarfsermittlung, Beispiel Textilbranche: Wie viel Kleidung braucht der Mensch? Die Umsätze der Textilbranche zeigen ein seit Jahren recht konstantes Bild: Frauen geben doppelt so viel Geld für Kleidung aus wie Männer. Im Jahr 2017 beliefen sich die Umsätze für Damenbekleidung in Deutschland auf knapp 34 Mrd. Euro, der Bruttoumsatz für Männermoden lag bei knapp 17 Mrd. Euro. Die deutsche Frau besitzt im Schnitt 17,3 Paar Schuhe, der deutsche Mann 8,2 Paar. Aber nicht nur die reinen Kaufmengen unterscheiden sich. Über die Hälfte, fast 60 % der Frauen, geben laut Statista auf Nachfrage an, dass ihnen der Kleidungskauf „Spaß macht“, nur 20 % der Männer bejahen dies. Barletta, eine US-amerikanische Gender-Marketing-Expertin, sagt: „Men are buyers, women are shoppers“!

Welche Erklärungen liefert nun die Genderforschung zum übermäßigen Kleidungskonsum von Frauen im Gegensatz zu Männern? Gender als soziales Geschlecht wird in der Gesellschaft ständig neu konstruiert, weiterentwickelt bzw. gefestigt, man spricht von „Doing Gender“. Auf der Basis des erkennbaren biologischen Geschlechts werden von der Gesellschaft an Frauen und Männer Erwartungen formuliert, was Verhalten, Aussehen, Interesse, Habitus etc. angeht. Konformes Verhalten wird positiv sanktioniert, abweichendes Verhalten nicht – es wird entweder neutral oder gar negativ reflektiert oder zumindest kritisch beäugt. Und der Mensch ist ein soziales Wesen, er neigt dazu, soziale Rollenerwartungen zu erfüllen.

Was also passiert im Textilsektor? Bietet die Bekleidungsindustrie mit immer mehr Fast-Fashion-

Angeboten den Frauen die Abwechslung und Anregung, den Spaß an Mode, den Frauen suchen, wollen, der ihren Lebenssituationen und ihren natürlichen Neigungen entspricht? Früher Winter- und Sommer-Schlussverkauf, dann Kollektionswechsel zu allen vier Jahreszeiten. Modeketten wie Zara vollziehen alle sechs Wochen einen kompletten Sortimentswechsel – neue Bestrebungen von „Ultra Fast Fashion“ mit Marken wie ASOS zielen auf wöchentliche Zyklen. Will frau das? Oder wird hier ein gesellschaftliches Klischee, die Frau als das „schöne Geschlecht“, das durch Äußerlichkeiten gefallen muss, immer wieder reproduziert, um Umsatzziele zu erreichen?

### Weibliche und männliche Kaufprozesse

Nach Erkenntnissen des Gender Marketings differiert der gesamte Prozess der Kaufentscheidungen von Frauen und Männern, beginnend mit dem Informationsverhalten und der Alternativensuche vor dem Kauf bis hin zum Entscheidungsprozess am Ende. Studien zum Informationsverhalten vor der Anschaffung komplexer Güter zeigen zum Beispiel, dass Frauen gerne den persönlichen Rat und Austausch im privaten Umfeld suchen und für eine professionelle Beratung im Geschäft offen sind. Männer kontaktieren bevorzugt Medien, Beratungsgespräche im Geschäft werden oft eher als ein Wettkampf um die beste Know-how-Darstellung empfunden. Im Netz sprechen Frauen inspirierende Gestaltung, Ästhetik und Anwendungsbeispiele an, Männer setzen mehr auf großzügige Webpräsentationen, technische Daten und Vergleichsberichte. Unter-

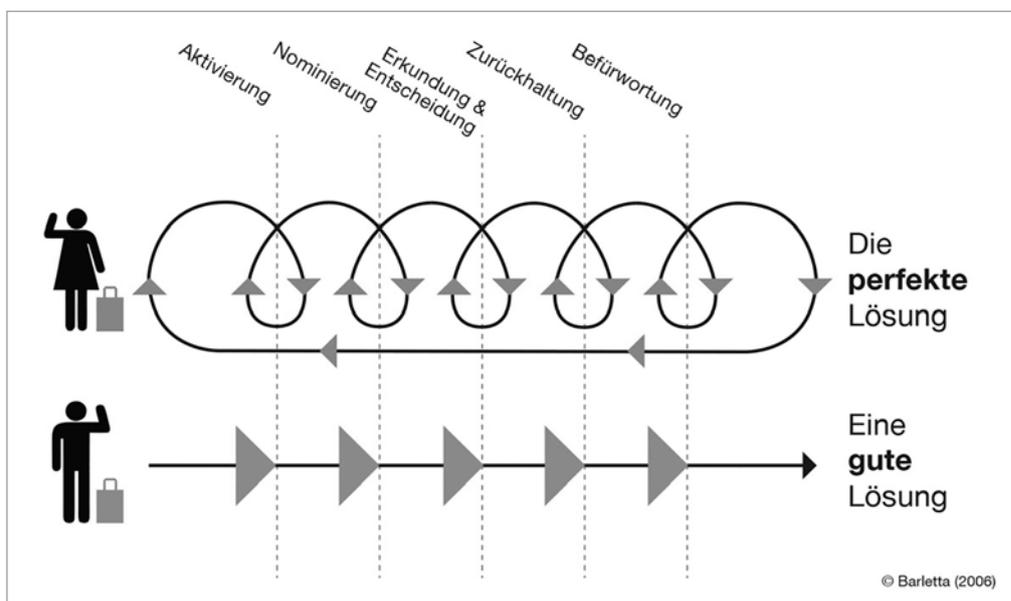
nehmen, die für Gender Marketing sensibilisiert sind, werden dies in ihre Kommunikationspolitik einbeziehen.

Auch die Organisation und Durchführung von Einkäufen verlaufen unterschiedlich: Männer planen Einkäufe strikter und halten sich an den Plan, sie kaufen weniger situativ als Frauen. Studien zeigen, Frauen nehmen mehr Farbtöne als Männer wahr. Jaffée, Expertin für Gender Marketing in Deutschland, verweist darauf, dass 65 % der Männer kaufen, nachdem sie etwas anprobiert haben – aber nur 25 % der Frauen tun dies. Das alles führt dazu, dass Frauen Kaufentscheidungen komplexer treffen, sie suchen nach der absoluten Lösung, während Männern ein zufriedenstellendes Ergebnis reicht. Barletta stellt die männliche Kaufentscheidung als linearen Prozess dar, Frauen gehen spiralförmig vor, die Anzahl einbezogener Kaufkriterien ist größer und Phasen werden mehrfach durchlaufen. Beispiel Schuhkauf bei einem Mann: schwarze Lederschuhe, unter 100 Euro. Frauen betrachten zusätzlich: Zu wie vielen Gelegenheiten kann ich die Schuhe tragen, mit welchen Kombinationsmöglichkeiten, wie einfach ist die Pflege? Übrigens: Auch beim Gang in den Baumarkt – Männer gehen bevorzugt in den Baumarkt ihrer Wahl, während Frauen in mehreren Baumärkten schauen, bevor sie ihren Heimwerkbedarf decken.

### Praxisbeispiele: Gender Marketing gut und schlecht

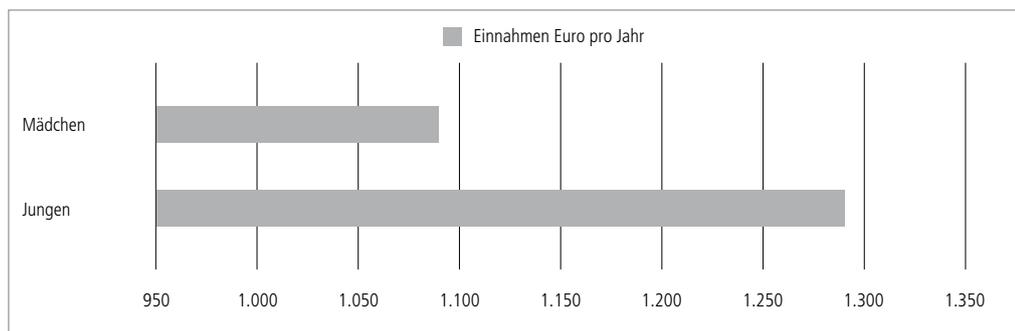
Erster Schritt eines wohlverstandenen Gender Marketings startet mit diesen Fragen: Sind

Abb. 1: Gender und Entscheidungsverhalten



Quelle: <https://www.google.com/search?q=wie+männ+und+frau+einkaufen>.

Abb. 2: Kaufkraft der Jugendlichen pro Kopf (zwölf bis 19 Jahre) p. a.



Quelle: <http://jugendvonheute.de/kaufkraft-von-kindern-und-jugendlichen-steigt-wie-das-taschengeld/>.

die Lebens- und Konsumzusammenhänge der Geschlechter unterschiedlich? Führen sie zu geschlechterdiffernten Ansprüchen und Erwartungen, die die Basis für unterschiedliche Angebote und Kommunikation bieten? „Best Practice“-Beispiele kommen u. a. aus eher männlichen Produktwelten: Die Firma Bosch stellte fest, dass sich Frauen (wenn auch in geringerem Umfang als Männer) als Heimwerkerinnen betätigen, aber dass sie oft andere Ansprüche haben. Schwere, laute Bohrmaschinen entsprechen nicht ihren Erwartungen und so konstruierte Bosch den „Akku Schrauber IXO“, leicht, leise, gut handhabbar, speziell für die „Do-it-yourselfer\*in“. Der Akku-Schrauber wurde zu einem Erfolgsschlager – und auch Männer bedienen sich inzwischen gerne dieser leichten Alternative zur Bohrmaschine.

Motorradfahren ist eine eher männlich geprägte Szene, dennoch sind 15 % der Motorradfahrer\*innen in Deutschland weiblich. Untersuchungen zeigen, dass der weibliche Kopf nicht einfach ein kleiner männlicher Kopf ist, denn u. a. die Form von Kinn und Stirn sind anders. Sicherheitsansprüche führen also zu unterschiedlichen Anforderungen. Die Firma Schubert, ein Anbieter von Premiumhelmen, hat dies zur Grundlage für die Konstruktion eines Frauen-Motorradhelms gemacht (C4 pro Women).

Neben positiven Beispielen für Gender Marketing finden sich viele negative, z. B. im Lebensmittelsektor: Pünktlich zur Grillsaison stand bei Edeka die „Männer- und Frauen-Bratwurst“ im Regal. Für Männer fleischlastig und scharf gewürzt, vermarktet mit einem „Teufelsweib“ auf der Packung, für Frauen weniger Fleisch, weniger Gewürz, vermarktet mit einem Adonis auf der Packung. Zwar ist hinreichend belegt, dass Männer mehr Fleisch essen als Frauen, zwei Drittel von ihnen essen regelmäßig bzw. häufig Fleisch, dies tut nur knapp die Hälfte der weiblichen Kundschaft. Ob Frauen aber weniger gewürzt essen mögen, ist wenig dokumentiert. Die Ziel-

gruppen lehnten das „Gender-Grillfleisch“ ab – die allzu plumpe Vermarktung mag ihr Übriges getan haben. Das Produkt floppte und führte zu negativen Reaktionen der Zielgruppen im Netz. Das Gender-Marketing-Prinzip lässt sich oft auf die simple Formel „pink it and shrink it“ für Frauen zusammenfassen, und für Männer wird alles „technisiert“, ob Kosmetik oder Lebensmittel, lautstark wirbt man mit „Power“ und „Turbo“. Kurzes Zwischenfazit: Gender Marketing scheint immer dann sinnvoll und wünschenswert, wenn es auf physisch, sozial oder mental unterschiedliche Prädispositionen von Frauen und Männern eingeht, jedoch nicht wünschenswert, wenn Unterschiede konstruiert werden, die de facto nicht vorhanden sind.

### Kinder und Jugendliche als Zielgruppen

Das junge Segment ist für Marketing generell sehr attraktiv – kurz- und langfristig: Die Kaufkraft der Kleinen ist groß, bereits im Grundschulalter verfügen Kinder über durchschnittlich 30 Euro/Monat Taschengeld, mit Geldzuwendungen zu Geburtstagen und Weihnachten kommen die Unter-13-Jährigen laut Statista auf 4,5 Mrd. Euro Kaufvolumen. Jugendliche bis 19 Jahre haben gut 1.100 Euro/Jahr (Mädchen) bzw. 1.250 Euro/Jahr (Jungen – u. a. jobben sie mehr) zur Verfügung. Langfristig betrachtet sind junge Menschen die Käufer\*innen von morgen und übermorgen – frühzeitige Markenbindung ist das strategische Ziel der Unternehmen.

Abgesehen von der guten finanziellen Ausstattung des Segments macht die hohe Medienaffinität der Kinder und Jugendlichen diese Zielgruppe gut erreichbar für Kommunikationsmaßnahmen; zudem sind sie sehr offen für die Botschaften, die sie präsentiert bekommen. Erst im Alter von sechs Jahren erkennt ein Kind Werbung als solche und kann also den Beeinflussungsversuch von redaktionellen Inhalten unterscheiden. Sechs- bis Zehnjährige zeichnen sich

durch besondere Aufmerksamkeit aus; sie wollen die Welt kennenlernen und saugen Botschaften wie ein Schwamm auf. Subtile Werbeformen, wie Imagefilme, die nicht ein konkretes Produkt, sondern eher ein Lebensgefühl, eine Emotion in den Fokus stellen, sind erst für Zehn- bis Zwölfjährige zu durchschauen. Der TV-Konsum der jungen Zielgruppen ist zwar leicht rückgängig, bleibt aber mit 60 bis 80 Minuten TV täglich je nach Altersgruppe auf hohem Niveau. Ob beabsichtigt oder nicht, Werbung bietet ideale Voraussetzungen für soziales Lernen: unterhaltsame kurze Sequenzen, plakative eindimensionale Vorbilder, einfach verständliche Geschichten, klare Botschaften von richtig und falsch, ohne komplexe differenzierte oder gar verwirrende Ausführungen. Ideale Formate für subbewusstes Lernen am Modell. Hinzu kommt das Internet. Grundschul-kinder sind durchschnittlich 25 Minuten täglich im Netz, die Zehn- bis 14-Jährigen bereits 40 bis 70 Minuten täglich. Problematisch: Die Trennung von redaktionellen und werblichen Teilen im Netz ist nicht so scharf wie im TV – Pop-ups, Banner tauchen unvermittelt auf, sie sind bunt, spannend; sie werden oft als „Kids Club“ oder ähnlich bezeichnet.

Bereits in jungen Jahren sind die Zielgruppen also einem enormen werblichen Druck ausgesetzt. Das Besondere: Kinder sind unfertige Persönlichkeiten, sie suchen nach Regeln, Normen, Orientierungen, denn diese schaffen einen sicheren Rahmen. So will ein Junge wissen, wie sich ein „richtiger Junge“ verhält, ein Mädchen, wie sich ein „richtiges Mädchen“ verhält. Insofern sind sie offen für stereotype Darstellungen, kritisches Hinterfragen findet eher wenig statt. Dies gilt in etwas abgeschwächter Form für Jugendliche.

Bei ihnen hat das Internet einen riesigen Stellenwert, über 200 Minuten sind sie täglich laut Selbsteinschätzung im Netz unterwegs. Jede Generation hat ihre eigenen Lieblingsmedien, heute sind es die sozialen Medien – inzwischen weniger Facebook, aber zum Beispiel Instagram und Youtube. Hier etabliert sich eine neue Generation von Werbetreibenden: Influencer. Sie sind die modernen Markenbotschafter\*innen insbesondere auch für Jugendliche. Sie schaffen einen authentischen Transfer werblicher Botschaften mit hoher Reichweite. Influencer symbolisieren Kompetenzen und Eigenschaften für bestimmte Erlebniswelten und Erfahrungsbereiche: In „Bibis Beauty Palace“ gibt die Influencerin Bibi als „Freundin“ ihren weiblichen Followern Tipps für das persönliche Styling – einschließlich Tipps für die entsprechenden Produktwelten und Marken. Bereits der Auftritt und die Kompetenzbereiche von jungen Star-Influencern sind oft stark nach

traditionellem Rollenbild gegendert. Entsprechend erfolgen genderspezifische Produktvorstellungen. Kurzes zweites Zwischenfazit: Kinder und Jugendliche sind eine hochinteressante Zielgruppe, sie verfügen über eine beachtliche Finanzkraft, sie sind medienaffin und offen für Botschaften, sie suchen Vorbilder und Orientierung. Wie geht nun Gender Marketing auf diese attraktiven Zielgruppen zu?

### **Gender Marketing für junge Zielgruppen**

Die Beeinflussungsfaktoren sind vielfältig, selbstverständlich erfolgt die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen durch Familie, Freund\*innen, Schulen und viele weitere Instanzen. Aber die Konsumwelt und ihre omniprésente Kommunikation sind ein nicht zu vernachlässigender Faktor. Die Angebote für Kinder und Jugendliche und die begleitende Werbung zeigen eine sehr klare Trennung in „für Jungen“ und „für Mädchen“. Schon bei den Kleinsten finden sich die „Rosa- und Blau-Welten“, eindeutige Zuordnungen, keine „Sowohl-als-auch-Perspektiven“.

Bei einem Gang durch ein Spielwaren- oder Bekleidungsgeschäft lassen sich schnell die Regale für beide Geschlechter identifizieren – allein die Farbgebung ist unmissverständlich. Die Produktwelten werden deutlich ausgelobt: Technik für „richtige Männer ab 9 Jahre“, Ponyhof und Märchenschloss für „kleine Prinzessinnen“. Die Genderisierung der Angebote erfolgt in nahezu allen Produktkategorien. Lebensmittel als zunächst genderneutrale Produkte werden zum Beispiel als „Piraten- und Prinzessinnen-Muffins“ ausgelobt, mit entsprechend gestalteten Verpackungen und mit braunem bzw. rosa Zuckerguss auf den Muffins. Verpackungen von Knabberereien aus Nüssen, Rosinen und Mandeln u. ä. werden als „Proteinmix für den Sportsfreund“ bezeichnet und mit einer Jungen-Silhouette verkauft, das weibliche Gegenstück als „Beautymix für Schönheitsköniginnen“, versehen mit einer Mädchen-Silhouette mit Wespentaille. Eltern sehen mit Verblüffung, dass Kinder unterschiedlich baden sollen, schließlich gibt es für Jungen in Blau das „Sieger-Bad“ mit Badetabs aus kleinen Pokalen, für Mädchen in Rosa das „Prinzessinnen-Bad“ mit Badetabs in Herzform. Die beliebten Bobby-Cars als Fahrzeuge für die Kleinen und Kinderfahrräder werden in hell-glitzernden Mädchen-Ausführungen (mit Kindersitz für die Puppe) und in martialischen Jungen-Ausführungen im Spiderman-Look angeboten. Für Familien mit Kindern beider Geschlechter schließt sich die Möglichkeit, Fahrzeuge an den kleinen Bruder oder die kleine Schwester weiterzugeben, damit aus. Die werbliche Kommunikation zur Vermark-

tung der Angebote erfolgt ebenfalls mit klarer Geschlechtertrennung.

Eine Analyse von TV-Werbespots, zufällig in einer Woche in einem Kindersender aufgenommen, zeigt ein deutliches Bild: 77 % der Spots für Mädchen bezogen sich auf Themen von Haushalt, Pflege, Schönheit und Märchenwelten; weiche Schnitte, Harmonie und Pastelltöne waren die vorherrschenden Gestaltungsmittel, 44 % der Adjektive erstreckten sich auf niedlich, schön, verzaubert, modisch, süß. Ganz anders die Jungen-Spots: Drei Themenwelten dominierten (Technik, Science Fiction und Sport); harte, schnelle Schnitte und dunkle Farben erzeugten eine abenteuerliche Atmosphäre, 62 % der Adjektive waren mutig, actionreich, kämpferisch und stark. Wenn man, wie oben angegeben, einen Fernsehkonsum von 60 bis 80 Minuten täglich je nach Altersgruppe unterstellt, und laut Rundfunkstaatsvertrag die Drittelregel gilt – auf 60 Minuten mit redaktionellem Beitrag darf ein Drittel, also 20 Minuten Werbung folgen –, bedeutet dies ca. 40 bis gut 50 Werbespots (bei 30-Sekundern) täglich. Und diese in einer stark stereotyp aufbereiteten Form. Die Liste von Gender-Marketing-Angeboten und -Kommunikation ließe sich problemlos weiter fortsetzen.

Welches Fazit ist zu ziehen? Angebote und Werbung für Kinder und Jugendliche sind oft stereotyp. Ein geschlechtsspezifisches Vorgehen scheint für die jungen Zielgruppen in noch stärkerem Maß eingesetzt zu werden als für erwachsene Zielgruppen. Damit werden stereotype Genderrollen aufgegriffen, verstärkt und verfestigt. Da Kinder und Jugendliche nach Identität und Orientierung suchen, werden herrschende Klischees immer wieder neu konstruiert und bestätigt. Um die Frage vom Anfang bzw. das Thema aufzugreifen: Gender Marketing scheint hier weniger zielgruppengerechte Angebote zu liefern als vielmehr geschlechtsspezifisch Unterschiede zu konstruieren, die die Basis für umsatzstarke Vermarktungsstrategien sind. Gender Marketing für Kinder und Jugendliche ist also weitaus kritischer einzuschätzen als für Erwachsene. Unbestritten führt Gender Marketing auch zu sinnvollen, begrüßenswerten Angeboten – dies gilt es aber im Einzelfall zu prüfen.

Kritische Abschlussfragen: Ist es Aufgabe von Marketing und Werbung, über Genderfragen und Geschlechtergerechtigkeit nachzudenken? Die Anbieter wollen in erster Linie verkaufen, sie sind zunächst nicht im Gleichstellungsauftrag unterwegs. Und schließlich bleibt den Unternehmen auch noch der Verweis auf „souveräne Verbraucher\*innen“, die verantwortungsbewusst Entscheidungen treffen können, der Mensch ist nicht das einfach zu dressierende Konsum-

öffchen. Aber: Unbestritten ist der Mensch beeinflussbar – sonst ließen sich die immensen Kommunikationsausgaben der Anbieter nicht rechtfertigen. Marketing funktioniert nur, wenn es auf der Höhe der Zeit kommuniziert. Was heißt das für Gender Marketing? Ist eine Beschränkung auf tradierte Rollenbilder sinnvoll? Junge Menschen suchen nach neuen Vorbildern, eine Influencerin wie Bibi fasziniert nicht zuletzt dadurch, dass sie auf monatliche Werbeeinnahmen von 100.000 Euro geschätzt wird. Wir reden heute viel von der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen, über soziale und ökologische Fragen. Unternehmen sollten sich dieser Verantwortung stellen – dazu gehört auch eine größere Diversität in den Angeboten und der Kommunikation, sie wird die Zielgruppenansprache bereichern.

## Quellen

- Barletta, M.: Marketing to women – How to increase your share of the world's largest market, 2. Auflage, New York 2006
- Jaffé, D.: Der Kunde ist weiblich, Econ 2005
- Jaffé, D./Riedel, S.: Werbung für Adam und Eva. Zielgruppengerechte Ansprache durch Gender Marketing Communication, Wiley-VCH 2010
- Jaffé, D./Manazon, V.: Verkaufen an Adam und Eva. Geheimtipps für erfolgreiches Verkaufen an Männer und Frauen, Wiley-VCH 2012
- Jaffé, D. (Hrsg.): Was Frauen und Männer kaufen. Erfolgreiche Gender Marketing Konzepte von Top Unternehmen, Freiburg/München 2014
- Moss, G.: Gender, Design and Marketing. How Gender Drives our Perception of Design and Marketing. Surrey 2009
- Orde, H./Durner, A. (Hrsg.): Grunddaten Kinder und Medien 2018; URL: [www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/Grunddaten\\_Kinder\\_u\\_Medien.pdf](http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/Grunddaten_Kinder_u_Medien.pdf)
- Otnes, C. C./Zayer, L. T. (Hrsg.): Gender, Culture, and Consumer Behavior, Sussex 2012

## Internet

- <https://www.innovations-report.de/html/berichte/veranstaltungen/bericht-65970.html>
- [https://www.munich-business-school.de/fileadmin/mbs\\_daten/dateien/working\\_papers/mbs-wp-2010-01.pdf](https://www.munich-business-school.de/fileadmin/mbs_daten/dateien/working_papers/mbs-wp-2010-01.pdf)
- <http://jugendvonheute.de/kaufkraft-von-kindern-und-jugendlichen-steigt-wie-das-taschengeld>

Ute Klammer<sup>1</sup>

## Frauenalterssicherung – gerechter Lohn für Lebensleistung?

### 1. Alterssicherung von Frauen: Entwicklungen und Befunde

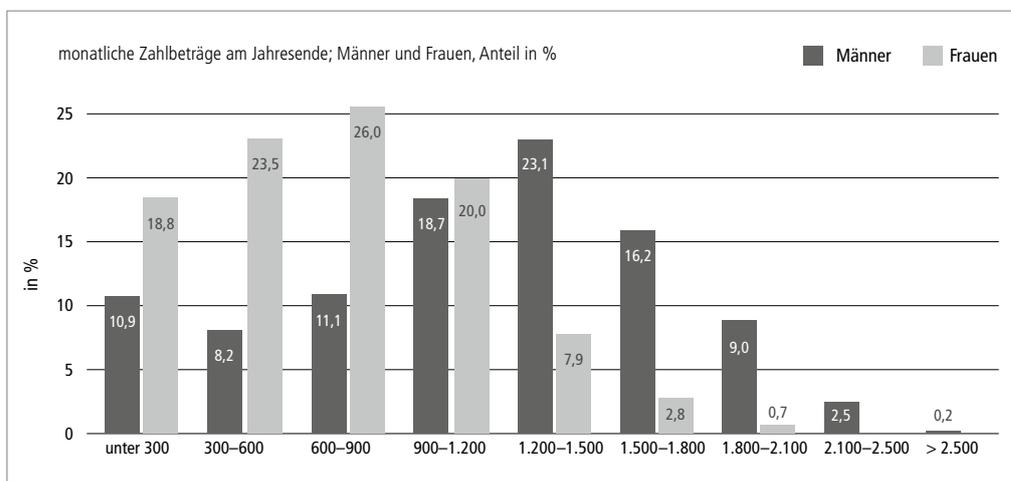
Die soziale Sicherung von Frauen im Alter und Vorschläge zu ihrer Veränderung gehören in Deutschland zu den bereits seit Jahrzehnten diskutierten Themen, wie ein Kolloquium zur Frauenalterssicherung aus dem Jahr 1988 belegt, das in der Zeitschrift „Die Angestelltenversicherung“ (Heft 7/8 1988) dokumentiert wurde. Seitdem sind mehr als drei Jahrzehnte vergangen. Haben sich die damals diagnostizierten Probleme der Frauenalterssicherung seitdem erledigt?

Aus der *Gesetzlichen Rentenversicherung* (GRV) als „erster Säule“ der deutschen Alterssicherung beziehen gegenwärtig fast alle Frauen und Männer in Ostdeutschland, die älter als 65 Jahre sind, und fast neun von zehn westdeutschen Frauen und Männern im entsprechenden Alter eigenständige Rentenleistungen. Deutliche Unterschiede zeigen sich allerdings – nach wie vor – bei der Höhe der Rentenleistungen, insbesondere beim Blick auf die Altersrenten als quantitativ wichtigster Form der Alterssicherung. So erhielten Rentnerinnen Ende 2018 im Durchschnitt in den alten Bundesländern mit 647 Euro Monatsrente 43 % weniger als die durchschnittliche Männerrente, die bei 1.130 Euro lag; in den neuen Ländern, in denen sich bei den so genannten „Bestandsrenten“ immer noch die hohe und durchgängige Erwerbstätigkeit der Frauen in der DDR spiegelt, sah die Situation besser aus, doch auch hier erreichten die Frauen mit 962 Euro

durchschnittlicher Monatsrente 21 % weniger als die Männer, die im Durchschnitt einen Rentenanspruch von 1.126 Euro hatten (Zahlen nach Deutsche Rentenversicherung Bund 2019). Auch ein Blick auf die Verteilung innerhalb der Frauen und Männer zeigt eine deutliche Konzentration von Frauenrenten im unteren Bereich – deutschlandweit bezieht nur jede zehnte Frau momentan eine eigenständige monatliche GRV-Rente über 1.200 Euro (Abb. 1).

Dies ist aus mehreren Gründen bemerkenswert: Zum einen hat der kontinuierliche Anstieg der Erwerbsbeteiligung von (westdeutschen) Frauen die geschlechtsspezifische Rentenlücke bisher offensichtlich noch nicht in größerem Ausmaß schließen können. Zum anderen bilden sich auch die wiederholten Verbesserungen bei der Anrechnung von Sorgearbeit (Kindererziehung, Pflege), die in Deutschland ähnlich wie in anderen europäischen Ländern in den vergangenen Dekaden implementiert wurden, im Rentenbestand bislang nur begrenzt ab, obgleich diese Regelungen überwiegend Frauen zugutekommen. Noch größer fällt der sogenannte „Gender Pension Gap“ sogar aus, wenn er über die verschiedenen Säulen der Alterssicherung hinweg betrachtet wird. Bezogen auf alle eigenständigen Alterssicherungsleistungen weist der aktuellste Alterssicherungsbericht (BMAS 2016) eine Lücke in den eigenständigen Alterssicherungsleistungen von 53 % aus, d. h., Frauen erhielten 2015 im Durchschnitt um 53 % niedrigere eigene Alterssicherungsleistungen als Männer. Dabei lag

Abb. 1: Verteilung der Altersrenten im Bestand, Deutschland 2018



Quelle: IAQ (2019).

<sup>1</sup> Beim vorliegenden Text handelt es sich in Teilen um eine gekürzte und aktualisierte Fassung eines Beitrags der Verfasserin, der in Heft 5/2017 der Zeitschrift „Sozialer Fortschritt“ veröffentlicht wurde.

Tab. 1: Eigenständige GRV-Altersrentenansprüche von Männern und Frauen in Deutschland (Rentenbestand am 31.12.2017) – Anteile des Zeit- und des Einkommensfaktors an der geschlechtsspezifischen Rentenlücke

| Landesteil | Rentenzahlbetrag in EUR |        | Durchschnittliche Versicherungszeit in Jahren* |        | Durchschnittliche Entgeltpunkte pro Versicherungsjahr |        |
|------------|-------------------------|--------|--|--------|---|--------|
|            | Männer                  | Frauen | Männer   | Frauen | Männer  | Frauen |
| Gesamt     | 1.146                   | 688    | 41,58  | 30,85  | 1,01  | 0,74   |
| West       | 1.147                   | 629    | 40,64  | 28,04  | 1,02  | 0,73   |
| Ost        | 1.144                   | 901    | 44,56  | 41,06  | 0,98  | 0,81   |

\* Beitragszeiten und beitragsfreie Zeiten bei Rentenberechnung nach Sozialgesetzbuch (SGB) VI.

Quelle: BMAS (2018); eigene Berechnungen.

auch hier der Unterschied in Westdeutschland mit 58 % deutlich höher als in Ostdeutschland mit 28 %.

## 2. Ursachen für den „Gender Pension Gap“

Die Ursachen für die fortbestehende Rentenlücke zwischen Frauen und Männern in Deutschland liegen an unterschiedlichen Lebensläufen, aber vor allem an deren Bewertung durch das Rentensystem (Frommert/Thiede 2010). Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten orientiert sich die Rentenformel in Deutschland besonders stark an der Zahl der Erwerbsjahre (Zeitfaktor) und der Höhe des Erwerbseinkommens (Einkommensfaktor). Hierdurch setzen sich die Faktoren, durch die sich die Erwerbsverläufe von Frauen und Männern in Deutschland unterscheiden, ins Rentenalter fort. Während Erwerbsunterbrechungen und Nichterwerbstätigkeit von Frauen, aber auch Zeiten mit nicht versicherungspflichtiger Erwerbsarbeit (z. B. Minijobs bei Befreiung von der Versicherungspflicht) über den *Zeitfaktor* den Aufbau von Rentenansprüchen beeinträchtigen, dämpfen Teilzeit, niedrige Frauenlöhne und ausgebliebene Karriereentwicklungen von Frauen über den *Einkommensfaktor* das erzielbare Renteneinkommen. Den westdeutschen Rentnerinnen mangelt es im Vergleich zu ihren männlichen Altersgenossen sowohl an Erwerbsjahren (Zeitfaktor) als auch an der Höhe des Erwerbseinkommens (Einkommensfaktor). Dagegen begründen sich die geschlechterspezifischen Unterschiede in Ostdeutschland vorwiegend aus den Einkommensdifferenzen, die auch während der DDR-Zeit zu konstatieren waren (Entgeltfaktor). Heutigen ostdeutschen Rentnerinnen fehlen zwar kaum Beitragsjahre, jedoch liegt ihr versichertes Jahreseinkommen auch rund ein Fünftel unter dem ihrer männlichen Landsleute (Tab. 1). Immer noch ist in Westdeutschland – kaum dagegen in Ostdeutschland – ein deutlicher (nega-

tiver) Zusammenhang zwischen der Zahl der Kinder, die eine Frau erzogen hat, und ihrem eigenständigen Rentenanspruch zu konstatieren: Je mehr Kinder, desto weniger eigene Rente. Innerhalb des Renteneinkommens heutiger Rentnerinnen resultiert durchschnittlich nur ein geringer Betrag aus Fürsorgearbeit, obwohl gerade heutige Rentnerinnen häufig über lange Phasen ihres Lebens Kinder erzogen und ggf. auch ältere Angehörige gepflegt haben. Allerdings werden sich die kinderbedingten Rentenansprüche deutlich erhöhen, wenn diejenigen Frauen in Rente kommen, die ihre Kinder nach 1992 geboren haben. Für die Mütter früher geborener Kinder hat sich die Situation zudem durch die Einführung der sogenannten „Mütterrente“ im Juli 2014 (Rentenversicherungs-Leistungsverbesserungsgesetz) sowie die erneute Erhöhung der Mütterrente um einen weiteren halben Entgeltpunkt für bis 1992 geborene Kinder seit 2019 deutlich verbessert. Wie Berechnungen zeigen, hat sich der Anteil der auf Kindererziehung entfallenden Rentenleistungen bei Müttern mit Kindern bereits durch die Neuregelungen im Jahr 2014 von 8,4 % (2013) sprunghaft auf 15,2 % (2014) erhöht (HBS 2017). Berücksichtigt man zudem weitere Mütter begünstigende Regelungen, insbesondere die Aufwertung von Teilzeitarbeit bzw. hiermit verbundener unterdurchschnittlicher Erwerbseinkommen während der sogenannten „Kinderberücksichtigungszeiten“ bis zum vollendeten 10. Lebensjahr des Kindes, so kann der Ausgleich für Kindererziehung insgesamt inzwischen als gut ausgebaut bezeichnet werden.

Diese Anrechnung von Sorgearbeit erfolgt allerdings vor dem Hintergrund eines ansonsten im internationalen Vergleich stark äquivalenzorientierten Versicherungssystems und institutioneller Rahmenbedingungen, die (z. B. über das Ehegattensplitting, die beitragsfreie Mitversicherung nicht erwerbstätiger EhepartnerInnen in der gesetzlichen Krankenversicherung, aber auch auf-

grund von niedrigen Frauenlöhnen in typischen Frauenbranchen und über die Förderung kleiner „Zuverdienst“-Erwerbstätigkeiten) insgesamt die asymmetrische Aufgabenteilung in der (ehelichen) Partnerschaft fördern und für Frauen den Aufbau eigener Rentenanwartschaften erschweren.

### 3. Betriebliche und private Rentenansprüche

Durch die *betrieblichen Rentenansprüche* der sogenannten „zweiten Säule“ werden die Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern im Alter in Deutschland seit jeher weiter verstärkt, da diese noch stärker als die GRV-Renten an die Dauer der Erwerbsarbeit und die Höhe des Einkommens anknüpfen und zudem auf typische Männerbranchen und größere Betriebe, in denen Frauen unterrepräsentiert sind, konzentriert sind. Statistiken zeigen, dass ein wesentlich geringerer Anteil von Frauen als von Männern Ansprüche auf eine betriebliche Rente hat; zudem bleibt die Höhe der an Frauen gezahlten Betriebsrenten deutlich hinter den an Männer gezahlten Renten zurück (*Bundesregierung* 2011). Die Benachteiligung von Frauen durch die Regelungen zur Unverfallbarkeit arbeitgeberseitig finanzierter Betriebsrentenansprüche ist im Zuge der Rentenreform 2001 zwar reduziert worden (*Klammer* 2005, S. 358), doch können frühe kinderbedingte Erwerbsausstiege von Frauen immer noch zum Verfall von Anwartschaften führen. Neuere Statistiken weisen einen Anstieg der Zahl derjenigen aus, die Ansprüche aus der betrieblichen Altersversorgung aufbauen: Nach Zahlen des Alterssicherungsberichts von 2016 (*BMAS* 2016) bauen aktuell über 50 % der weiblichen und männlichen Beschäftigten im Alter von 25 bis 65 Jahren betriebliche Anwartschaften auf. Diese Steigerung geht allerdings auf Ansprüche aus Entgeltumwandlung zurück. Sie gibt zudem keine Auskunft über die voraussichtliche Entwicklung der Anwartschaftshöhe nach Geschlecht.

In der staatlichen Förderung der *privaten Vorsorge* durch die sogenannte Riester-Rente wurde der mangelnden Vorsorgefähigkeit von NiedrigeinkommensbezieherInnen und Eltern in gewissem Ausmaß Rechnung getragen, insofern beide Gruppen in Relation zu ihrem zu leistenden Eigenanteil überdurchschnittlich durch die staatlichen Zulagen gefördert werden.<sup>2</sup> Im Jahr 2014 waren von den fast 14,8 Millionen Empfängerinnen und Empfängern von Zulagen für Riester-Verträge 64 % Frauen (eigene Berechnungen nach *Bundesregierung* 2016, S. 15). Bis 2016 stieg die Zahl der abgeschlossenen Riester-Verträge auf rund 16,7 Millionen. Damit hat etwa die Hälfte der Förderberechtigten einen

Vertrag abgeschlossen, von denen allerdings etwa ein Fünftel ruht (ebd., Zahlen der BaFin). Frauen profitieren auch seit 2006 durch die gesetzlich vorgeschriebenen Unisex-Tarife. Diese „Begünstigung“ im Rahmen der privaten Vorsorge ist jedoch vor dem Hintergrund zu sehen, dass Frauen durch die beschlossene Absenkung des Rentenniveaus in der GRV seit 2001 und die politisch gewollte Verschiebung von der ersten Säule zur zweiten und dritten Säule in der Alterssicherung überproportional betroffen sind, insofern Elemente des sozialen Ausgleichs, z. B. für Kindererziehung und Pflege, fast nur in der ersten Säule zu finden sind (*Klammer* 2009).

### 4. Hinterbliebenenrenten

Für Witwen spielen Hinterbliebenenrenten als vom verstorbenen Ehepartner „abgeleitete“ Leistungen auch 100 Jahre nach der Einführung dieser ursprünglich ausschließlich für Frauen adressierten Leistung immer noch eine große Rolle (*Frey et al.* 2015). Von den GRV-Hinterbliebenenrenten an Witwen und Witwer gehen gegenwärtig rund 4,67 Millionen Renten an Frauen, aber nur 619.000 (11,7 %) an Männer (*BMAS* 2016). Hinterbliebenenrenten stellen damit immer noch rund ein Drittel aller an Frauen ausgezahlten GRV-Leistungen. Jedoch ist zu betonen, dass abgeleitete Ansprüche aufgrund gestiegener Scheidungszahlen keine verlässliche Basis für die Alterssicherung von Frauen mehr bieten. Zwar kommt es bei einer Scheidung zum Versorgungsausgleich, bei dem die während der Ehe von beiden Partnern erworbenen Rentenansprüche hälftig aufgeteilt werden. Dieser berücksichtigt jedoch nicht eventuell durch die asymmetrische Aufgabenverteilung in der Ehe erlittene *Einkommenskapazitätsverluste*, die sich auf die Einkommenschancen während der verbleibenden Erwerbsphase auswirken. Hinterbliebenenleistungen besitzen zudem nicht den sozialversicherungsrechtlichen Status und die „Qualität“ von eigenständigen Ansprüchen. Sie haben eine Zwitterstellung zwischen einer Versicherungsleistung und einer Fürsorgeleistung, wobei in den neueren Reformen (z. B. die Rentenreform 2001) der Fürsorgecharakter weiter verstärkt wurde. Auch für Frauen, die sich bewusst im Rahmen des ehelichen Arrangements auf Haushalt und Kindererziehung konzentriert haben, stellt die Hinterbliebenenrente keinen „Lohn für Lebensleistung“ dar, da sie die Erwerbsbiografie des verstorbenen Mannes, nicht jedoch die unbezahlte Arbeit der Frau spiegelt. Schließlich beschränkt die Hinterbliebenenrente die Optionen für den weiteren Lebensweg, da abgeleitete Ansprüche im Falle einer Wieder-

<sup>2</sup> Für Pflegenden sind dagegen keine gesonderten Zulagen vorgesehen.

heirat anders als eigenständige Ansprüche nach einer Übergangsfrist entfallen. Die GRV macht auf diese Weise die Einkommenssituation der Hinterbliebenen noch über den Tod des Partners hinaus von dessen Lebenserwerbseinkommen abhängig. Zudem belegt sie den Wechsel vom Hinterbliebenenstatus in eine neue Ehe mit hohen Opportunitätskosten.

### 5. Hohes Wohlstandsniveau trotz niedriger eigenständiger Renten?

Niedrige eigenständige Altersrenten lassen keinen direkten Rückschluss auf Bedürftigkeit oder Armut der Person zu (Leiber 2009). Denn zum einen wird Armut gewöhnlich auf Haushaltsebene gemessen; zum anderen stehen alleinlebenden Frauen, wenn sie verwitwet sind, häufig noch Hinterbliebenenrenten zur Verfügung, sodass sie z. T. mehrere Renten kumulieren. Dennoch sind Frauen im Alter häufiger als Männer von Bedürftigkeit betroffen. Dies zeigt sich daran, dass sie seit Einführung der bedarfsgeprüften Grundsicherung im Alter (SGB XII) durchgängig häufiger auf Grundsicherungsleistungen angewiesen sind. Allerdings haben sich die Grundsicherungsquoten von Frauen und Männern aufgrund der steigenden Grundsicherungsbedürftigkeit von Männern in den letzten Jahren angenähert: Im März 2015 erhielten 3,3 % der Frauen gegenüber 2,8 % der Männer ab 65 Jahren Grundsicherungsleistungen (Zahlen der Grundsicherungsstatistik).

Besonders schlecht gestellt sind – sowohl in West- wie auch in Ostdeutschland – geschiedene Frauen. Ungeachtet des bei einer Scheidung vorgesehenen Versorgungsausgleichs dokumentieren sich hier die Probleme, mit denen zumindest in Westdeutschland viele Frauen kon-

frontiert sind, die im Laufe ihres Lebens infolge einer Scheidung den Übergang aus der Rolle der Familienarbeiterin oder Zuverdienerin zu einer auf eigenständige Existenzsicherung angewiesenen Erwerbstätigen bewerkstelligen müssen. Es gelingt ihnen häufig nicht mehr, entsprechend ihrer ursprünglichen Qualifikationen und Potenziale auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen und in der verbleibenden Zeit angemessene Rentenanwartschaften aufzubauen. Sie tragen damit die Folgen ursprünglich gemeinsam getroffener familiärer Entscheidungen. Kinder schmälern zusätzlich die Möglichkeit der Altersvorsorge durch Ersparnisbildung (Kumpmann et al. 2010, S. 15). Hier finden Lebensentscheidungen aus früheren Lebensphasen einen direkten – von den Betroffenen oft nicht vorhergesehenen – Niederschlag in einer späteren Lebensphase, in der kaum noch die Möglichkeit besteht, die monetäre Situation aus eigener Kraft zu verbessern. Armut im Alter bedroht insofern heute vor allem ursprünglich familienorientierte Frauen, die nicht (mehr) dem Lebensmodell Ehe folgen und hierüber abgesichert sind (Brettschneider/Klammer 2016).

### 6. Perspektiven

Mit der Ausdifferenzierung der Lebensformen, Familien- und Erwerbsverläufe geht auch eine Ausdifferenzierung der Situation von Frauen und Männern im Alter einher. Nicht immer verläuft die Linie zwischen im Alter gut abgesicherten Personen und solchen mit prekären Alterseinkommen entlang der Kategorie „Geschlecht“. Es lassen sich einige übergreifende Entwicklungstrends identifizieren, die sich teils positiv, teils negativ auf die Alterssicherungsansprüche zukünftiger Rentnerinnen auswirken dürften (Tab. 2).

Tab. 2: Entwicklungstrends und ihre voraussichtliche Auswirkung auf die Alterssicherungsansprüche von Frauen

| Negativ   | Positiv   |
|---|---|
| Trend zu kürzeren Arbeitszeiten                                       | bessere Ausbildung  |
| hoher Frauenanteil bei Minijobs                                       | kürzere Erwerbsunterbrechungen  |
| niedrige Löhne in frauendominierten Branchen                          | verbesserte Anrechnung von Kindererziehungszeiten (und Pflegezeiten) in der GRV                                     |
| sinkendes Rentenniveau  | späterer Renteneintritt   |
| wenig betriebliche Alterssicherung in frauendominierten Branchen      | verbesserte Arbeitsmarktlage  |
| Versorgung durch (Ehe-/Lebens-)Partner oder Partnerin wird unsicherer | Förderung von Müttern durch die Riester-Rente   |
|   | Einführung des gesetzlichen Mindestlohns/Aufwertung weiblich konnotierter Tätigkeiten/Entgeltgleichheit (Equal Pay) |

Quelle: eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Loose (2016).

Insgesamt ist jedoch abzusehen, dass es für nachrückende Geburtskohorten beiderlei Geschlechts angesichts der Kürzungen im Rentenleistungsniveau und vieler nicht rentenversicherter Lebensphasen schwierig sein wird, einen Rentenanspruch oberhalb der bedürftigkeitsgeprüften Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung zu erreichen. Allein mit Minijobs oder Teilzeittätigkeiten ist selbst bei ordnungsgemäßer Zahlung des Mindestlohns keine eigenständige Alterssicherung oberhalb des Niveaus der bedarfsgeprüften Grundsicherung zu erreichen. Arbeitsverhältnisse, die gegenwärtig im familiären Kontext als eine akzeptable Option erscheinen, können sich im Hinblick auf die Nacherwerbsphase somit leicht als erwerbsbiografische Falle erweisen. Hier werden durch die existierende arbeits-, sozial- und steuerrechtliche Begünstigung eines Niedriglohn- und Zuverdienstsektors, in dem überwiegend Frauen erwerbstätig sind, individuelle und gesellschaftliche Probleme in die Zukunft verschoben.

## 7. Reformbedarfe

Vor dem Hintergrund der aktuellen Befunde und voraussichtlichen Entwicklungen ist weiterer Reformbedarf im Bereich der (Frauen-)Alterssicherung offensichtlich. Im Folgenden werden einige Empfehlungen skizziert, die – unter Beteiligung der Verfasserin – durch die Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht für die Bundesregierung erarbeitet wurden (vgl. *Sachverständigenkommission* 2017).

### Prävention vor Nachsorge

Für die geringen Rentenanwartschaften von Frauen ist ein Zusammenwirken unterschiedlicher Ursachenkomplexe verantwortlich. Mütterrenten sind deshalb allein nicht geeignet, die entstehenden Einkommenseinbußen im Alter zu kompensieren. Stattdessen muss das Ziel, eine existenzsichernde Altersvorsorge beider Geschlechter zu ermöglichen, zuvorderst auf dem Arbeitsmarkt bzw. während der Erwerbsphase verfolgt werden. Insofern kommen gleichstellungspolitischen Forderungen, die sich auf die geschlechtergerechte Entlohnung, auf Mindestlöhne, auf den Ausbau langer Teilzeit/kurzer Vollzeit, auf die Abschaffung von Steuer- und Beitragsprivilegien bei Minijobs oder auf die Erleichterung des Wiedereinstiegs nach Sorgearbeitsphasen beziehen, eine zentrale Bedeutung für die Verbesserung der Altersvorsorgefähigkeit von Frauen und den Abbau des Gender Pension Gap zu.

Für das Ziel, Männern wie Frauen den Aufbau armutsvermeidender eigenständiger Rentenansprüche zu ermöglichen, sollte die GRV als

zentrale Säule der deutschen Alterssicherung gestärkt und zu einer universellen Versicherung mit Mindestsicherungsziel ausgebaut werden. Dies könnte durch eine Verpflichtung aller BürgerInnen zur GRV-Beitragszahlung auf alle Einkommen erreicht werden. Dies schließt z. B. die bisher nicht versicherungspflichtigen Selbstständigen ein, deren Alterssicherung gegenwärtig oft lückenhaft ist (*Brettschneider/Klammer* 2016). Selbstständige Tätigkeiten stellen für beide Geschlechter zunehmend nur eine Episode im (Erwerbs-)Lebensverlauf dar (*Suprinovič et al.* 2016, S. 37f.). Eine durchgängige Versicherungspflicht kann – unabhängig vom Geschlecht – dazu beitragen, nicht nachhaltige Erwerbsverhältnisse aufzudecken und Defizite beim Aufbau armutsvermeidender Alterssicherungsansprüche dort zu identifizieren, wo sie entstehen.

Dem Mindestsicherungsziel der eigenständigen Existenzsicherung im Alter entspräche eine Mindestbeitragspflicht während der gesamten Erwerbsfähigkeitsphase. Diejenigen Sozialleistungssysteme, die heute die Risiken des Einkommensausfalls wegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Ausbildung, Kindererziehung oder Pflege absichern, sollten gegebenenfalls auch den Mindestbeitrag tragen. Niedrige (Stunden-)Löhne müssten durch die Einführung einer Mindestbemessungsgrundlage für Rentenbeiträge auf Arbeitsentgelt (*Steffen* 2014) kompensiert werden. Diese Empfehlungen basieren auf der Auffassung, dass Altersvorsorge eine kontinuierlich über den Lebensverlauf zu leistende (und gegebenenfalls zu unterstützende) individuelle und gesellschaftliche Aufgabe darstellt. Eine durchgängige Versicherungspflicht bei angemessener Honorierung gesellschaftlich wichtiger Tätigkeiten wie insbesondere Sorgearbeit könnte dazu beitragen, die Legitimitätsprobleme des bestehenden Alterssicherungssystems anzugehen, die dadurch entstehen, dass zunehmend Personen mit langen Beitragszeiten und solche, die keine oder nur geringe Beiträge eingezahlt haben, im Alter gleichermaßen auf die Grundsicherung verwiesen werden.

### Verbesserte Honorierung von Pflegearbeit

Für zukünftige Rentnerinnenkohorten wird sich die Honorierung von Fürsorgearbeit in der Rente aufgrund der mehrfach verbesserten Anrechnungsregeln für Kindererziehung und Pflege absehbar erhöhen. Dabei zeigt sich allerdings bis heute eine deutliche Ungleichbehandlung von Sorgearbeit für Kinder und solcher für Pflegebedürftige. Im Vergleich zur Bewertung von Kindererziehung in der GRV (s. o.) werden Pflegeleistungen in wesentlich geringerem Umfang in der GRV berücksichtigt. Seit Einführung der Pflegeversicherung 1995 wird die nicht-

professionelle häusliche Pflege zwar deutlich besser als zuvor rentenrechtlich abgebildet und wurde mit Inkrafttreten des Pflegestärkungsgesetzes II 2017 weiter verbessert. Die Zahlung von Renten-Pflichtbeiträgen für pflegende Angehörige durch die Pflegekassen ist allerdings an zahlreiche Voraussetzungen gebunden. Weiterhin werden keine Beiträge für Personen gezahlt, die mehr als 30 Stunden erwerbstätig sind. Angesichts der im Vergleich zur Kindererziehung geringeren Honorierung von Pflegetätigkeiten empfiehlt die Sachverständigenkommission, zu prüfen, wie die Anrechnung von Pflegezeiten so verbessert werden kann, dass eine gleiche gesellschaftliche Wertschätzung für beide Arten von Sorgetätigkeiten zum Ausdruck kommt. Dies schließt eine stärker additive Anrechnung von Pflegetätigkeiten bei Kombination mit Erwerbstätigkeit und/oder Rentenbezug ein. Zudem ist die Beschränkung auf die Pflege naher Angehöriger zu überdenken; private, nicht erwerbsmäßige Pflege sollte auch dann zur Erhöhung von Rentenanwartschaften führen, wenn nicht verwandte Personen, z. B. Nachbarn oder Freunde, gepflegt werden.

Sobald eine Pflegeperson das Rentenalter erreicht hat, wird aktuell die Zahlung der Pflichtbeiträge eingestellt, unabhängig davon, ob die häusliche Pflegesituation noch andauert. Dies ist problematisch, denn Pflegetätigkeiten verteilen sich anders über den Lebensverlauf als Erwerbstätigkeit; gerade Frauen pflegen häufig auch nach Erreichen des Rentenalters. Insofern sollten auch nach dem Erreichen des Rentenalters weitere Rentenansprüche für Pflegetätigkeiten erworben werden können.

#### **Verlagerung von der abgeleiteten zur eigenständigen Sicherung**

Das Ziel, abgeleitete Formen der Alterssicherung zugunsten eigenständiger Formen der Alterssicherung umzugestalten, bleibt zentral. Bereits seit Anfang 2002 können Ehepaare statt einer Witwen- oder Witwerrente aus der GRV ein sogenanntes Rentensplitting wählen. Haben beide Eheleute jeweils mindestens 25 Jahre mit rentenrechtlichen Zeiten zurückgelegt, können so die während der Ehezeit erworbenen Rentenanwartschaften partnerschaftlich aufgeteilt werden – vergleichbar mit dem Versorgungsausgleich im Falle einer Ehescheidung. In das Rentensplitting werden allerdings nur GRV-Anwartschaften einbezogen. Seit Anfang 2005 gibt es eine entsprechende Splittingoption auch für Eingetragene Lebenspartnerschaften. Paare, die das Rentensplitting wählen, müssen dies in einer gemeinschaftlichen Erklärung festlegen. Die Möglichkeit eines Splittings der erworbenen An-

wartschaften hat bisher als freiwillige Option in der Praxis allerdings kaum Wirkung entfaltet. Aus Gleichstellungsperspektive scheint das Anwartschaftssplitting jedoch gegenüber der konventionellen Absicherung über abgeleitete Ansprüche aus Hinterbliebenenrenten zeitgemäßer, da es mit dem Aufbau eigenständiger Rentenansprüche korrespondiert. Zwar führt die Teilung der Anwartschaften nicht zu einem höheren Haushaltseinkommen im Alter und bei Verwitwung eines Partners oder einer Partnerin liegt das Versorgungsniveau der überlebenden Person in der Regel niedriger als bei heutiger Berechnung. Eine auf dem Wege des Rentensplittings erworbene Gutschrift führt jedoch zu einem eigenständigen Rentenanspruch des begünstigten Partners, der auch bei einer Wiederheirat oder bei Vorliegen von eigenem (Erwerbs-)Einkommen nicht entfällt. Als einen Beitrag zur Stärkung eigenständiger Rentenansprüche von Frauen empfiehlt die Sachverständigenkommission daher, ein permanentes Anwartschaftssplitting für in Ehe und Eingetragener Lebenspartnerschaft erworbene Ansprüche als Regelmodell einzuführen. Das Anwartschaftssplitting sollte in Form eines kontinuierlichen Versorgungsausgleichs innerhalb der Ehe oder Eingetragenen Lebenspartnerschaft durchgeführt und nicht auf die GRV beschränkt werden, sondern z. B. auch Betriebsrentenansprüche einbeziehen. Angesichts der Verteilungswirkungen sind allerdings Vertrauensschutz- und Übergangsregelungen zu berücksichtigen.

#### **Nachsorgender sozialer Ausgleich bei niedrigen Rentenansprüchen**

Elemente des nachsorgenden sozialen Ausgleichs sind dann gerechtfertigt und sinnvoll, wenn trotz einer verbreiteten und durchgängigen Versicherungspflicht während der Erwerbsphase die erworbenen Ansprüche im Alter das soziokulturelle Minimum nicht erreichen. Fehlt eine vorgelagerte allgemeine Versicherungspflicht, wie es in Deutschland der Fall ist, bergen Regelungen zur Kompensation aber die Gefahr, dass Menschen Beitragszahlungen auszuweichen versuchen; darunter kann die Legitimation des Gesamtsystems der gesetzlichen Rentenversicherung leiden. Alle Vorschläge, bei langjähriger rentenversicherungspflichtiger Erwerbstätigkeit eine „Lebensleistungsrente“ zu garantieren, sind dagegen sorgfältig auf mögliche geschlechterdifferenzierte Anreiz- und Verteilungswirkungen zu überprüfen.

#### **Verbesserung des Zugangs von Frauen zur betrieblichen und privaten Alterssicherung**

Um eine geschlechtergerechte betriebliche Alterssicherung zu ermöglichen, sollten Arbeitgeber in

den Arbeitsmarktsegmenten mit hohem Frauenanteil zu einem vermehrten Angebot von Betriebsrenten angeregt werden. Hier sind auch die Tarifparteien zum Handeln aufgefordert. Zudem sollten Frauen darin gestärkt werden, den gesetzlichen Anspruch auf Entgeltumwandlung durchzusetzen. Dies erfordert eine verbesserte und zielgruppengerechte Information über dieses Instrument der betrieblich finanzierten oder zumindest betrieblich organisierten Altersvorsorge. Bei der Entwicklung von Angeboten zur Stärkung finanzieller Allgemeinbildung („financial literacy“) ist zu berücksichtigen, dass diese sprachlich und inhaltlich geschlechtergerecht erfolgen. Auch die Vereinfachung der verwirrenden Vielfalt von (riesterfähigen) Vorsorgeprodukten sowie die Entwicklung von Vorsorge-Basisprodukten, wie es sie etwa in Schweden gibt, könnten helfen, Zugangshürden zu senken. Damit durch eigene Vorsorge erworbene Ansprüche im Alter nicht wieder verloren gehen, wenn die eigene Rente oder das Haushaltseinkommen nicht reicht, um die Grundsicherungsschwelle zu überspringen, sollte die durch das Betriebsrentenstärkungsgesetz eingefügte Freibetragsregelung ausgeweitet werden.

## Literatur

- BMAS (2016): Ergänzender Bericht der Bundesregierung zum Rentenversicherungsbericht 2016 gemäß § 154 Abs. 2 SGB VI (Alterssicherungsbericht 2016), Berlin.
- BMAS (2018): Rentenversicherungsbericht 2018, Berlin.
- Brettschneider, A./Klammer, U. (2016): Lebenswege in die Altersarmut. Biografische Analysen und sozialpolitische Perspektiven, Sozialpolitische Schriften 94, Berlin.
- Bundesregierung (2011): Neue Wege – Gleiche Chancen, Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht, BT-Drs. 17/6240, Berlin.
- Bundesregierung (2016): Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Markus Kurth, Nicole Maisch, Dr. Wolfgang Strengmann-Kuhn, weiterer Abgeordneter und der Fraktion BÜNDNIS 90/Die Grünen. Aktuelle Daten zur Riester-Rente, 15.08.2016. BT-Drs. 18/9398, Berlin.
- Deutsche Rentenversicherung Bund (2019): Rentenversicherung in Zahlen, Berlin.
- Frey, W./Scheiwe, K./Wersig, M. (2015): 100 Jahre Witwen- und Witwerrenten – (k)ein Auslaufmodell?, Schriften zur Gleichstellung 41, Baden-Baden.
- Frommert, D./Thiede, R. (2010): Alterssicherung vor dem Hintergrund unterschiedlicher Lebensverläufe. Kurz-Expertise für den Gleichstellungsbericht 2010, Berlin.
- HBS (2017): GenderDatenPortal, <https://www.boeckler.de/> (letzter Zugriff: 10.10.2019).
- IAQ (2019): Portal Sozialpolitik aktuell, <http://www.sozialpolitik-aktuell.de/> (letzter Zugriff: 10.10.2019).
- Klammer, U. (2005): Soziale Sicherung, in: Bothfeld, S./Klammer, U./Klenner, C./Leiber, S./Thiel, A./Ziegler, A.: WSI-FrauenDatenReport, Berlin, S. 307–382.
- Klammer, U. (2009): Nur einen Ehemann weit von der Armut entfernt? Alte und neue Befunde zur Alterssicherung von Frauen, in: Programmierte Frauenarmut? Armutsrisiken von Frauen im Lebensverlauf: Problemanalysen und Lösungsstrategien, Fachtagung in der Bremischen Bürgerschaft 17. Juni 2008, Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau, Bremen, S. 77–94.
- Kumpmann, I./Gühne, M./Buscher, H. (2010): Armut im Alter – Ursachenanalyse und eine Projektion für das Jahr 2023, IHW-Diskussionspapier 8, Halle.
- Leiber, S. (2009): Armutsvermeidung im Alter: Handlungsbedarf und Handlungsoptionen, WSI-Diskussionspapier 166, Düsseldorf.
- Loose, B. (2016): Alterssicherung von Frauen. Daten. Entwicklungen. Perspektiven. Vortrag auf der Konferenz „Zusammenhalten für zukunftsfeste Renten – Gerechte Alterssicherung für alle“, Bündnis 90/Die Grünen Bundestagsfraktion am 14.10.2016, Berlin.
- Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung (2017): Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Gutachten für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin. [www.gleichstellungsbericht.de/gutachten2gleichstellungsbericht.pdf](http://www.gleichstellungsbericht.de/gutachten2gleichstellungsbericht.pdf) (letzter Zugriff: 08.03.2017).
- Steffen, J. (2014): Wenn der Mindestlohn fürs Alter nicht reicht. Plädoyer für eine Mindestbemessungsgrundlage für Rentenbeiträge auf Arbeitsentgelt. [www.portal-sozialpolitik.de/uploads/sopo/pdf/2014/2014-01-00%20Mindestbemessungsgrundlage\\_PS.pdf](http://www.portal-sozialpolitik.de/uploads/sopo/pdf/2014/2014-01-00%20Mindestbemessungsgrundlage_PS.pdf) (letzter Zugriff: 11.08.2016).
- Suprinovič, O./Schneck, S./Kay, R. (2016): Einmal Unternehmer, immer Unternehmer? Selbstständigkeit im Erwerbsverlauf, IfM-Materialien Nr. 248, Bonn.

**Kontakt und Information**  
 Prof. Dr. Ute Klammer  
 Universität Duisburg-Essen  
 Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ)  
 Fakultät für Gesellschaftswissenschaften  
 Forsthausweg 2  
 47057 Duisburg  
 Tel.: (0203) 379-1827  
 ute.klammer@uni-due.de

Doris Mathilde Lucke

# MÄNNER. FRAUEN. FRANKENSTEIN. Weshalb der Mensch-Maschine-Diskurs die Gender-Debatte ablösen wird<sup>1</sup>

## Einleitung

Die Unterscheidung nach Geschlecht wird in Zukunft unwichtiger und diejenige zwischen Mensch und Maschine wichtiger werden. Nach dem prognostizierten Ende der Geschlechtertrennung wird – so meine Ausgangsthese – der Mensch-Maschine-Gegensatz das Geschlecht als eine der in der Vergangenheit fundamentalsten und wirkmächtigsten binären Initialunterscheidungen ablösen und als Universal- und Kardinalunterscheidung an dessen Stelle treten. Die Idee zu dem Vortragstitel: „Männer. Frauen. Frankenstein“ verdanke ich – bei einer (Rechts-)Soziologin wenig überraschend – Niklas Luhmann. Dieser hatte in seinem Aufsatz: „Frauen, Männer und George Spencer Brown“<sup>2</sup> der Frauenforschung vorgeworfen, mit ihrer Ausgangsunterscheidung nach Männern und Frauen genau das zu unterscheiden, was sie erklärtermaßen abschaffen und im dialektischen Sinne aufheben wolle: die Unterscheidung nach Geschlecht. Luhmanns Verdikt der „falschen“ Leitdifferenz nehme ich zum Anlass und will nicht nur für die Konstruiertheit, sondern auch für die Kontingenz als der prinzipiell auch Andersmöglichkeit von Grenzziehungen und der entlang von ihnen getroffenen *Ent-* und *Unterscheidungen* sensibilisieren. Grenzen sind zunächst ja nichts mehr als (aus)gedachte Linien im sozialen Raum. Obgleich sie weder von Natur aus existieren noch von Anfang an für immer festgelegt sind, können sie unter angebbaren, ihrerseits veränderlichen historischen, kulturellen, gesellschaftlichen (Rahmen-)Bedingungen sehr wohl zu kleinen, großen oder, wie beim Geschlecht, ganz gravierenden Unterschieden führen und aus Gleichen Ungleiche – Männer und Frauen – und aus Nicht-Gleichen, den Maschinen, Unseres-Gleichen, also – zumindest so etwas Ähnliches wie – Menschen, machen. Es geht mir aber auch darum, die Grenzen der *Soziologie* ein Stück weit hinauszuschieben. Dazu möchte ich nicht nur über die Ufer des *male main stream* treten und die Begrenzungen, die das Denken in Disziplinen mit sich bringt, überschreiten. Mein Anliegen ist es auch, bisherige Fokussierungen des Fachs – durchaus im DADAistischen Sinne – etwas zu verrücken und die Blende des soziologischen Blicks, wie ein neues Fenster am Computer, auf-

zumachen. Nicht zuletzt möchte ich mit dieser, meiner *ultima lectio*, noch einmal den Nachweis antreten, dass aus der Frauen- und Geschlechterforschung sehr viel mehr zu lernen ist als nur etwas über Frauen und Geschlechter,<sup>3</sup> und zeigen, dass von Frauen betriebene Forschung auch auf anderen Gebieten Avantgarde ist, der männliche Wissenschaft als *Après-garde* einer *nor-male science* oftmals nur sekundieren kann.<sup>4</sup>

## Vergangenheit zweier Geschlechter

Das „*Sapere Aude*“ hat bis in die jüngere Vergangenheit für die weibliche Hälfte der Menschheit nicht gegolten, die Philosophie der Aufklärung war eine nach Geschlecht halbierte und der Aufruf zum Aufbruch aus „selbstverschuldeter Unmündigkeit“ an den Frauen unerhört vorbeigegangen. Was wir als ZeitzeugInnen heute beobachten, sind zwei zeitversetzt, der Sache nach parallel verlaufende Emanzipations- und Autonomisierungsbewegungen: die der Frauen von den Männern und die der Maschinen von den Menschen.

„Doris, noch ‘nen Bier!“ Mit dem „Gedöns“ ist jetzt Schluss, der aus der „lupenrein“ geschlechterdemokratischen Beziehung Schröder-Köpf kolportierte „Basta“-Spruch *passé* und auch die vierte Ehe des Alt-Kanzlers geschieden. Jetzt heißt es: „Alexa, Heizung ‘rauffahren!“ So wie aus der Macho-Manier eine bedienerfreundliche, wenn auch immer noch nicht ganz geschlechtsneutrale Techno-Ansage wurde, könnte aus dem auf die anhaltende Entgeltungleichheit, den gender *pay gap*, anspielenden Slogan: „*Women like men – only cheaper*“ bald ein: „*Machines like humans – only smarter and simply better*“ werden. Adressatinnen solcher Anweisungen begegnen uns hauptsächlich in Gestalt zurarbeitender Frauen in der unter- und nachgeordneten Funktion von Rechtsanwaltsgehilfinnen, Arzthelferinnen und Sekretärinnen, der Sekretär existiert außer auf dem Posten des Generalsekretärs nur noch als Möbelstück. Menschliche Assistentinnen werden jetzt mehr und mehr durch noch zuverlässigere, hocheffiziente technische Assistenzsysteme ersetzt, und selbst im Fußball wird dem Schiri-Assistenten, einem neben dem Terrorismusexperten noch weit verbreiteten Männerberuf, durch den Videobeweis der Platz

<sup>1</sup> Bei dem zu diesem Beitrag verschriftlichten Vortrag handelt es sich um die auszugswise Wiedergabe der aus dem Gedächtnis und anhand einiger Stichworte rekonstruierten Abschiedsvorlesung, die ich offenbar mehr *by heart* als *by mind map* am 15.05.2019 im Rahmen des *dies academicus* an der Universität Bonn gehalten habe. Mein Dank gilt Uta C. Schmidt, die wesentlichen Anteil daran hatte, dass aus der extemporierten Redeversion ein druckfertiges Schriftstück wurde.

<sup>2</sup> Vgl. Luhmann, Niklas (1988), *Frauen, Männer und George Spencer Brown*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 17, H. 1, S. 47–71.

<sup>3</sup> Wissenschafts- und technologiekritische Diskurse werden, beginnend mit Evelyn Fox Keller, Sandra Harding und Sherry Turkle, Donna Haraway und Rosi Braidotti, in auffälliger Häufigkeit von Wissenschaftlerinnen mit einem feministischen Forschungshintergrund angestoßen. Dies steht in nicht weniger auffälligem Kontrast dazu, dass in der Kunst und Literatur bis hin zur Informatik und Robotik die Schöpfer, wie die Wissenschafts- und Technikgeschichte, in aller Regel männlich und die von ihnen erdachten und als ihre (Be-)Dienerinnen und Sklavinnen erschaffenen Geschöpfe – mit nur wenigen homo-narzisstischen Ausnahmen – fast immer weiblich sind.

<sup>4</sup> Eine ähnliche Vorreiterrolle nehmen neben der fiktionalen Literatur der Film, mittlerweile auch Comics und Computerspiele, wie die Kunst ganz allgemein, ein. Auch sie sind Seismographen künftiger Entwicklungen und eilen der Realität bisweilen um Lichtjahre voraus. Filmische, literarische und künstlerische Prädiktoren sind wissenschaftlichen Prognosen an Treffsicherheit und visionärer Kraft nicht selten überlegen.

auf dem Platz streitig gemacht. Nachdem der Stichentscheid im deutschen Familienrecht abgeschafft und (Ehe-)Männern und (Familien-)Vätern das „letzte Wort“ nicht nur beim Autofahren genommen worden war, wird sich die Frage: „*Who's driving the bus?*“ – Gradmesser erreichter Gleichstellung zwischen den Geschlechtern – in Zeiten selbstfahrender Autos erübrigen und in Abgas auflösen. Seitdem Frauen nicht nur den Führerschein, sondern begonnen haben, ihr kleineres Hirn auch tatsächlich zu gebrauchen, wird nach der nunmehr geklärten Frage: „Können Frauen denken?“ darüber nachgedacht: „Können Maschinen lernen?“.

Zur selben Zeit wird Zeugung zur Erzeugung und Reproduktion zur Produktion. Die Urszene wird nachgestellt und in medizintechnischen Versuchsanordnungen simuliert, der Geschlechtsakt vom intimen Privatvollzug in (Ehe-)Betten in Labors verlegt – und damit in den halböffentlichen Raum verlagert –, der Kinderwunsch immer häufiger von Fertilitätsfirmen und Reproduktionsfabriken erfüllt und die menschliche Fortpflanzung insgesamt professionalisiert, kommerzialisiert und technologisiert. Der heterosexuelle Geschlechtsverkehr als probates und bis dato einzig bekanntes Mittel zur Generierung leiblicher Nachkommenschaft findet in wachsendem Umfang auch bei „gesunden“ – das sind im medizinischen Sinne fortpflanzungsfähige – Menschen in Petrischalen, durch In-vitro-Fertilisation und künstliche Befruchtung statt und wird in immer e-laboriertere Serviceeinrichtungen outsourct, an geschultes Personal delegiert und unter Zuhilfenahme von technischen Geräten, medizinischen Instrumenten und anderen Hilfsmitteln so lange erledigt, bis sich die *body to body*-Spontanzeugung im wahrsten Wortsinn erledigt hat. Seitdem jetzt auch noch gleichgeschlechtliche Elternschaft und Regenbogenfamilien den lebenden Beweis dafür erbringen, dass die Co-Präsenz zweier gegengeschlechtlicher Geschlechtskörper für die Vermehrung auch beim Menschen überflüssig ist, könnten die geschlechtliche Beiwohnung und Begattung auf absehbare Zeit zum Auslaufmodell und das Familienoberhaupt und der (ebenfalls männliche) Stammhalter, wie Adam und Eva aus dem Paradies, von ihrem Stamplatz vertrieben werden. Bereits heute werden Befruchtung und Empfängnis auch bei immer mehr Ein-Mann-Eine-Frau-Ehe- und anderen Heteropaaren zur expertenhaft *on demand* eingeleiteten und überwachten chemischen Prozedur und vom biologischen Vorgang zum technisch unterstützten Prozess. Am Ende der erfolgreich durchlaufenen menschengenerierenden Produktions- und Wertschöpfungskette entstammt

der „eigene“ Nachwuchs weder mehr komplett noch unbedingt „eig'nem Fleisch und Blut“. Stattdessen fällt der Apfel immer weiter vom genetisch und gentechnisch veränderten und in seinen herkunftsstiftenden Abstammungslinien manipulierten Stamm. Nachkommen „arten“ ihren Vorfahren immer seltener „nach“ und schlagen dank reproduktions- und medizintechnischer Assistenz immer häufiger „aus der Art“. Selbst der altrömische Rechtsgrundsatz: „*Pater semper incertus est*“ bekommt mit der ganz- oder teilanonymen Samenspende eine zusätzliche Ungewissheitskomponente.<sup>5</sup>

Seitdem Leben nicht mehr *wird*, sondern *fabriziert* (*facere*, lat. machen), also *gemacht* wird und Kinder als künftige „neue Menschen“ vermehrt auch aus nichtkörpereigenen und familien- und verwandtschaftsfremden Bausteinen bestehen und aus nichtnatürlichen Ingredienzien und Essenzen komponiert (*componere*, lat. zusammensetzen) werden, bedeutet dies nach der durch Automatisierung, Computerisierung, Digitalisierung und Roboterisierung der Arbeitswelt zerstörten Ideologie der erwerbsarbeitszentrierten Leistungsgesellschaft nun auch für den Bereich der Reproduktion das Ende der Ideologie zweier – nicht mehr und nicht weniger – zum Zwecke der Fortpflanzung naturnotwendig geschiedener und für den Fortbestand der Menschheit unverzichtbar getrennter, einander diametral entgegengesetzter Geschlechter. Mit der Schöpfungsgeschichte hat sich jetzt auch die Große Erzählung von der Überlegenheit des zeugungsfähigen Mannes gegenüber der empfängnis- und gebärfähigen Frau auserzählt. Mit dem erst als Ernährer, dann als (Er-)Zeuger angezählten und damit im Kern seiner statuslegitimierenden Kern-Kompetenzen und machterhaltenden Potenz-Funktionen getroffenen – hier im unsoziologischen Kollektiv-Singular benannten – Mann geht das Abendland seinem bereits mehrfach vorhergesagten Untergang aller Voraussicht nach tatsächlich entgegen. Nach dem durch die Frauenbewegung maßgeblich mitbewirkten Privilegienverlust und dem sukzessiven Abbau angestammter, dem männlichen Geschlecht in selbstherrlicher Anmaßung zustehender Vorrechte ist die Ära des Patriarchats an ihr Ende gekommen. Die *von der Natur begnadete* und von Rechts wegen abgeseignete – durch Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Biologie, Pädagogik und Psychologie (pseudo-)wissenschaftlich gestützte – männliche Vormachtstellung ist nicht mehr zu halten. Ihre lange behauptete Legitimationsgrundlage wurde durch das unaufhaltsame Fortschreiten der Reproduktionstechnologien als groß angelegte Rechtfertigungslehre entlarvt und die patriarchale Soziodizée als gigantischer,

<sup>5</sup> Zu Reproduktionstechnologien als der vergessenen Seite der digitalen Revolution und dem voraussichtlichen Ende der menschlichen Evolution mein Buchbeitrag in: Thimm/Bächle (Hrsg.) 2019: 334–380.

die Jahrtausende überdauernder epochaler Master-Plan zur mutwilligen Entzweiung der etymologisch (*gislahti*, ahd. Geschlecht) in eine Richtung strebenden Geschlechter dekonstruiert und eine Märchengeschichte beendet, mit der die Männer als Konstrukteure dieses (Schein-) Konflikts den Geschlechterkampf – Kriegszeiten ausgenommen – bislang immer gewonnen haben.<sup>6</sup>

Das xx- oder xy-Chromosom allein sagt für sich genommen nichts über das durch die Art der Fortpflanzungsfähigkeit bestimmte Geschlecht eines Menschen aus. An ihm entscheidet und mithin auch unterscheidet sich – von der Evolutionsbiologie inzwischen bestätigt – nicht, ob „er“ zeugen und (die von ihm nur darüber geschiedene und zu ihm verschieden gemachte) „sie“ empfangen und gebären kann.<sup>7</sup> Es ist zwar im konstruktivistischen Sinne *gemacht*, damit aber noch lange nicht ausgemacht, was der zu behebbende Defekt oder das – wie bei der „Frauenförderung“ – zu kompensierende Defizit ist und wo genau der zu korrigierende Fehler und der – durch eine dann ebenfalls geschlechtsbezogene „Quote“ – ausgleichende Makel liegt. Und es ist keine Gnade von Gott oder die Vorgabe einer wie immer gearteten Natur, sondern ihrerseits eine Frage der mehr als nur definitorischen Macht, definitiv darüber befinden zu können, worin der unterstellte Mangel an weiblicher Potenz und das beanspruchte Mehr an männlicher (Vor-)Macht besteht, um das Pendant einer quasi-natürlichen Über- und ebenso natürlichen und vorgeblich gottgewollten Unterlegenheit anschließend als Fundament einer fragwürdigen Komplementär-, Korrespondenz- und Kompensationstheorie von Dominanz und Subalternität zu etablieren.

### Gegenwart der Homogene

Unsere Gegenwart ist nicht nur die Zeit der un-abgeschlossenen Geschlechteremanzipation und eines aufkommenden neuen Maschinenzeitalters. Wir leben heute auch in einem hermaphroditischen Zeitalter des Dazwischen und der undefinierten Zwischenräume, der sich auflösenden und allenthalben verschwimmenden Grenzen zwischen nur noch vorgestellten Gegenteilen, (Schein-)Gegensätzen und Gegenüberstellungen, in dem sich auch sonst immer mehr ehemals eindeutige Kriterien verwischen, klare Konturen unscharf werden und Kontraste zusehends verschwimmen und schließlich ganz verschwinden. Die zunehmende Vermischung, Verschmelzung und (Über-)Kreuzung von männlich und weiblich, aber auch von Mensch und Maschine sind systematisch betrachtet Unterfälle eines allge-

mein zu beobachtenden Funktionsverlusts zuvor trennscharfer Differenzierungen und als solche – zweifellos wichtige – Teile eines gesellschaftsweiten Mega-Trends, bei dem auch die Unterscheidungen natürlich vs. künstlich, normal vs. abweichend, gesund vs. krank, tote Materie vs. lebendige Körper, wie die früheren Abgrenzungen von analog und digital, fiktiv vs. real, manuell vs. maschinell, material vs. virtuell, homo vs. hetero, an Distinktionskraft eingebüßt und ihren Stellenwert als universelle Ordnungskategorien heute schon weitgehend verloren haben.

Angesichts zahlloser Interferenzen, Interaktionen und Interdependenzen, bei denen Mensch und Maschine als *Co-Workers* und *Co-Bots* kooperieren und kollaborieren, ist bereits vom „Kollegen Roboter“ die Rede. Seitdem die *Robots* ihrerseits „menscheln“ und wir unsererseits auch nicht mehr gar so sehr „fremdeln“, gehen wir immer mehr dazu über, Maschinen als nichtmenschliche Personen auf Augenhöhe zu akzeptieren und üben uns nicht nur in der kollegialen Zusammenarbeit, sondern auch im kohabitierenden Zusammenleben. Bei so viel auf Gegenseitigkeit beruhender Annäherung ist die Schnittstellenmetapher zur Beschreibung des Mensch-Maschine-Verhältnisses mittlerweile ebenso obsolet und überholt wie die Trennung in Mann und Frau als gebräuchliche Bezeichnung für die sich potentiell multiplizierenden und exponentiell pluralisierenden Geschlechter. Derzeit geht selbst die Biologie, bekanntermaßen eine Disziplin der Naturwissenschaften, von 36 Geschlechtern aus. Sie gibt damit dem radikal dekonstruktivistischen Butler-Feminismus recht und schließt sich – mit gesichtswahrender Anstandspause – den in den Geistes-, Kultur-, Sozial- und Medienwissenschaften schon seit den 1990er-Jahren geführten „gender trouble“-Diskursen an. Demzufolge ist nicht nur *gender* als das sozial geprägte und kulturell überformte Geschlecht, sondern bereits *sex* als das vorgeblich natürliche und objektiv feststellbare biologische Geschlecht das Ergebnis machtvoll durchgesetzter Definitionen.<sup>8</sup>

Unsere Jetzt-Zeit ist die Echt-Zeit des Als-Ob, der Vertauschungen und Täuschungen und der sich zwischen den Geschlechtern, aber auch zwischen Mensch-Maschinen und Maschinen-Menschen spiegelverkehrenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen. Wie die computergenerierte, weiblich klingende Navi-Stimme den bevorzugt männlichen Nicht-mehr-selbst-Fahrern nur vorgaukelt, eine „echte“ Frau zu sein, der diese im „wahren Leben“ vermutlich nicht aufs Wort gehorchen und sich ihrem Kommando „nie im Leben“ beugen würden, so reden wir nicht mehr nur *von*,<sup>9</sup> sondern jetzt auch schon *mit*

<sup>6</sup> Bei diesem, nunmehr auf technischen (Um-)Wegen zerstörten Narrativ handelt es sich um die fast schon nobelpreisverdächtige Umsetzung von George Spencer Browns „*Draw a distinction, and you create an universe*“-Gebot und um die noch genialere Überführung der Lehrsätze des englischen Logikers in eine dem „*Divide et impera*“-Imperativ nachgebildete „*Distinguish et rege*“-Strategie zur Ein- bzw. Zweiteilung der Welt in Männer- und Frauenwelten.

<sup>7</sup> Konsequenz zu Ende gedacht wäre nach der zweistelligen Logik Spencer Browns eine nicht gebärfähige Frau *per definitionem* ein Mann und ein nicht zeugungsfähiger Mann im logischen Umkehrschluss eine Frau.

<sup>8</sup> Parallel dazu hat sich in der Medizin die Erkenntnis durchgesetzt, dass Männer Brustkrebs und Frauen die Managerkrankheit Herzinfarkt bekommen können. Auch deutsches Recht erkennt seit dem 2017 reformierten Personenstandsgesetz mit „divers“ offiziell ein drittes und damit mehr als die genau zwei Geschlechter an.

<sup>9</sup> Technisierung und Maschinierung unserer Sprache äußern sich darin, dass wir etwas nicht „auf dem Schirm“ haben, einen Termin „abspeichern“ oder jemanden um ein „Feedback“ oder ein „Update“ bitten. Umgekehrt machen wir die Maschinen sprachlich zu menschlichen Gegenübern, wenn der Rechner „spinn“t, der Computer seinen Bildschirm gerade „erkennt“ und „weiß“, dass er an, also *online*, ist, oder wir sagen, dass der Drucker „den Geist aufgibt“ und der PC erst noch kurz „überlegen“ und einen Moment „nachdenken“ muss, obwohl er zumindest derzeit noch hirnlose und wenig geistreiche sinn(ent)leer(t)e Rechenoperationen ausführt.

Maschinen wie mit leibhaftigen Menschen. Hierbei stattfindende Konvergenz- und gegenseitige Auf-einander-zu-Bewegungen stellen sich als weitreichende Prozesse der Angleichung, der wechselseitigen Anverwandlung und der weitergehenden Assimilation dar. Tendenzen einer in die Zukunft extrapolierbaren fortschreitenden Verähnlichung (*similis*, lat. ähnlich) manifestieren sich als Maskulinisierung von Frauen und als Feminisierung von Männern, aber auch als Trend einer anhaltenden Maschinisierung von Menschen bei gleichzeitiger Humanisierung von Maschinen: Der Mensch, die Fleisch gewordene Maschine, ein Bio-Android in der Inkarnation als Profi aus der Produkt-Reihe Wirtschaftsmanager und in der weiblichen Serien-Version als die Nachrichten verlesende Sprech-Puppe. Bei beiden handelt es sich, wiewohl noch von Menschengestalt, um homogenisierte Hybrid-Existenzen in merkwürdigen Mischformen, die wie aufgezogenes (Spiel-)Zeug voraussehbar agieren und nach Plan performen. Als standardisierte und DIN-konfektionierte Kunst-Menschen sind sie Prototyp und Paradigma, Repräsentanz und Simulation zugleich und bei Lichte besehen nicht viel mehr als aktualisierte und verbesserte Neuausgaben von Ester Vilars „Der dressierte Mann“.<sup>10</sup> Angesichts der Professionalisierung und Puppisierung als wirkungsgleiche Disziplinierungsmaßnahmen der Gleich-Aus- und Ab-Richtung und der Gleich-Schaltung gleichermaßen eignenden Gemeinsamkeiten sind bei ihnen, wie auch zwischen Sozialisation und Programmierung, signifikante Unterschiede kaum mehr auszumachen. Die Maschine umgekehrt wird vom Werkzeug zum Denkzeug und vom (Werk-)Stück und (Hilfs-)Mittel, von einem einfach handhabbaren, per (Frei-)Sprechanlage, Knopfdruck, Tastenbefehl oder Joystick leicht (herum-)zu kommandierenden und, wie ein Modellflugzeug, (fern-)steuerbaren Ding zum in Silikon, Plastik und Metall nachgebauten, in Kabel, Batterien und Blinklichter transformierten und in Form von Akkus und Software materialisierten künstlichen Menschen. Als dessen „naturgetreues“ fotorealistisches Imitat wird die Maschine die Frau – meiner These folgend – nicht nur als „schmeichelnden Spiegel“ (Pierre Bourdieu) ersetzen, sondern auch in ihrer assistierenden instrumentalisierten Funktion in einer mehr oder weniger fernen Zukunft ablösen. Um sie sich durch Selbstähnlichkeit zur Freundin und Seelenverwandten – vertraut – zu machen (*amica*, lat. Freundin, *anima*, lat. Seele),<sup>11</sup> werden – so ist der Plan – der Maschine mit Hilfe einer künstlich hergestellten Similarität menschliche Züge, gewissermaßen ein *human touch*, verliehen und dem Menschen andererseits etwas

Maschinengleiches auf den Leib und in diesen hinein geschrieben, das ihn nicht nur in seiner äußeren Erscheinung *machine like* wirken, sondern auch *like a machine* funktionieren lassen soll. Das ist, wie den Zufall erst auszuschalten, um ihn per Zufallsgenerator zu re-generieren und das Unverhoffte, Unerwartete und Unwahrscheinliche wieder geschehen und damit zugleich auch zuzulassen, dass Dinge ganz ohne eigenes Zutun „einfach so und wie von selbst passieren“. Genauso ist es ein Paradoxon der humanogenen Autopoiesis, dass der Mensch seinem Geschöpf – mit Gefühlen, Empathie, Sympathie, Spiritualität, Humor und Ironie, einem Bewusstsein seiner Selbst, das sich selbst zum Objekt werden und von sich „ICH“ denken und sagen kann, vor allem aber mit einer Seele – genau das einzuhauchen versucht, was ihm, dem Menschen und seinem Schöpfer, zuvor – als Eigenständigkeit, Eigenwilligkeit, Eigenmächtigkeit und einer daraus resultierenden Unberechenbarkeit und Subjektivität –, wie ein Dämon, ausgetrieben wurde: *L'homme est mort, vive la machine!*

Unterdessen liegen längst nicht mehr nur beim Geschlecht die Beziehungen und Bezüge „*queer*“ und zu herkömmlichen Einteilungen und Kategorienbildungen quer.<sup>12</sup> Nicht nur bei *cross gender* geht es überkopf und überkeuz und geschlechterverkehrt durcheinander. Außer Transgender gibt es jetzt Transgene, so wie Hybride nicht länger ausschließlich auf Autos bezogen und nicht mehr nur im Straßenverkehr anzutreffen sind. Wie beim Geschlechtsverkehr, wie noch zu Zeiten der Kommune 1, nur mit wahlloser Promiskuität Grenzen ausgetestet und in einem überbordenden *challenging the boundaries* herausgefordert wurden, so wird beim gender swapping jetzt nicht mehr nur im virtuellen Raum mit deren Überschreitung gespielt. Auch in den unterschiedlichen Sparten und Genres der Kunst ist das Experimentieren nicht mehr auf die (Um-)Besetzung der klassischen „Hosenrolle“ beschränkt. Travestie, Parodie und das musikalische Intermezzo werden von Ballett- und Theateraufführungen auf Krücken, mit Rollatoren, Rollschuhen und Rollstühlen sowie mit 3-D-Brillen, eingblendeten Video-Sequenzen und zugeschalteten Livestreams übertroffen und das Tohuwabohu auch zwischen Menschengesetz- und Maschinenbestandteilen auf die Spitze getrieben und als Seh- und Hörgewohnheiten eingeübte Wahrnehmungsweisen sowohl künstlich als auch künstlerisch Konventionen sprengend – und mittel- und langfristig verändernd – irritiert. Wie überall, wo Original und Kopie sich zum Verwechseln ähnlich sehen und die Vervielfältigung

<sup>10</sup> Vgl. Vilar, Esther (1971), *Der dressierte Mann*, Gütersloh (Bertelsmann).

<sup>11</sup> Der in Japan verbreitete Animismus als der Vorstellung von der Beseeltheit grundsätzlicher aller menschlicher und nichtmenschlicher Lebewesen einschließlich der Dinge dürfte mit ein Grund für die in diesem Kulturraum höhere Akzeptanz von Robotern sein. Zu begünstigenden Bedingungen für Akzeptanz und Akzeptierbarkeit allgemein meine Habilitationsschrift „Akzeptanz“ (Lucke 1995).

<sup>12</sup> Beliebigkeit und Willkür solcher Kategorisierungen sind von den Geschlechtern grundsätzlich auf alle Unterscheidungen, nicht nur auf diejenigen zwischen Menschen und Maschinen, übertragbar. Deutlich wird deren Arbitrarität u. a. daran, dass bis 1969 nichteheliche Väter nach deutschem Abstammungsrecht mit ihren leiblichen Kindern nicht verwandt waren und die von der Heteronorm *aus-* und *abgegrenzte* Homosexualität in Deutschland bis in die 1990er-Jahre einen Straftatbestand darstellte und als psychische Krankheit galt. Wenige Jahre später, 2001, war die Homo-Ehe – ein weiterer Beleg für die zunehmend auch rechtliche Angleichung der Geschlechter – unter Aufgabe des Zwei-Gegengeschlechter-Prinzips legalisiert und Ehen unter nach ihrem Geschlecht Gleichen rechtmäßig. Selbst das (Eltern-)Paar besteht jetzt nicht mehr zwingend aus einem Mann und einer Frau, seitdem Angehörige aller Geschlechter als „Pammas“ und „Mappas“ Vater- und/oder Mutterrollen übernehmen können.

<sup>13</sup> In dem Film „*Ex machina*“ (2015 UK) – wie zuvor schon in „*Bladerunner*“ (1982 USA) – wissen die ZuschauerInnen am Ende nicht mehr, ob die Software Ava – ein Namenshybrid aus Adam und Eva – den (menschlichen) Spezialisten, wie die Laborratte den Wissenschaftler, testet oder ob es sich bereits umgekehrt verhält und sie, die Maschine, ihn, den Menschen, und nicht klassischerweise er sie verlässt. Die einprägsame Schlusszene erinnert an den Knochenwurf eines Affen in „*Odyssee im Weltraum 2001*“ (1968 USA), der sich durch einen grandiosen Filmschnitt in ein Raumschiff verwandelt. Auch dieses Bild – der Mensch ohne Computer verloren, verraten und verkauft – könnte als cineastische Prophezeiung in die Filmgeschichte eingehen.

<sup>14</sup> Das menschliche Gehirn etwa stellen wir uns heute so vor, als würde es wie ein Computer funktionieren (was erwiesenermaßen nicht stimmt). Zur selben Zeit nimmt die Software-Entwicklung unser Gehirn als Blaupause und arbeitet daran, dass die Leistungsfähigkeit des Computerprogramms, insbesondere was Kreativität und Originalität anlangt, diesem so nahe wie möglich kommt.

<sup>15</sup> Die Frage einer bislang „natürlich“ auf Menschen begrenzten Personalität stellt sich u. a. in Zusammenhang mit Menschenrechten oder Staatsbürgerschaften, wie sie in einigen Ländern bereits bestimmten Tierarten, aber auch KIs zugestanden wurden. In Bezug auf Roboter wird diskutiert, ob diese sich ihre eigenen Roboterrechte und nicht die der Menschen geben sollen.

<sup>16</sup> Ebenso lässt erst die Beschäftigung mit KI die Frage nach der Beschaffenheit einer von ihr abzuhebenden unkünstlichen, natürlichen oder menschlichen Intelligenz aufkommen, so wie erst die Frauenforschung eine mit diesem spezifizierenden Zusatz zu versehende, zuvor „normal männliche“ Männerforschung hervorbrachte. Umgekehrt verdanken Hybride, Hermaphroditen und andere Zwischenexistenzen ihr Dasein einzig und allein der Tatsache, dass diesem Zustand des Inter und Trans eine Trennung vorausging, welche den diagnostizierten Status konstruierter Ver- und Geschiedenheit und darauf basierender Anders-Artigkeit überhaupt nur hatte entstehen lassen.

so täuschend echt ist, dass die Nachfertigung die Qualität der Vorlage bisweilen übertrifft, sind *Zu-* und mit ihnen *Umstände* eingetreten, die in ihrer Unübersichtlichkeit, notorischen Uneindeutigkeit und neu entstandenen Unordnung alle sprichwörtlich klaren Verhältnisse vermissen lassen. Zu deren Wiederherstellung bedarf es eigener Echtheits-Tests, mit denen das „wahre“ Geschlecht beim Menschen festgestellt werden kann, und spezieller wissenschaftlich-technischer Experimente und filmreifer Sets,<sup>13</sup> bei denen jetzt zunehmend auch die Mensch-oder-Maschine-Frage auf dem Prüfstand steht und zur Klärung des „tatsächlichen“ Sachverhalts der Turing-Test herangezogen werden muss. Dieser gilt dann als bestanden, wenn eine menschliche Testperson glaubt, per Bildschirm mit einem „richtigen“ Menschen und nicht mit einem auf Mensch trainierten Computerprogramm kommuniziert zu haben. Beim gegenwärtigen *state of the art* kann nicht einmal mehr mit 100-prozentiger Sicherheit als gesetzt gelten, was als Referenzgröße und Maßstab dienen, was womit verglichen und was welchem Standard als idealem Ist-Zustand *angepflichtet* werden soll, ob es konkret also darum geht, die Frauen, wie im Egalitäts- oder Gleichheitsfeminismus, so emanzipiert wie Männer (oder die Männer so gut wie Frauen?) bzw. die Maschinen zu Menschen oder die Menschen zu Maschinen zu machen.<sup>14</sup> In Anbetracht der bereits maßstabsbildend – und damit erheblich – veränderten Mann-Frau- und Mensch-Maschine-Verhältnisse wäre es an der Zeit, mit diesen zu gehen, und die in eine unbedachte Sprachregelung übergegangene (An-) Redewendung: „Sehr geehrte Damen und Herren“ in die zukunftsfähige Computersprache Englisch zu über- und durch ein „*Dear no-bodies and no-things*“ zu ersetzen. Neu überdacht und geupdated, würden damit alle Noch-Menschen respektive Schon-Maschinen angesprochen und als Zwitterwesen und diverse Zwischendinger, wie die Frauen in der Männersprache und alle Nicht-Heteros in der Amtssprache, randfigürlich mitgemeint. Anders als mit der die Geschlechterdifferenz konservierenden und (hoch-)kultivierenden Eröffnungsfloskel, mit der, beim Wort genommen, unbeirrt immer noch die in unseren Kulturkreisen gemeinhin verhüllten Geschlechtsteile des Publikums adressiert werden, wo doch die Differenzierung nach HöreräteträgerInnen und Selbst-HörerInnen die zielgruppenspezifischere und mithin zutreffendere Unterscheidung wäre, könnten die Adressatinnen zeitgeistgerecht und *high tech*-kompatibel ganz nebenbei auch mit „Mensch, Maschine!“ gerügt und nicht mehr als „Mann, Frau!“ zur Ordnung gerufen werden. Mittlerweile steht selbst das „WIR“

(Menschen) in seinen nostrifizierenden Ein- und „andernden“ Ausschließlichkeiten bis hin zur neuerdings ebenfalls fraglich gewordenen juristischen Subsummierbarkeit zur Disposition.<sup>15</sup> Damit stellt sich die sehr grundlegende Frage nach der *conditio humana*, also nach dem, was das Mensch-Sein sei und als *conditio sine qua non* den Wesenskern des Menschen und des Menschlichen schlechthin ausmache.<sup>16</sup>

### Zukunft der Technoide

Zum unvollendeten Projekt des Feminismus und der Geschlechterdemokratie korrespondiert ein kaum weniger revolutionäres „Zweites Maschinenzeitalter“ (Erik Brynolfsson). Auch dieses ist bereits angebrochen und fällt in nicht nur zeitlicher Koinzidenz mit dem „Anthropozän“ (Paul Crutzen) zusammen, jenem selbstschöpferischen Hybrid-Zeitalter sowohl des Menschen als auch der Maschinen, in dem Kreation und Kreationer eins werden und zusammen die Zukunft des posthumanen Zeitalters einleiten, das sich als Zeit „nach dem Menschen“ (Miriam Meckel) am Horizont ankündigt.

Der schleichend und unauffällig sich vollziehende Übergang von humanen Natur- zu trans- und posthumanen Kunst-Menschen fällt, wie alle „stillen Revolutionen“ (Ronald Inglehart), wenn überhaupt, nur analogen Altmenschen auf. Vermutlich mehr als die meisten von uns (für) wahrnehmen und wahrhaben wollen, sind wir bereits jetzt direkt und vor allem indirekt vernetzt, verkabelt, verdrahtet und hochgradig maschinisiert, automatisiert, computerisiert, mediatisiert, digitalisiert und cyborgisiert. Kontaktlinsen und Zahnimplantate, Kunstgelenke und andere fest eingebaute und mit Eigengewebe verwachsene Endoprothesen und vereinzelt Exoskelette, Organtransplantate sowie Herz- und Hirnschrittmacher sind inzwischen Körperteile und damit ein zunehmend „normaler“ Teil des heutigen Menschen. Betroffene haben sich an die ihnen ein- und umgepflanzten Automaten und Apparate vielfach soweit gewöhnt, dass ihnen die Maschinenteile gar nicht mehr wie Fremdkörper vorkommen. Die gefühlt körpereigenen An-, Um- und Einbauten *gehören* ihnen nicht nur. Sie gehören, wie die ihnen *an-* und *eingeborenen* Gliedmaßen und Innereien, mit „Haut und Haaren“ – natürlich – *zu* ihnen. Immer mehr Mitglieder unserer durch und durch im- und transplantierten Gesellschaft könnten ohne diese zu Assemblages und Amalgamen zusammengefügt Attribute und technischen Accessoires gar nicht mehr (über-)leben. Schon ein einfaches Steckerziehen oder Abschalten kann zur ernststen Gefahr für „Leib und Leben“ werden. Ein Stromausfall

löscht nicht nur das Licht, sondern ihre Existenz auf Erden aus. TrägerInnen von Herzschrittmachern und anderen elektronischen Stimulatoren können z. B. gehackt und ihre Körper von außen wahlweise zur Implosion oder Explosion gebracht und deren Eigner und InhaberInnen ohne erkennbare menschliche Fremdeinwirkung umgebracht werden. Gleichzeitig ist mit unbegleiteten FreigängerInnen, die auf der Straße lautstark und in aller Öffentlichkeit teilweise sehr intime Selbstgespräche führen, alles o.k. –, solange an den Köpfen und Körpern dieses neuen, noch etwas gewöhnungsbedürftigen Typus von Mitmensch Ohrstöpsel, Kopfhörer, ein Headset oder um den Hals baumelndes Mikro, mindestens aber ein kleines Stück Kabeldraht zu sehen ist.<sup>17</sup>

Nimmt man Smartphones, digitale Armbänder und andere Gerätschaften hinzu, die wir, wie (Berufs-)Kleidung oder eine Uniform, am Körper und direkt *auf* oder, wie Mikrochips im Handteller oder am Armgelenk, teilweise auch schon *unter* der Haut tragen, und bezieht im Weiteren die Informations- und Kommunikationssysteme und ständig mehr werdenden Messenger-Dienste ein, dann sind wir beim gegenwärtigen, sich in atemberaubender Rasanz weiterentwickelnden Stand von Informatik, Robotik und KI-Forschung heute schon mehr Maschine als Mensch als umgekehrt. Wenn man bedenkt, dass wir in unserem durchdigitalisierten und -informatisierten Alltag permanent an Technik angeschlossen, von deren Agenten und Aktanten regelrecht umzingelt und rund um die Uhr nicht nur auf (Daten-)Sendung sind, sondern (un-)freiwillig und z. T. un(ter)bewusst auch unter maschineller (Dauer-)Kontrolle und pansensorischer Beobachtung stehen, dann liegt die Handlungsautonomie offensichtlich – das gilt bei Weitem nicht mehr nur für die informationelle und kommunikative Selbstbestimmung – bereits mehr auf Seiten der von uns ursprünglich in dienender und unterstützender Rolle projektierten Maschinen als auf Seiten der menschlichen Subjekte, die sich, wie in dem *Science fiction*-Film „*The Matrix*“ (1999 USA), nur noch einbilden, sie seien es, die die Maschinen bedienen und sich in (Selbst-)Täuschung über ihren aktuellen status quo als autonome AkteurInnen nurmehr irrglaubend imaginieren, während sie das „Heft des Handelns“ schon längst nicht mehr in der (eigenen) Hand halten und bereits mehr als nur die Regie ihres *Arbeitslebens* an den Greifarm abgeben haben.<sup>18</sup>

Nach der Frauenbefreiung könnten künftig die Maschinen zu einem für die Menschen unkalkulierbaren, unkontrollierbaren und unbeherrschbaren Risiko werden. Wie bei den Frauen, die sich

von den Männern erst finanziell, dann sexuell und nun auch fortpflanzungstechnisch unabhängig(er) machten und als eigenständig denkende und handelnde, damit potentiell aus dem Ruder laufende Personen unerwartet verselbständigten, könnten analog bei den Maschinen die „Launen der Natur“ sich unter der (Menschen-) Hand in „Tücken der Technik“ verwandeln. Wenn plötzlich nicht nur Frauen, sondern auch Maschinen für Überraschungen gut werden, könnte die Herrschaft der Menschen auch über sie unverhofft außer Kontrolle geraten.<sup>19</sup> Wer hat das mensch-männliche Selbstbewusstsein und das Standing des Schiedsrichters, der gegen den Videobeweis den Elfmeter gibt, und bringt die Zivilcourage auf und biegt gegen die von der Navi-Ansage verlangte Richtung ab? Wer ist so frei, sich von der Digital-Armband-Abfrage abweichend *unwearable* wohl zu fühlen? Wer erlaubt sich, jemanden ganz ohne Technik und mediale Vorwarnung *voice to voice* anzusprechen und redet *face to face* mit anderen, womöglich fremden Menschen? Während die Maschinen immer lernfähiger werden, sind wir dabei, einiges zu verlernen: ohne technische Assistenz zu denken, sich im kopfeigenen Gehirn – und nicht auf der externen Festplatte – etwas zu merken und dem eigenen – uns von der Hirnforschung abgesprochenen – Willen zu folgen und „Herr unserer Sinne“ zu bleiben. Wer nimmt sich die Freiheit heraus und verlässt sich nur und ausschließlich auf sich selbst und ist noch Mensch genug, den eigenen Augen und Ohren mehr zu trauen als Sensoren, Detektoren oder Monitoren?

Schon heute dürfte die durch installierte Techniken und etablierte Technologien erzwungene Fügsamkeit und die Unterwerfung unter in Hardware gegossene und in Algorithmen umgeschriebene Diktate von einzelnen Individuen weniger beeinfluss- und eingrenzbar, geschweige denn umgeh- und abwendbar sein als die immerhin noch personifizierbaren, bis zu einem gewissen Grade rückverfolgbaren und einigermaßen transparenten Abhängigkeitsverhältnisse, wie sie weiterhin auch zwischen Menschen bestehen. Bereits jetzt sind – dafür gibt es mittlerweile zahlreiche, nicht nur alltagsevidenzbasierte Beispiele – Technikhörigkeit und Maschinenabhängigkeit größer als das nicht von der Technik *vor-* und *vorausbestimmte* zwischenmenschliche Aufeinander-Angewiesen-Sein und der Gehorsam gegenüber technischen Anweisungen bedingungsloser als gegenüber Anordnungen, die erkennbar noch von Noch-Echt-Menschen ausgehen. Diese anonymisiert und mediatisiert, virtualisiert und digitalisiert ausgeübte und wie von „unsichtbarer Hand“ (Adam Smith)

<sup>17</sup> Schon kleine Kinder werden durch niedliche Naos, kindermertaugliche Mini-Humanoide in ansprechendem Kindchen-Schema-Look, spielerisch an nichtmenschliche SpielgefährtInnen „herangeführt“ und von Kindesbeinen an mit dem Umgang mit Robotern vertraut gemacht.

<sup>18</sup> Selbst die handgeschriebene Unterschrift, deren Rechtsgültigkeit bei Frauen noch bis in die 1960er-Jahre in Zweifel gezogen worden war, hat ihre legitimatorische Funktion – mit weitreichenden Folgen für personale Identität, Personstatus und Individualität – als ansonsten unangefochtener Authentizitätsnachweis der Unterzeichnenden binnen auffallend kurzer Zeit verloren, seitdem maschinell erstellte Dokumente auch ohne Unterschrift gültig sind und sich, wie die e-mail-Signatur oder ein elektronischer Schriftzug, beliebig oft reproduzieren und ohne persönliche Autorisierung vervielfältigen lassen.

<sup>19</sup> Wenn Gynäphobie und Misogynie, die Angst vor Frauen, der Weiberhass und die Aversion gegenüber allem Weiblichen, entweder von Menschen auf Maschinen projiziert werden oder umgekehrt die Maschinen sich gegen die Menschen verbünden, wie die Frauen den Aufstand gegen die Männer probten, könnte dieses Szenario erneut in einem Maschinensturm enden und eine historische Situation eintreten, in der einmal mehr die „Revolution ihre Kinder entlässt“ (Leonhard 1955).

maschinengesteuerte Herrschaft wurde schon in Prä-Internet-Zeiten diagnostiziert und als „strukturelle Gewalt“ (Johan Galtung) und „datensetzende Macht“ (Heinrich Popitz) auf den Begriff gebracht. Sie löst nun – meiner Ausgangsthese zufolge – die von Pierre Bourdieu in „Die männliche Herrschaft“<sup>20</sup> in ihrem Zusammenwirken von Unterwerfung und weiblicher Unterwürfigkeit herausgearbeitete, auf die Geschlechter bezogene Herrschaft ab und wird zur Herrschaft der Technik über die Menschen. Sie macht sie diese, wie zuvor die Männer die Frauen und die Menschen die Erde und die nichtmenschliche Natur nach dem 1. Buch Mose, untertan und zwingt sie – ohnmächtig und ihrer Human-Power entmächtigt – erst in ihr weltumfassendes Imperium und dann unter ihre Diktatur. Am Ende wird die Abnabelung von männlichen Rechthabern und menschlichen Machthabern lediglich gegen eine nicht nur reproduktionstechnische Neuverkabelung *eingetauscht* und zur infrastrukturell verankerten, global konnektierten Tyrannei, in deren totalitärem Regime Hannah Arendts Diktum: „Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen“ durch den technikskeptischen aufklärerischen Auftrag: „Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen – auch nicht der Technik“ zu ergänzen wäre.

## Schluss

Der technische Fortschritt hat spätestens mit dem Bau der Atombombe seine Unschuld verloren. Für jungfräulich und wertfrei kann er seitdem nur noch von technophilen Ignoranten und naiven Nerds gehalten werden. Möglicherweise – so mein Fazit – schafft eine ob ihrer vorgeblichen Neutralität und Objektivität feministischer Umsturzversuche unverdächtige Technik, wie ein listenreicher Odysseus in Gestalt Frankensteins<sup>21</sup> oder ein PC-Trojaner durch die Hintertür, was Frauenbewegung und Frauen- und Geschlechterforschung nicht gelungen ist: Das Geschlecht von Menschen spielt als Unterscheidung, die einen kategorischen und damit unter Umständen den entscheidenden Unterschied macht, *keine*

Rolle mehr und wird als kategorialer Anknüpfungspunkt systematischer Vor- und Nachteile bedeutungslos: *Gender does no longer matter*. Durch die Reproduktionstechnik und -medizin wird der Geschlechtertrennung mit dem letztverbliebenen biologischen Legitimationsgrund, dem Erhalt des Menschengeschlechts, ihre (Daseins-)Berechtigung endgültig entzogen. Der Künstlername der ESC-Gewinnerin „Conquita Wurst“ ist Programm, das Geschlecht egal, die Geschlechterverhältnisse egalitär und alle sexuellen Orientierungen gleichgültig. Der „Kleine Unterschied“ wäre keiner mehr und *perdu* und auch „seine großen Folgen“ (Schwarzer 1975) Geschichte.<sup>22</sup>

Für die Soziologie hieße das nach der Überwindung des Homozentrismus und dem Fall des Primats hegemonialer Heteronormativität auch den Humanozentrismus hinter sich zu lassen, dem auch andere „Menschenwissenschaften“ (Norbert Elias) unterliegen. Nach der Ausdehnung auf Frauenwelten und Nichthetero-Welten durch die Frauenforschung würde sich deren Forschungsfeld von der Lebenswelt der Menschen und der – ebenso selbstverständlich wie zuvor auf Männer begrenzten – Humanwelt nicht nur auf die Tierwelt, sondern mit der Sozionik<sup>23</sup> auch auf die Welt der Dinge ausdehnen. Ihr „Gegenstandsbereich“ würde dieser Bezeichnung dann selbst im juristischen Sinne vollumfänglich gerecht und bezöge nach dem Vorbild der *Human animal*-Studies alle Beings ein, die männlichen und die weiblichen, die menschlichen und die nichtmenschlichen, die Lebewesen und die unbelebten Entitäten und Existenzen. Dies machte eine auch in diesem Sinne *augmented reality* zum legitimen Gegenstand (er)weiter(t)er soziologischer Untersuchungen, die über die Erforschung von Phänomenen der Digitalisierung und Virtualisierung hinausgehen und dem Fach in der Tradition der Frauenforschung als einer ganzheitlichen disziplinübergreifenden Quer- und Querschnittsdisziplin neue Perspektiven eröffnen und deren Pionierinnen-Projekt und quer denkendes Aufbruch-Programm fortsetzen.

<sup>20</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre (2005), *Die männliche Herrschaft*, Berlin (Suhrkamp).

<sup>21</sup> „Frankenstein“ erschien 1818. Er stammt von der damals erst 20-jährigen Mary Shelley, der – eine List weiblicher Vernunft und mit Sicherheit kein Zufall – Tochter der Feministin Mary Wollstonecraft. Der Roman kann auch als Kritik am männlichen Machbarkeitswahn gelesen werden.

<sup>22</sup> Formulierung nach Schwarzer, Alice (1975), *Der „kleine Unterschied“ und seine großen Folgen. Frauen über sich, Beginn einer Befreiung*, Frankfurt a. M. (Fischer).

<sup>23</sup> Bei der Sozionik handelt es sich um ein an die Bionik angelehntes, relativ neues Teilgebiet der Techniksoziologie, das sich mit dem Thema Mensch – Maschine und mit künstlicher Sozialität befasst.

Judith Conrads

## Das flexible Geschlecht? Vergeschlechtlichte Subjektivierung empirisch betrachtet

Rosa-blaue Kinderwelten, die *Dritte Option*, #Metoo und „Genderwahn“ ... Ausgangspunkt der hier vorgestellten Untersuchung waren die gegenwärtig vielfach diagnostizierten Ungleichzeitigkeiten in den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und Ambivalenzen in der Geschlechterordnung (vgl. u. a. Hark/Villa 2015; Lenz/Evertz/Ressel 2017; Rendtorff/Riegraf/Mahs 2019). So lässt sich für die deutsche Gegenwartsgesellschaft einerseits ein egalitäres Geschlechterverständnis und eine verbreitete Offenheit für geschlechtliche und sexuelle Vielfalt feststellen. Andererseits zeigen sich zugleich anhaltende geschlechtsbasierte Ungleichheiten und Diskriminierungen, eine weiterhin enorm wirkmächtige heteronormative Zweigeschlechterordnung sowie erstarkende ‚Anti-Gender‘-Bewegungen.

Geht man vor diesem Hintergrund von der Jugendphase – bei aller Unterschiedlichkeit verschiedenster jugendlicher Lebenslagen – als „Möglichkeitsraum“ (King 2013: 26) aus, durch den insbesondere auch „die Frage nach den Zukunftsoptionen der Gesellschaft“ (Liebsch 2012: 28) gestellt und verhandelt wird, lässt sich in den Blick nehmen, wie speziell junge Menschen diese ambivalenten und z. T. widersprüchlichen gesellschaftlichen Geschlechterdiskurse wahrnehmen und verhandeln und was dies für ihre Konzeptionen von Geschlecht bedeutet. Für die vorliegende Forschung interessierte dabei aus einer Subjektivierungsperspektive insbesondere die Frage, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen sich junge Menschen gegenwärtig zu vergeschlechtlichten Subjekten konstituieren. In einem dekonstruktivistischen Sinn wurde in der Auswertung des Materials insbesondere auch nach dem Ausgeschlossenen, Brüchigen und Unsagbaren gesucht, das sich in den empirischen Daten ‚versteckt‘. Damit wurde (auch) auf Machtwirkungen fokussiert, die zur Ausformung ganz bestimmter ‚Wahrheiten‘ und zum Ausschluss anderer führen. So konnten auch solche ‚Möglichkeiten‘ von Geschlecht freigelegt werden, die innerhalb der herrschenden Geschlechterordnung keinen Raum haben, und gefragt werden, welche vergeschlechtlichten Subjektformen – unter welchen Bedingungen – überhaupt denk- und lebbar bzw., mit Butler

gesprochen, *intelligibel* (Butler 1991) sind (vgl. Ludwig 2013: 91).

### Abschied in Bart und Minirock – ‚Geschlechtertausch‘ in der Mottowoche

Grundlage der im Forschungsprozess durchgeführten qualitativ-empirischen Erhebung bildeten Gruppendiskussionen mit nordrhein-westfälischen Abiturient\_innen, die im Rahmen der Mottowoche ihrer Schule an einem „Geschlechtertauschtag“ teilgenommen hatten. Die „Mottowochen“ haben sich im Rahmen der schüler\_innenorganisierten Vor-Abitur-Rituale, beginnend um die Jahrtausendwende, inzwischen deutschlandweit an Gymnasien und anderen zum Abitur führenden Schulen als Übergangsritual (vgl. Soeffner 1989: 70f.; Liebsch 2012: 213f.) etabliert. Die angehenden Abiturient\_innen legen dazu im Vorfeld Tagesmottos fest – die sich häufig schul- und jahrgangsübergreifend ähneln – und kommen in der letzten regulären Schulwoche vor den Abiturprüfungen entsprechend verkleidet in die Schule, wobei diese letzten Schultage von einem Ausbrechen aus dem regulären Schulalltag, von Streichen, Spielen – und häufig auch hohem Alkoholkonsum – geprägt sind. Dabei sind, neben „Geschlechtertausch“, immer wiederkehrende Mottos etwa „Helden der Kindheit“, „Asi“, „Bad Taste“, „Hippies“ oder „Pimps and Bitches“ bzw. „Nuttens und Zuhälter“ (vgl. auch Höher 2011: 18). Die Mottos – und deren Reiz – scheinen hierbei für die Jugendlichen mit dem Umstand verbunden zu sein, prinzipiell oder zumindest gegenwärtig außerhalb der eigenen Lebenswelt zu stehen. Während stereotype Interpretationen der jeweiligen Mottos an allen Tagen beobachtet werden können, so zeigt sich am Geschlechtertauschtag die Besonderheit, dass die Jugendlichen in der Darstellung des (in binärem Rahmen) „anderen“ Geschlechts gegenseitig aufeinander Bezug nehmen und so direkt auf ihren bisherigen (Schul-)Alltag rekurren. Dieses gemeinsame Erlebnis diente in den – in der Regel erst im Nachhinein stattfindenden – Gruppendiskussionen in Form eines Fotos der Teilnehmenden vom Mottotag als gesprächseröffnender Stimulus, um unter den Jugendlichen eine möglichst offene und nicht problematisie-

rende Diskussion über ihre Geschlechtervorstellungen anzuregen.

### Das ‚flexible‘ Geschlecht – empirische Befunde

*Dein Geschlecht hast du selbst in der Hand* – so lässt sich in Kürze ein zentraler Befund des Forschungsprojektes zusammenfassen. Damit wird zugleich die Perspektive der im Untersuchungsfokus stehenden Jugendlichen und jungen Erwachsenen eingenommen, die Geschlecht auf eben diese Weise diskursivieren:

Das selbstbestimmte Verfügen über die eigene Geschlechtlichkeit und Sexualität wird in allen Gruppen betont und den Einzelnen so auf der Basis einer angenommenen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit eine Autonomie über die eigene Geschlechtlichkeit zugesprochen. Mit dem Verweis auf die (auch technisch unterstützte) Modifizierbarkeit des Körpers wird Geschlecht dabei von den Jugendlichen nicht mehr vorrangig am Äußeren festgemacht, vielmehr wird der Kern der je eigenen Geschlechtlichkeit im Inneren, auf der Ebene des Empfindens, verortet. Geschlecht (und auch ein ‚Geschlechtskörper‘) werden dadurch als in gewissem Grad flexibel gestaltbar gerahmt. Ausschlaggebend bleibt dabei aber eine Geschlechteressenz, die weiterhin in der Regel binär gedacht wird, wie es auch in Emmys Rückschluss in der Dahlien-Gruppe deutlich wird: *„Wenn ‘n Mann eine Frau sein will, dann würde er auch gerne so aussehen wie ‘ne Frau“* (Emmy, Dahlien-Gruppe). Geschlecht wird damit von den Jugendlichen im ‚authentischen, wahren geschlechtlichen Selbst‘ festgemacht, das, so der normative Anspruch, ausgelebt werden sollte. Mirko formuliert dies in der Weide-Gruppe so: *„Wir müssen ja irgendwas mit unserem Geschlecht anfangen, wir können ja nicht einfach so als etwas daherdümpeln“* (Mirko, Weiden-Gruppe). Auf diese Weise wird von den Jugendlichen sowohl heteronormativitätskonforme als auch non-konforme Geschlechtlichkeit legitimiert – jeweils durch den Verweis auf das selbstbestimmte Zustandekommen und die innere Authentizität. So werden etwa von Eske geschlechtsangleichende Operationen von Trans\* diskutiert:

*„Man ist ja ähm vom Geist her nicht anders, wenn man größere Brüste hat. Man passt halt nur seinen Körper daran an, und manche sind vielleicht auch nicht so zufrieden oder können nicht ohne das leben, [...] weil sie eben nicht den Körper haben, den sie brauchen, und dann sollen sie doch gern alles dafür tun, dass sie dann eben so leben können, wie sie’s ähm brauchen“* (Eske, Dahlien-Gruppe).

Wie hier von Eske, so wird auch von den anderen Jugendlichen des Samples immer wieder die Toleranz gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt explizit hervorgehoben.<sup>1</sup> Allerdings wird in diesem Zusammenhang die proklamierte Toleranz häufig zugleich als gesellschaftlicher Ist-Zustand beschrieben, so betont Franziska: *„Ich glaub heutzutage in der Gesellschaft man- wir sind so tolerant und offen geworden“* (Franziska, Oleander-Gruppe). Auch Jessicas zunächst als Toleranzappell formulierte Äußerung wird im direkten Anschluss zur Konstatierung der fortschrittlichen (toleranten) Gegenwart:

*„Oder wenn sich jemand outen würde und sagen würde ja ich bin lesbisch ich bin schwul und sich [jemand] darüber lustig macht, ich find heutzutage geht das gar nicht mehr denn wir leben einfach in einer Zeit wo das einfach toleriert werden sollte. Vielleicht war das früher so aber heute leben wir alle ganz anders“* (Jessica, Linden-Gruppe).

Dadurch wird die Artikulation weiterhin bestehender geschlechtlicher oder sexueller Diskriminierung in den Diskussionen erschwert. Wenig Gehör finden so die Stimmen, die z. B. auf den Umstand verweisen wollen, dass *„Intoleranz, dieses ‚du bist schwul, ich spiel nicht mit dir‘“* (René, Weiden-Gruppe) weiterhin zum Alltag gehört.

In den Diskussionen der Jugendlichen tritt – als weiterer Befund – ein hohes Maß an reflexiver Verfügbarkeit von Wissen über geschlechtliche Gleichheit und sexuelle Vielfalt zutage. In diesem Kontext werden mit Rekurs auf Selbstbestimmung geschlechtsspezifische Unterschiede einerseits weitgehend verneint und dabei häufig in distanzierender Weise auf Geschlechterklischees verwiesen, die nicht der Realität entsprechen. So wird in der Oleander-Gruppe von Helen und Franziska die Notwendigkeit der übertriebenen Darstellung am Geschlechtertauschtag mit den nicht erkennbaren Geschlechterunterschieden im Alltag begründet:

*Helen: Wenn wir uns jetzt so wie je- so einige Jungs aus unserer Stufe im Alltag verhalten hätten, dann hätte man das ja gar nicht gemerkt so richtig. Das wär dann einfach so n normales Alltagsverhalten gewesen ich finde man musste so’n bisschen so den Mann raushängen lassen, sonst hätte man das gar nicht richtig realisiert [...] Franziska: Weil wir’s halt nicht so sehen, dass es dieses typisch Weibliche, typisch Männliche gibt, sondern eher halt dass das Stereotypen sind und Zwänge* (Oleander-Gruppe).

Zugleich finden sich andererseits immer wieder Rekurse auf binäre Geschlechtsdifferenzen – in Form von biologischen Merkmalen oder von speziell ausgeprägten Fähigkeiten, Interessen

<sup>1</sup> Was in Eskes Äußerung außerdem ebenfalls durchscheint, ist ein Bezug auf Toleranz, der mit einer viktimisierenden Zuschreibung der spezifischen Toleranzbedürftigkeit der auf diese Weise Ver-Änderten (vgl. Reuter 2002: 146) verbunden ist (vgl. auch Klapeer 2015: 25f.).

oder Bedürfnissen. Die damit verbundenen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Erwartungen werden etwa von Mona folgendermaßen formuliert, wobei die anfängliche Differenzierung in Bezug auf Jungen in einer vergleichsweise einförmigen Beschreibung ‚als‘ Mädchen mündet:

*„Jungs sind ja, also es gibt auch ruhige Jungs, also das ist ja verständlich und klar, aber die meisten spielen sich auch so auf, und sind dann so mutig und beschützerisch und das ist man ja als Mädchen eher nicht. Man will ja nicht beschützen, man will eher beschützt werden. Ja“* (Mona, Geranien-Gruppe).

Auffällig ist dabei, dass die hiermit verbundenen Widersprüche auch innerhalb der Gruppen oder einzelner Sprecher\_innen zutage treten und größtenteils nicht aufgelöst, sondern ausgeblendet oder einfach ausgehalten werden.

In den Aushandlungen der Jugendlichen eröffnen sich somit zum einen – und in geringerem Maß – Denk-, Sag- und Möglichkeitsräume für unterschiedlichste vergeschlechtlichte Seinsweisen. So kritisiert Iwona eine i. E. bei vielen begrenzte, zweigeschlechtliche Sicht auf *„Mann, Frau oder irgendwas, was gewechselt hat, aber das muss ja gar nicht sein, so es gibt ja zigtausend Sachen dazwischen“* (Iwona, Dahlien-Gruppe). In diesem Rahmen positionieren sich einzelne Jugendliche auch selbst als geschlechtlich oder sexuell nicht-konform. Sie beziehen sich dabei positiv auf die eigene Entscheidungs- und Handlungsfreiheit und erhalten dafür auch weitgehend Anerkennung durch die Mitdiskutierenden.

Die angenommene Selbstbestimmtheit in Bezug auf die eigene Geschlechtsgestaltung hat, zum anderen, auch eine Kehrseite: Darin zu scheitern wird als individuelles Versagen verhandelt. Anpassung statt Autonomie gilt dabei als verwerflich, so ist auch für Natalia der Ausweg aus einengenden Geschlechterbildern die individuelle Resistenz: *„Also man kann das halt nur für sich selbst verändern, sag ich mal, indem man sich einfach nicht anpasst an diese Klischees“* (Natalia, Geranien-Gruppe). Strukturelle Faktoren, die die individuelle (Aus-)Lebbarkeit vergeschlechtlichter Seinsweisen begrenzen, werden damit verunsichtbart bzw. ignoriert: Was in den jugendlichen Verhandlungen der eigenen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit in Bezug auf Geschlecht immer wieder deutlich wird, ist ein weitgehendes Ausblenden gesellschaftlicher Machtverhältnisse und sozialer Ungleichheitsstrukturen, die Handlungsräume eröffnen, aber auch begrenzen können.

Die Verhandlungen der Jugendlichen knüpfen damit an neoliberale Erzählungen von Individualität, Flexibilität und Selbstverantwortung

an (vgl. u. a. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000; Boltanski/Chiapello 2003; Bröckling 2007; Lengersdorf/Motakef 2010). Die damit verbundenen Annäherungen an Geschlecht rahmen die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen der Jugendlichen und damit ihre Bedingungen, unter denen und durch die sie sich als vergeschlechtlichte Subjekte konstituieren. Im Mittelpunkt ihrer vergeschlechtlichten Subjektwerdung steht somit vor allem das erfolgreiche Einfügen „innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse und ohne radikale Umgestaltung heteronormativ organisierter Geschlechterverhältnisse und -arrangements“ (Hark 2019: 175f.).

## Resümee

Im Rahmen des Forschungsprojekts konnten konkrete Fremd- und Selbsttechniken (vgl. Foucault 2009) aufgedeckt werden, durch die junge Menschen sich gegenwärtig zu vergeschlechtlichten Subjekten konstituieren. Dabei wurden auch die Ein- und Ausschlüsse deutlich, die damit einhergehen. Die Befunde zeigen, dass vergeschlechtlichte Subjektivierung nicht reibungslos verläuft und untrennbar mit Spannungen sowie mit einer gleichzeitigen Öffnung und Schließung von Möglichkeitsräumen verbunden ist. Die damit verbundenen Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten bilden einen konstitutiven Teil der Subjektwerdung und -positionierung der Jugendlichen und spiegeln zugleich die zu Beginn skizzierten ambivalenten gesellschaftlichen Dynamiken wider.

## Literatur

- Boltanski, Luc & Chiapello, Eve (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2009): Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hark, Sabine (2019): Same same but different? Einige Anmerkungen zur Frage des Wandels im Geschlechterverhältnis in der bürgerlichen Moderne. In Barbara Rendtorff, Birgit Riegraf & Claudia Mahs (Hg.), Struktur und Dynamik –

Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis (S. 171–178). Wiesbaden: Springer VS.

- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript.
- Höher, Peter (2011): Die letzten Tage in der Schule – die Mottowoche. In Christiane Cantauw (Hg.), Mit Wasserpistole und Ballkleid. Feste, Bräuche und Rituale rund ums Abitur (S. 16–25). Münster: Ardey-Verlag.
- King, Vera (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Klapeer, Christine M. (2015): Vielfalt ist nicht genug! Heteronormativität als herrschafts- und machtkritisches Konzept zur Intervention in gesellschaftliche Ungleichheiten. In Friederike Schmidt, Anne-Christin Schondelmayer & Ute B. Schröder (Hg.), Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt (S. 25–44). Wiesbaden: Springer VS.
- Lengersdorf, Diana & Motakef, Mona (2010): Das praktische Wissen des unternehmerischen Selbst: Zwischen körperlicher Fertigkeit und praktizierter Männlichkeit. In Angelika Wetterer (Hg.), Körper Wissen Geschlecht. Geschlechter-

wissen und soziale Praxis II (S. 79–94). Sulzbach: Ulrike Helmer Verlag.

- Lenz, Ilse; Evertz, Sabine & Ressel, Saida (Hg.) (2017): Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten. Wiesbaden: Springer VS.
- Liebsch, Katharina (Hg.) (2012): Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen. München: Oldenbourg.
- Ludwig, Gundula (2013): Subjekte und ‚ihre‘ Körper. Politiktheoretische Überlegungen. In Julia Graf, Kristin Ideler & Sabine Klinger (Hg.), Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven (S. 79–92). Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.
- Rendtorff, Barbara; Riegraf, Birgit & Mahs, Claudia (Hg.) (2019): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS.
- Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags. Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

#### Kontakt und Information

Dr. des. Judith Conrads  
Universität Osnabrück  
Forschungsstelle Geschlechterforschung  
Schloßstraße 8  
49074 Osnabrück  
Tel.: (0541) 969-4379  
judith.conrads@uni-osnabrueck.de

Barbara Umrath, Renate Kosuch<sup>1</sup>

## Gender in Studium und Lehre verankern: Von der modellhaften Erprobung zum hochschulweit wirksamen Projekt

An der Technischen Hochschule Köln – kurz TH Köln – endete zum 31. August 2019 nach rund dreieinhalbjähriger Laufzeit das Modellprojekt „Genderkompetenz auf Bachelor- und Master-Level“. Voraussichtlich zum Jahreswechsel 2019/2020 wird das Folgeprojekt „Gender als Handlungskompetenz und transdisziplinäre Analyseperspektive – Soziale Innovation in Lehre und Studium“ starten, das im ersten Halbjahr 2024 zum Abschluss kommen soll. Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden ein Rückblick und Ausblick unternommen werden. Auf diese Weise werden zum einen die im Rahmen des Modellprojekts gesammelten Erfahrungen transparent gemacht. Zum anderen wird über künftige Vorhaben der TH Köln informiert, um perspektivisch

Synergien mit bereits angelaufenen oder geplanten Projekten an anderen Hochschulen zu ermöglichen.

### Ziele und Struktur des Modellprojekts

Genuines Anliegen des im Januar 2016 gestarteten Modellprojekts „Genderkompetenz auf Bachelor- und Master-Level“ war es, an allen elf Fakultäten der TH Köln Prozesse der Verankerung von Gender als Querschnittsthema anzuschließen. Dafür umfasste das Projekt zwei Bausteine: Auf der Bachelorebene sollte ein fakultätsübergreifendes Zertifikat Genderkompetenz entwickelt werden; auf der Masterebene sollte unter Federführung der Universität zu Köln

<sup>1</sup> Renate Kosuch ist Professorin für Psychologie mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der TH Köln. Sie war eine der beiden Leiterinnen des Modellprojekts „Genderkompetenz auf Bachelor- und Master-Level“ und wird auch das Folgeprojekt leiten. Barbara Umrath ist promovierte Soziologin und war wissenschaftliche Mitarbeiterin im Modellprojekt. Beide sind bzw. waren Mitglieder des Instituts für Geschlechterstudien.

ein von fünf staatlichen Kölner Hochschulen getragener Ein-Fach-Masterstudiengang Gender & Queer Studies eingeführt werden. Beide Projektbausteine waren systematisch verzahnt, denn mit dem Erwerb des Zertifikats Genderkompetenz erfüllen Studierende ein zentrales Kriterium für die Zulassung zum Masterstudiengang. Das Modellprojekt wurde vom Institut für Geschlechterstudien (IFG) und dem Dekanat der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften getragen und vom Präsidium der TH Köln unterstützt. Die kontinuierliche Anbindung an das Dekanat wurde darüber gewährleistet, dass Prodekanin Prof. Dr. Sigrid Leitner gemeinsam mit Prof. Dr. Renate Kosuch die Projektleitung übernahm. Für die Realisierung des Modellprojekts wurde von der Hochschulleitung neben Sachmitteln eine wissenschaftliche Mitarbeiter\*innenstelle im Umfang von 50 % (ab 11/2016: 62,5 %) eines Vollzeitäquivalents finanziert. Diese Stelle übernahm Barbara Umrath für die gesamte Projektlaufzeit.

### **Ist-Stand-Analyse Genderkompetenz und modellhafte Einführung des Zertifikats Genderkompetenz an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften**

Um den Start des Modellprojekts und insbesondere die geplante Einführung eines hochschulweiten Zertifikats Genderkompetenz bekannt zu machen, wurden die Dekanate aller elf Fakultäten der TH Köln schriftlich informiert. Im Nachgang konnten mit verschiedenen Dekanaten bzw. von diesen für ihre Fakultät benannten Ansprechpartner\*innen persönliche Gespräche geführt werden. Diese Kontaktaufnahmen waren Teil einer intensiven Kontextklärung und Analyse des hochschulweiten Ist-Standes zu Genderkompetenz, die in der Anfangsphase des Projekts im Vordergrund standen. Auf diese Weise konnten erste curriculare Anknüpfungsmöglichkeiten in verschiedenen Studiengängen identifiziert und Kontakte zu aufgeschlossenen Lehrenden unterschiedlicher Fakultäten aufgebaut werden. Da sich die Voraussetzungen an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften als besonders günstig erwiesen, wurde im Sinne eines modellhaft-exemplarischen Vorgehens entschieden, das Zertifikat Genderkompetenz in einem ersten Schritt dort einzuführen. Bereits neun Monate nach Projektstart konnte damit ein erster Meilenstein des Projekts umgesetzt werden: Seit dem Wintersemester 2016/17 besteht für Studierende der Angewandten Sozialwissenschaften die Möglichkeit, im Rahmen ihres Studiums ein Zertifikat Genderkompetenz (Umfang: 12 ECTS) zu erwerben.<sup>2</sup> Jedes Semester werden

rund zehn Lehrveranstaltungen angeboten, die Studierenden ermöglichen, (1) grundlegendes Wissen über die Relevanz von Geschlecht auf individueller, fachlicher und gesellschaftlicher Ebene zu erwerben, (2) ihren Umgang mit der eigenen Geschlechtlichkeit und der anderer zu reflektieren sowie (3) Ansätze für ein geschlechtersensibles und geschlechtergerechtes Handeln in ihren künftigen Arbeitsfeldern kennenzulernen. Bis zum Ende des Modellprojekts konnten gut 50 Zertifikate vergeben werden. Die jedes Semester im Rahmen des Zertifikats zur Verfügung stehenden etwa 300 Seminarplätze werden rege nachgefragt, sodass die Zahl der Studierenden, die bei Abschluss grundlegende Genderkompetenzen entwickelt hat, ein Vielfaches höher ist.

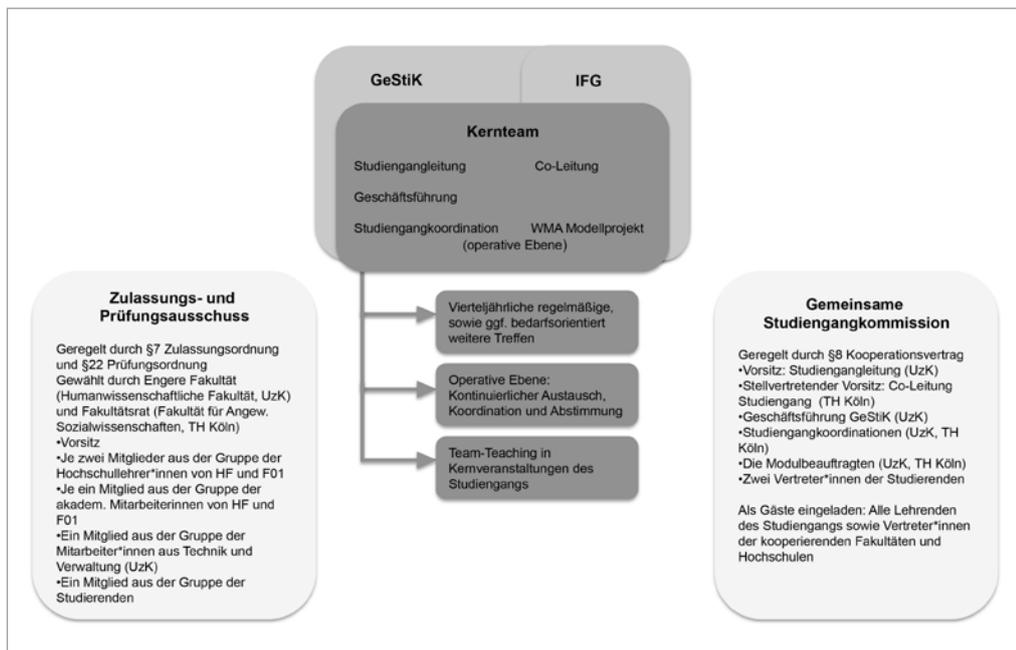
### **Einführung des hochschulübergreifenden Masters Gender & Queer Studies und dessen weitere Entwicklung**

Ein zweiter Meilenstein wurde im Wintersemester 2017/18 mit dem Start des hochschulübergreifenden Masterstudiengangs Gender & Queer Studies erreicht. Realisiert wurde dieser letztlich nicht wie vor Projektbeginn angedacht als *Verbund*studiengang unter Federführung der Universität zu Köln, an dem sich vier weitere staatliche Kölner Hochschulen beteiligen, sondern als *gemeinsamer* Studiengang der Universität zu Köln (Federführung) und der Technischen Hochschule Köln in Kooperation mit der Hochschule für Musik und Tanz Köln. An der Universität zu Köln bringen sich alle sechs Fakultäten mit Lehre in den genuin interdisziplinären Studiengang ein; an der TH Köln wird der Studiengang von der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften getragen; an der Hochschule für Musik und Tanz Köln beteiligen sich die Musikwissenschaften.<sup>3</sup> Das Modellprojekt erwies sich als eine wichtige Ressource, um den Akkreditierungs- und Aufbauprozess in dem Ausmaß mitgestalten zu können, dass es dem Vorhaben eines gemeinsamen Studiengangs angemessen ist. So erforderte sowohl die Vorbereitung der Akkreditierung als auch die Einführung des Studiengangs komplexe Abstimmungsprozesse und in vielen Fällen das Entwickeln spezifisch für diesen hochgradig kooperativen und interdisziplinären Master passender Strukturen. Über die Mitarbeiter\*innen-Stelle im Projekt konnte zum einen eine stete Information der Entscheidungsträger\*innen an der TH Köln gewährleistet werden. Zum anderen konnten die notwendigen hochschulübergreifenden Abstimmungsprozesse in Lehre und Verwaltung initiiert und kontinuierlich begleitet werden. Mit dem Start des Masters wurden die bereits in der Akkre-

<sup>2</sup> Für nähere Informationen zum Zertifikat Genderkompetenz der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der TH Köln vgl. [https://www.th-koeln.de/angewandte-sozialwissenschaften/gender/zertifikat\\_36750.php](https://www.th-koeln.de/angewandte-sozialwissenschaften/gender/zertifikat_36750.php).

<sup>3</sup> Für ausführliche Informationen zum Studiengang vgl. <http://gestik.uni-koeln.de/21302.html>. Vgl. zudem ein Interview mit der damaligen Co-Leitung des Studiengangs zum Start des neuen Masters [https://www.th-koeln.de/hochschule/masterstudiengang-gender-und-queer-studies-interview-mit-prof-dr-renate-kosuch\\_44613.php](https://www.th-koeln.de/hochschule/masterstudiengang-gender-und-queer-studies-interview-mit-prof-dr-renate-kosuch_44613.php). Zur Gestaltung der Kooperation vgl. ein Interview mit Mitgliedern des hochschulübergreifenden Kernteams im CEWS-Journal <https://www.gesis.org/fileadmin/cews/www/CEWSjournal/cews-journal113.pdf>.

Abb. 1: Hochschulübergreifende Kooperationsstrukturen im Master Gender &amp; Queer Studies



ditierungsphase entstandenen engen Arbeitsbeziehungen zwischen Mitgliedern von GeStiK, der zentralen Einrichtung für Gender Studies an der Universität zu Köln, und des Instituts für Geschlechterstudien der TH Köln in die Struktur eines hochschulübergreifenden Kernteams des Studiengangs überführt.<sup>4</sup> Aufseiten der TH Köln gehören diesem die Studiengangkoordination sowie die Co-Leitung des Studiengangs an. Die Funktion der Studiengangkoordination wurde bis zum Ende des Modellprojekts von der Projektmitarbeiterin übernommen, die Co-Leitung des Studiengangs zunächst von der Projektleiterin Prof. Dr. Renate Kosuch. Sie konnte zum Wintersemester 2018/19 erfolgreich in die Linie, an Prof. Dr. Inken Lind vom Institut für Geschlechterstudien, übergeben werden.

Lehrveranstaltungen in den Aufbaumodulen des Masters Gender & Queer Studies werden in der Regel polyvalent gemeinsam mit anderen Studiengängen angeboten. Auf diese Weise trägt die Einführung des neuen Masters insgesamt zu einer Verankerung von Genderperspektiven in der Lehre an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften bei. Hinsichtlich des Interesses am Studiengang lässt sich festhalten, dass in den bislang drei Bewerbungszyklen der Anteil an qualifizierten, die formalen und fachlichen Voraussetzungen erfüllenden Bewerbungen stetig gestiegen ist. Gleiches gilt für die Vielfalt der Herkunftsdisziplinen, -hochschulen und -länder der Bewerber\*innen. Nachdem in den ersten beiden Jahren 55 % bzw. 65 % der insgesamt 40 angebotenen Studienplätze besetzt werden

konnten, sind nun im dritten Jahrgang – dem Wintersemester 2019/20 – 52 Studierende im ersten Semester eingeschrieben (Auslastung von 127,5 %, fünf Absolvent\*innen der TH Köln). Bachelor-Absolvent\*innen der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der TH Köln können dank des im Modellprojekt eingeführten Zertifikats Genderkompetenz die für eine Master-Bewerbung notwendigen fachlichen Voraussetzungen problemlos nachweisen und sind in den beiden ersten Jahrgängen mit 35 % bzw. 15 % (von insgesamt 22 bzw. 26 Studierenden) vertreten.

### Modellhafte Erprobung von Genderlehreinheiten

Die zu Beginn des Modellprojekts unternommene Analyse des Ist-Stands Genderkompetenz an der TH Köln hatte deutlich gemacht, dass mit Blick auf das Ziel eines hochschulweiten Zertifikats an den meisten Fakultäten Prozesse einer Verankerung von Gender als Querschnittsthema und Analyseperspektive erst angeschoben werden müssen.

Um diese Prozesse in Gang zu setzen, wurden zwei Ansatzpunkte gewählt: erstens die modellhafte Erprobung von Genderlehreinheiten in ausgewählten überfachlichen und studiengangspezifischen Lehrveranstaltungen, zweitens die Initiierung eines engeren hochschulweiten Netzwerks in Gestalt des Expertisezirkels Genderkompetenz, die im folgenden Abschnitt noch ausführlich dargestellt werden soll.

<sup>4</sup> Für eine genauere Darstellung der kooperativen Strukturen der Leitung, Koordination, Beratung und Entscheidung vgl. Abb. 1.

Bei der modellhaften Erprobung von Genderlehreinheiten wurde auf Co-Teaching durch externe Gastdozent\*innen gesetzt, die über eine doppelte Expertise verfügen: in der Geschlechterforschung und mit Blick auf die jeweiligen Inhalte der Lehrveranstaltung. Bei dieser Form des Co-Teachings handelt es sich um eine kontextspezifische Adaption des Konzepts der „Gender-Tage“, das von der Projektleiterin Prof. Dr. Renate Kosuch Anfang der 2000er-Jahre für die Hochschule Emden-Leer entwickelt worden war<sup>5</sup> und sich dort bewährt hatte. Kern des Konzepts ist ein *integratives* statt *additives* Vorgehen.<sup>6</sup> Gender wird nicht als „zusätzliches Thema“ der Lehrveranstaltung hinzugefügt, womit für die „Kerninhalte“ weniger Zeit zur Verfügung stehen würde. Vielmehr werden die genuinen Inhalte der Lehrveranstaltung aus Geschlechterperspektive bearbeitet. Dabei ermöglicht Co-Teaching als gemeinsame Gestaltung einer Lehrinheit durch reguläre\*in Dozent\*in und externen Gast zweierlei: Studierende werden punktuell für Geschlechterfragen und -perspektiven sensibilisiert; Lehrende wiederum erhalten durch die gemeinsam durchgeführte Sitzung und eine im Nachgang von dem\*der Gastdozent\*in entwickelte Handreichung spezifisch auf ihre Lehrveranstaltung zugeschnittene Unterstützung bei der Integration von Gender als Thema und Analyse-kategorie. Für sie bietet das Konzept des Co-Teachings den Vorteil, Anregungen für die Weiterentwicklung ihrer Lehre bei einem vergleichsweise geringen Zeitaufwand zu erhalten. Die Anwesenheit einer zweiten, für die Einheit maßgeblich verantwortlichen Lehrperson sollte dabei eher *entlastend* als *belastend* wirken – was gerade an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften mit ihrem hohen Lehrdeputat essenziell ist. Um Identifikation und Vermittlung geeigneter Gastdozent\*innen sowie organisatorische und Abrechnungsfragen kümmerte sich die Projektmitarbeiterin Barbara Umrath.<sup>7</sup> Der über das Projektbudget hinausgehende finanzielle Mehraufwand konnte durch großzügig bewilligte, zusätzlich eingeworbene Gleichstellungsmittel getragen werden.<sup>8</sup> Erstmals umgesetzt wurde das Konzept des Co-Teachings im Wintersemester 2017/18 im Rahmen von sechs Seminaren zu überfachlichen Schlüsselqualifikationen. Die Workshops der sogenannten Kompetenzwerkstatt, einem Arbeitsbereich der zentralen wissenschaftlichen Einrichtung Akademie für wissenschaftliche Weiterbildung, waren ausgewählt worden, weil diese von Studierenden aller Fakultäten besucht werden können und insbesondere in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen als Wahlpflichtveranstaltungen anrechenbar sind. Im

Rahmen eines von der Projektmitarbeiterin für Bachelor-Studierende der angewandten Sozialwissenschaften angebotenen Seminars wurden die mit Gender-Gastbeiträgen „aufgeladenen“ Schlüsselqualifikationsseminare begleitend beforscht. Deutlich wurde dabei nicht zuletzt, dass eine starke Fokussierung auf Frauen und das Aufzeigen von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern bei vielen (insbesondere männlichen) Studierenden die Bereitschaft verringert, sich auf das für die meisten neue und aus ihrer Sicht „heute-nicht-mehr-notwendig“ anmutende „Genderthema“ einzulassen.<sup>9</sup> Eventuell bereits bestehende Vorbehalte und Widerstände werden durch eine solche Rahmung eher verstärkt, als dass sie in der Kürze einer 90-minütigen Lehrinheit angemessen bearbeitet werden könnten. Die Chance zur eigenen Perspektiv-erweiterung kann tendenziell weniger wahrgenommen werden. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Begleitforschung erfolgte zum Wintersemester 2018/19 die hochschulweite Ausschreibung sogenannter „Gender-Impulse“, die per Rundmail allen Hochschulmitarbeiter\*innen zuging. Bis zum Ende des Modellprojekts konnten sechs „Gender-Impulse“ realisiert werden, die einen breiteren Zugang wählten.<sup>10</sup> Weitere „Gender-Impulse“ sind für das Wintersemester 2019/20 und das darauffolgende Sommersemester in Planung.

### Initiierung eines engeren hochschulweiten Netzwerks

Parallel zur modellhaften Erprobung von Genderlehreinheiten und – wie gleich noch dargestellt wird – unter Nutzung von Synergieeffekten wurde ab August 2017 die Initiierung eines engeren hochschulweiten Netzwerks in Gestalt des Expertisezirkels Genderkompetenz vorangetrieben. Angeknüpft wurde dabei an laufende Prozesse der Organisationsentwicklung, die bisher getrennte Arbeitsbereiche im neu gegründeten Zentrum für Lehrentwicklung (ZLE) bündelten. Das ZLE als zentrale wissenschaftliche Einrichtung sieht für die Verwirklichung seiner Aufgaben u. a. die Struktur sogenannter Expertisezirkel vor. In diesen werden über einen begrenzten Zeitraum hochschulweit relevante, strategisch-profilbildende Themen mit Bezug zur Lehre partizipativ bearbeitet und vorangetrieben. Die Einrichtung von Expertisezirkeln bedarf der Beantragung durch mindestens zwei Hochschulmitglieder und der Genehmigung durch den Vorstand des ZLE (vgl. Präsidium der TH Köln 2017). Bereits der Antrag wurde gemeinsam mit einer Mitarbeiterin des ZLE entwickelt. Die Laufzeit wurde auf 2,5 Jahre angelegt. Der Endpunkt des

<sup>5</sup> Vgl. Kosuch (2007).

<sup>6</sup> Für die Unterscheidung unterschiedlicher Ansätze der curricularen Verankerung von Inhalten und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung vgl. Hilgemann/Kortendiek/Knauf (2012), 88ff

<sup>7</sup> Bei der Identifikation fachlich passender externer Lehrender erwies sich das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW als eine wichtige Ressource. Dank der Breite des Netzwerks konnte ein Großteil der Gastdozent\*innen aus dem eigenen Bundesland gewonnen werden – was vergleichsweise geringe Anfahrtswege bedeutete und damit die Terminfindung erleichterte.

<sup>8</sup> Für die Perspektive einer Lehrenden der TH Köln, die das Angebot wahrnahm, vgl. [https://www.th-koeln.de/hochschule/genderaspekte-in-marken\\_68491.php](https://www.th-koeln.de/hochschule/genderaspekte-in-marken_68491.php) (zuletzt eingesehen: 26.11.2019).

<sup>9</sup> Verständlich werden diese Befunde der studentischen Begleitforschung vor dem Hintergrund von Tendenzen, die durch qualitative Studien von Geschlechterforscher\*innen verschiedentlich aufgezeigt worden sind. In diesen Arbeiten bekennen sich die Beforschten – Männer wie Frauen – in der Regel zur Gleichberechtigung. Letztere verstehen sie zumeist als synonym mit einer als bereits realisiert verstandenen sozialen Gleichheit, reproduzieren aber gleichzeitig in konkreten Interaktionen auf mehr oder weniger subtile Weise ein hierarchisch-patriarchales Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit (vgl. Götsch 2015; Klinger 2015; Koppetsch/Speck 2014). Gerade weil das Gros der Studierenden sich zur Gleichheitsnorm bekennen dürfte, wird das Aufzeigen von weiterhin bestehenden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen in einem ersten Schritt häufig abgewehrt, ruft dies doch unbewusst die eigene Verstrickung in nicht unbedingt intendierte, sehr wohl aber praktizierte Prozesse der Über- bzw. Unterordnung auf. Spontan wird mit Abwehr reagiert, wollen doch männliche Studierende keine ‚Täter‘, weibliche Studierende keine ‚Opfer‘ sein.

<sup>10</sup> Siehe nächste Seite.

Expertisezirkels wurde damit bewusst ein Jahr nach Abschluss des Modellprojekts geplant, um eine nachhaltige Verankerung von Genderkompetenz in den Hochschulstrukturen zu ermöglichen. Für die Ansprache potenzieller Mitglieder konnte auf Ergebnisse der Ist-Stand-Analyse aus der Anfangsphase des Modellprojekts zurückgegriffen werden. „Expertise“ wurde dezidiert als Expert-to-Expert-Austausch zwischen Gender-Expert\*innen und Fachexpert\*innen verstanden. Im Expertisezirkel sind sechs von elf Fakultäten mit Lehrenden vertreten. Des Weiteren gehören dem Expertisezirkel Vertreter\*innen der Akademie für wissenschaftliche Weiterbildung und der mit der TH Köln kooperierenden internationalen Filmschule an sowie der Referatsleitung Lehre und Studium und der zentralen Gleichstellungsbeauftragten und ihrem Team zentrale Akteur\*innen der Verwaltung. Nicht zuletzt bringen Mitglieder des LGBT\*-Referats im AStA eine studentische Perspektive ein. Die Koordination des Expertisezirkels erfolgt im Zweier-Team durch die bereits bei der Beantragung mitwirkende Mitarbeiterin des ZLE und die Projektmitarbeiterin, wobei letztere diese Aufgabe zum Juli 2019 erfolgreich in die Linie übergeben konnte an die Referentin der Gleichstellungsbeauftragten.

Mit der Initiierung des Expertisezirkels Genderkompetenz konnte die Zahl der Akteur\*innen über das Modellprojekt hinaus verbreitert werden. Gemeinsam werden in durchschnittlich zwei Sitzungen pro Semester neue Ideen generiert und Ansatzpunkte identifiziert, die mittels zwischen den Sitzungen tagenden Arbeitsgruppen vorangetrieben werden. Über die Struktur des einmal im Semester zusammenkommenden ZLE-Forums, bei dem alle Expertisezirkel von ihrer Arbeit berichten, werden weitere Lehrende und Angehörige der Hochschule erreicht. Dabei setzt der Expertisezirkel auf Synergien mit dem Modellprojekt. So ist etwa geplant, zwei der im Modellprojekt mit Gastdozent\*innen erprobten Lehreinheiten zu den überfachlich relevanten Themen „Gendersensible Sprache“ und „Gender in studentischer Projektarbeit“ in einer Weise aufzubereiten, dass diese allen Lehrenden der TH Köln zur Verfügung gestellt werden können.

### **Charakterisierung der Projektsteuerung, Zielerreichungsgrad und Reflexion des Vorgehens**

Eine zentrale Herausforderung von Projektarbeit besteht darin, dass im Rahmen von Projekten Veränderungsprozesse angestoßen und in existierende Strukturen überführt werden sollen, das Projekt per definitionem aber außerhalb der Linie

angesiedelt ist. Zudem sind Projektakteur\*innen meist nicht mit Weisungsbefugnis ausgestattet, sondern können nur mittels Einflussmanagement wirksam werden. Für das Modellprojekt bedeutete dies, dass Stakeholder wie Lehrende, Verwaltungsmitarbeiter\*innen, Studierende und Entscheidungsträger\*innen gewonnen und Interessierten Möglichkeiten der Mitgestaltung eröffnet werden mussten. Dies wurde etwa in der Akkreditierungsphase des Masters über Curriculumwerkstätten gewährleistet, zu denen breit eingeladen wurde und die allen am Studiengang interessierten Lehrenden erlaubten, sich einzubringen. Noch weiter geht der Expertisezirkel: Mit seiner Initiierung wurde nicht nur eine Struktur geschaffen, die Stakeholder zu Mitgestalter\*innen macht, sondern die über den Zeitraum des Modellprojekts hinaus mit eigenen Ideen Genderkompetenz als Thema in die Breite der Hochschule trägt.

Insgesamt kann das Vorgehen im Projekt als prozessorientiert und personenzentriert<sup>11</sup> charakterisiert werden. Im Sinne der Prozessorientierung stand zu Beginn eine intensive Kontext- und Ist-Stand-Analyse. Die Projektsteuerung war von einer kontinuierlichen Reflexion der erfolgten Schritte und einer Folgenabschätzung auf der Basis zahlreicher Gespräche mit Stakeholdern sowie umfangreicher Protokolle, Notizen und E-Mails geprägt. Als personenzentriert kann das Vorgehen beschrieben werden, insofern Offenheit für die Aufladung von Projektvorhaben mit anderen zielführenden Interessen von Gesprächspartner\*innen (z. B. an Inter- und Transdisziplinarität oder am Erfolg der neuen Struktur ZLE/Expertisezirkel) bestand und Kontakte systematisch aufgebaut und gepflegt wurden. Grundsätzlich festgehalten werden kann, dass sich das prozessorientierte und personenzentrierte Vorgehen bewährt hat. Förderlich für die Projektverwirklichung war zudem, dass sowohl aufseiten der Projektleitung wie der Projektmitarbeiterin auf Erfahrungen mit interdisziplinären Kooperationen und fakultätsübergreifenden Projekten im Feld Hochschule zurückgegriffen werden konnte. Schließlich ist eine grundlegende Vertrautheit mit den spezifischen Logiken und Strukturen der jeweiligen Institution eine wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Steuerung von organisationsbezogenen Projekten.

Was den Zielerreichungsgrad betrifft, kann eine positive Bilanz gezogen werden: Das Ziel der Einführung eines hochschulübergreifenden Masters Gender & Queer Studies wurde vollumfänglich erreicht. Dabei war aus dem ursprünglich geplanten Verbundstudiengang von fünf Kölner Hochschulen im Projektverlauf ein gemeinsamer Studiengang von Universität zu Köln und

<sup>10</sup> Ein Beitrag beispielsweise gab Impulse für eine trans\*gerechte Hochschule und Lehre, womit verdeutlicht wurde, dass „Gender“ weder auf eine „Frauenfrage“ noch auf das Verhältnis zwischen Männern und Frauen reduziert werden kann. In „Gender-Impulsen“ zur Gestaltung studentischer Projektarbeiten wurde ausdrücklich auf Männlichkeitsdynamiken eingegangen.

<sup>11</sup> Hier verwendet im Sinne des Humanistischen Ansatzes nach Carl Rogers (vgl. Rogers 1973).

TH Köln in Kooperation mit der Hochschule für Musik und Tanz Köln geworden. Das Zertifikat Genderkompetenz konnte modellhaft bereits neun Monate nach Projektbeginn an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften etabliert werden. Dass die Einführung eines hochschulweiten Zertifikats in nur 3,5 Jahren bei fünf Standorten und elf Fakultäten mit ihren jeweils gewachsenen Strukturen ein mehr als ambitioniertes Projektziel war, dessen waren sich die Projektverantwortlichen von Beginn an bewusst. Um im Projektzeitraum jedoch Prozesse der Verankerung von Gender als Querschnittsthema und transdisziplinäre Analyseperspektive anzustoßen und eine gewisse Dynamik zu entfalten, erwies sich das hochgesteckte Ziel als richtig gewählt. Um das Ziel eines hochschulweiten Zertifikats Genderkompetenz mittelfristig auch tatsächlich zu erreichen, wurde beim Präsidium der TH Köln ein Folgeprojekt beantragt, das ab 2020 aus Mitteln des Professorinnen-Programms III ermöglicht werden wird. Im Rahmen des auf weitere 4,5 Jahre angelegten Projekts „Gender als Handlungskompetenz und transdisziplinäre Analyseperspektive – Soziale Innovation in Lehre und Studium“ soll das Zertifikat Genderkompetenz zu einem Angebot für alle Studierenden der TH Köln ausgebaut werden. Realistisch erscheint dies, da auf Ergebnisse wie Erfahrungen des Modellprojekts aufgebaut werden kann. Netzwerken stellte ein zentrales Arbeitspaket des Modellprojekts dar. Neben dem Knüpfen eines weiteren und engeren (Expertisezirkel Genderkompetenz) Netzwerks an der TH Köln wurde im Rahmen von Tagungen und Arbeitstreffen die Vernetzung mit Projekten und Strukturen an anderen Hochschulen und Universitäten gesucht. Die Pflege des hochschulinternen wie -externen Netzwerks erwies sich dabei als zwar zeitintensiv, aber zielführend. Da für das Folgeprojekt auf im Modellprojekt entwickelte Strukturen zurückgegriffen werden kann, wird dieses Arbeitspaket künftig weniger Raum einnehmen. Der Ansatz des Co-Teachings als punktuelle Sensibilisierung von Studierenden und Unterstützung von Lehrenden hat sich grundsätzlich bewährt – ebenso, wie in diesem Zusammenhang nicht nur auf die Mitarbeiter\*innen-Stelle im Projekt zu setzen, da eine Person nie gleichermaßen für alle Themen und Disziplinen qualifiziert sein kann. Mit Blick auf das Folgeprojekt gilt es jedoch, die Arbeit mit Gastdozent\*innen noch enger durch den\*die Projektmitarbeiter\*in zu begleiten: Bei der Ausschreibung von Gastbeiträgen sollte im Zuge der Bewerbung bereits ein kurzes didaktisches Konzept der geplanten Lehrinheit angefordert werden, um bei der Auswahl von Dozent\*innen neben inhaltlich-fachlichen auch stärker hoch-

schuldidaktische Qualifikationen heranziehen zu können. Zudem sollte die Entwicklung von Handreichungen durch die Gastdozent\*innen mit einer Feedbackschleife – mindestens durch die Projektstelle, bei entsprechender Bereitschaft zudem durch die jeweilige reguläre Lehrperson – verbunden werden, um sicherzustellen, dass diese nicht nur für Lehrende ohne vertiefte Genderexpertise verständlich sind, sondern auch für bei dem Gastbeitrag selbst nicht anwesende weitere Lehrpersonen. Erst damit können die im Rahmen von Co-Teachings entwickelten Lehrinheiten über die konkrete Lehrsituation hinaus Wirkung in der Breite der Hochschule entfalten.

### **Ausblick: Digitalisierung und Weiterentwicklung der Lehre im Rahmen der Einführung des hochschulweiten Zertifikats Genderkompetenz**

Lag im Modellprojekt mit der Einführung des Masters Gender & Queer Studies und des Zertifikats Genderkompetenz ein Fokus auf der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften, wird sich das Folgeprojekt durch eine noch stärker hochschulweite Wirksamkeit auszeichnen (vgl. Abb. 2). Die dezidiert hochschulweite Ausrichtung soll sich auch in der Projektaufbauorganisation niederschlagen: Hatte sich die im Dekanat der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften angesiedelte Co-Leitung für das Modellprojekt bewährt, soll die Projektleitung künftig durch einen hochschulweiten Projektbeirat ergänzt werden, der in strategischen Fragen berät. Schwerpunkt des Folgeprojekts wird die inhaltliche Entwicklung und Erprobung des hochschulweiten Zertifikats Genderkompetenz sein. Dabei soll „Gender in der Lehre“ nachhaltig mit „Digitalisierung der Lehre“ verknüpft werden, um auch solche Fakultäten und Studiengänge anzusprechen, in denen Letzteres als Thema stärker obenauf liegt. Unterstützungsangebote für Lehrende zur Integration von Geschlechterfragen und -perspektiven in die eigene Lehre sollen weiterentwickelt und ausgebaut werden. Auf diese Weise will das Folgeprojekt zu einem Kernanliegen der TH Köln beitragen: der Gestaltung sozialer Innovation in Studium und Lehre.

### **Literatur**

- Götsch, Monika (2015): Modernisiertes Patriarchat? Von der heterosexuellen Liebe zwischen ‚Schlampen‘, ‚Prinzessinnen‘ und ‚(Nicht-)Rittern‘, wie sie Jugendliche erzählen. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, (1), 27–42.

Abb. 2: Ziele und Struktur des Modellprojekts und des Anschlussprojekts

| „Genderkompetenz auf Bachelor- und Masterlevel“   | „Gender als Handlungskompetenz und transdisziplinäre Analyseperspektive – Soziale Innovation in Lehre und Studium“   |
|---|--|
| Januar 2016 – August 2019   | voraussichtlich Januar 2020 – Juni 2024  |
| <p>1. Etablierung des hochschulübergreifenden Master Gender &amp; Queer Studies</p> <p>2. Etablierung des Zertifikat Genderkompetenz an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften</p> <p>→ <b>Co-Leitung im Dekanat der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften</b></p> <p>3. Modellhafte Erprobung von Genderlehreinheiten in weiteren Fakultäten und zentralen Einrichtungen</p> <p>4. Aufbau eines breiteren und engeren (Expertisezirkel Genderkompetenz) hochschulinternen Netzwerks</p> | <p>1. Fokus auf hochschulweite Wirksamkeit, Abnahme des Bezugs auf die Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften</p> <p>→ <b>hochschulweiter Projektbeirat</b></p> <p>2. Inhaltliche Entwicklung und Erprobung des hochschulweiten Zertifikat Genderkompetenz mit deutlicher Ausrichtung auf Digitalisierung der Lehre und Unterstützungsangeboten für Lehrende</p> <p>3. Verankerung und Verstetigung als hochschulweites Zertifikat Genderkompetenz in den Hochschulstrukturen.</p> |

- Hilgemann, Meike/Kortendiek, Beate/Knauf, Anne (2012): Geschlechtergerechte Akkreditierung und Qualitätssicherung – eine Handreichung. Studien Netzwerk Frauen- & Geschlechterforschung NRW Nr. 14. 3. aktual. u. verän. Bericht, Essen. [https://www.netzwerk-fgf.nrw.de//fileadmin/media/media-fgf/download/publikationen/Studie-14\\_Geschlechtergerechte\\_Akkreditierung\\_2.pdf](https://www.netzwerk-fgf.nrw.de//fileadmin/media/media-fgf/download/publikationen/Studie-14_Geschlechtergerechte_Akkreditierung_2.pdf) (zuletzt eingesehen: 30.08.2019).
- Masterstudiengang Gender & Queer Studies. <http://gestik.uni-koeln.de/21302.html> (zuletzt eingesehen: 01.09.2019).
- Klinger, Sabine (2015): Das ‚feminisierte‘ Studium der Erziehungs- und Bildungswissenschaften und die studentische (De-)Thematisierung von Geschlecht und Geschlechterfragen. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, (7), 113–128.
- Koppetsch, Cornelia/Spec, Sarah (2014): Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist ... Coolness als Strategie männlichen Statuserhalts in individualisierten Paarbeziehungen. In: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer, 281–298.
- Kosuch, Renate (2007): Gender in die Lehre! Die GenderTage an der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven. In Beate Curdes/Sabine Marx/Ulrike Schleier/Heike Wiesner (Hg.): Gender lehren – Gender lernen in der Hochschule. Konzepte und Praxisberichte. Oldenburg: BIS, 239–256. <http://oops.uni-oldenburg.de/494/1/curgen07.pdf> (zuletzt eingesehen: 01.09.2019).
- Kosuch, Renate (2017): Interview zum Masterstudiengang Gender & Queer Studies. [https://www.th-koeln.de/hochschule/masterstudien-gang-gender-und-queer-studies-interview-mit-prof-dr-renate-kosuch\\_44613.php](https://www.th-koeln.de/hochschule/masterstudien-gang-gender-und-queer-studies-interview-mit-prof-dr-renate-kosuch_44613.php) (zuletzt eingesehen: 01.09.2019).
- Präsidium der TH Köln (2017): Geschäftsordnung Zentrum für Lehrentwicklung. Amtliche Mitteilung 18/2017. [https://www.th-koeln.de/mam/downloads/deutsch/hochschule/amtliche-mitteilungen/2017/endfassung\\_18\\_2017.pdf](https://www.th-koeln.de/mam/downloads/deutsch/hochschule/amtliche-mitteilungen/2017/endfassung_18_2017.pdf) (zuletzt eingesehen: 30.08.2019).
- Rogers, Carl R. (1973): Entwicklung der Persönlichkeit. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiersmann, Christiane/Thiel, Heinz-Ulrich (2000): Projektmanagement als organisationales Lernen. Ein Studien- und Werkbuch (nicht nur) für den Bildungs- und Sozialbereich. Opladen: Leske + Budrich.
- Schulz, Dirk/Scholz, Julia/Umrath, Barbara (2018): Ein erfolgreiches Kooperationsmodell: Der Masterstudiengang Gender & Queer Studies in Köln. Gemeinsames Interview. In: CEWS-Journal, (113), 44–51. <https://www.gesis.org/fileadmin/cews/www/CEWSjournal/cews-journal113.pdf> (zuletzt eingesehen: 01.09.2019).
- Zertifikat Genderkompetenz. [https://www.th-koeln.de/angewandte-sozialwissenschaften/genderzertifikat\\_36750.php](https://www.th-koeln.de/angewandte-sozialwissenschaften/genderzertifikat_36750.php) (zuletzt eingesehen: 02.09.2019).

Bettina Franzke, Hannah Niemann, Corinna Wirtz<sup>1</sup>

## Teilzeitausbildung in der Pflege. Chancen und Herausforderungen für Menschen mit Familienverantwortung

### 1. Einleitung

Die Teilzeitausbildung stellt innerhalb eines komplexen Bildungssystems in Deutschland nach wie vor ein Randphänomen dar. Dabei bietet sie gerade Müttern und Vätern die Chance auf Qualifizierung und eigene Existenzsicherung.

Das Krankenhaus Düren setzt seit 2010 eine sich über fünf Jahre erstreckende Teilzeitausbildung in der Pflege um, die fast ausnahmslos von Müttern genutzt wird. In einer qualitativen Studie mit sieben Auszubildenden, sieben Absolventinnen und vier Expert\*innen wurden folgende Fragen untersucht:

- Was motiviert Frauen für einen Beruf in der Pflege und eine Ausbildung in Teilzeit?
- Welche Chancen und Herausforderungen sind mit einer Teilzeitausbildung aus Sicht der betroffenen Mütter verbunden?
- Wie gestaltet sich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in und nach der fünfjährigen Ausbildung?
- Welche Bedeutung kommt der Teilzeitausbildung hinsichtlich der Sicherung des Fachkräftebedarfs in der Pflege zu?

Die Ergebnisse und Erkenntnisse in diesem Artikel beruhen auf den Abschlussarbeiten von Hannah Niemann und Corinna Wirtz an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW.

### 2. Teilzeitausbildung in Deutschland

Seit 2005 ermöglicht § 8 Berufsbildungsgesetz (BBiG) Ausbildungen in Teilzeit, bei denen eine Verkürzung der täglichen oder wöchentlichen Arbeitszeit stattfindet. Voraussetzung ist das Vorliegen eines berechtigten Interesses. Eine gesetzliche Definition hierfür gibt es nicht.

Von einer Teilzeitausbildung sollen vor allem Menschen profitieren, „denen es aufgrund eigener Kinder, zu pflegender Angehöriger, einer Behinderung oder anderer schwerwiegender Gründe nicht möglich ist, eine Ausbildung innerhalb der gängigen Arbeits- und Ausbildungszeiten zu bestreiten“ (Deutscher Bundestag 2018: 1). Puhlmann (2008) zufolge wurde die Teilzeitausbildung hauptsächlich für am Arbeitsmarkt benachteiligte junge Mütter ohne Ausbildung eingeführt. Dieses Argument ist weiterhin relevant, denn 2017 hatten 56 % aller jungen Mütter und

45 % aller jungen Väter keinen Berufsabschluss und waren auch nicht dabei, sich über ein Studium oder eine Ausbildung zu qualifizieren (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2019).

Nach dem Wissenschaftlichen Beirat für Familienfragen (2011) sprechen verschiedene Überlegungen für die Teilzeitausbildung: Bildungspolitisch gesehen soll jungen Müttern eine Ausbildung ermöglicht werden. Sozialpolitisch soll erreicht werden, dass junge Mütter von staatlichen Transferleistungen unabhängig werden und eine eigene Existenzsicherung erreichen. Das demografische Motiv zielt darauf ab, jungen Menschen die Chance auf eine Ausbildung zu geben, ohne dass sie auf Elternschaft verzichten müssen.

2017 wurden in Deutschland 2.223 neue Ausbildungsverträge in Teilzeit geschlossen (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2019: 56). Mit 0,4 % machten sie nur einen Bruchteil aller Neuabschlüsse aus. Das Thema Teilzeitausbildung ist dabei ein von Frauen dominiertes: Der Anteil an den jeweiligen Ausbildungsverträgen fällt bei den Frauen mit 1,1 % höher aus als bei den Männern mit 0,1 %.

Die Teilzeitausbildung wird in unterschiedlichen Formen umgesetzt (vgl. Hergenröder 2008 zu den rechtlichen Grundlagen). Zwei Modelle sind dabei am weitesten verbreitet. Zum einen kann sich die wöchentliche Stundenzahl auf 25 bis 30 reduzieren, inklusive der Berufsschule. Die Gesamtdauer der Ausbildung verlängert sich dann nicht. Zum anderen existiert die Variante, dass die wöchentliche Stundenzahl auf 20 bis 24 sinkt. In diesem Fall verlängert sich die Ausbildung um ein Jahr. Im Unterschied zum BBiG sieht das Krankenpflegegesetz keine dreijährige Ausbildung zur examinierten Fachkraft mit verkürzten Arbeitszeiten vor. Im Fall reduzierter Arbeitszeiten muss die Ausbildungsdauer erhöht werden. Gegebenenfalls ist eine Verlängerung um 12 Monate auf vier Jahre bei einer Arbeitszeit von 75 % üblich.

Im Schuljahr 2017/2018 waren 63.707 Schüler\*innen der Gesundheits- und Krankenpflege bei den Berufsfachschulen registriert (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2019: 95). Der Frauenanteil lag bei 80 %. Wie viele davon ihre Ausbildung in Teilzeit absolvieren, konnte nicht ermittelt werden.

<sup>1</sup> Hannah Niemann und Corinna Wirtz sind Absolventinnen des Bachelor-Studiengangs Kommunalen Verwaltungsdienst der FHÖV NRW, Landschaftsverband Rheinland (LVR).

### 3. Teilzeitausbildung am Krankenhaus Düren<sup>2</sup>

Das Krankenhaus Düren ist ein akademisches Lehrkrankenhaus der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Es befindet sich seit 1976 im heutigen Gebäude und beschäftigt derzeit knapp 1.100 Mitarbeiter\*innen. Von diesen arbeiten circa 450 Personen in der Pflege. Das Krankenhaus verfügt über 449 Betten und behandelt jährlich 70.000 Patient\*innen. Es gibt 20 Stationen, auf denen auch ausgebildet wird.

Seit dem 01.04.2010 qualifiziert das Krankenhaus Düren Fachkräfte für die Gesundheits- und Krankenpflege nicht nur in Vollzeit, sondern darüber hinaus in Teilzeit. Das Angebot richtet sich an Menschen mit familiärer Verantwortung, also Pflege- und Erziehungsverantwortung. Die Teilzeitausbildung in der Pflege mit der nachfolgend beschriebenen Arbeitszeitreduktion erstreckt sich über eine Dauer von fünf Jahren. Sie ist somit zwei Jahre länger als die reguläre Ausbildung und in dieser Konstellation nach Angabe des Leiters des Bildungszentrums bundesweit einmalig.<sup>3</sup>

Dass die Teilzeitausbildung im Krankenhaus Düren besonders Mütter ansprechen soll, zeigt sich einerseits an der auf 60 % reduzierten Arbeitszeit, zum anderen an den familienfreundlichen Zeiten: Der Berufsschulunterricht findet an vier Tagen der Woche von 8 bis 13 Uhr statt; die Arbeitszeit in der praktischen Ausbildung liegt zwischen 8 und 14.12 Uhr. Zudem kann Urlaub ausschließlich in Schulferienzeiten genommen werden. In der Teilzeitausbildung entfallen Wochenend- und Feiertagsdienste. Die Auszubildenden haben die Möglichkeit, ihre Kinder in der auf dem Gelände des Krankenhauses Düren befindlichen städtischen Kindertagesstätte betreuen zu lassen, die montags bis freitags von 6 bis 20.30 Uhr geöffnet ist.

Die Teilnehmenden der Teilzeitausbildung erhalten eine Ausbildungsvergütung, die vom Krankenhaus Düren getragen wird und entsprechend der verkürzten Arbeitszeit 60 % des für die Pflege geltenden Tarifvertrags für Auszubildende des öffentlichen Dienstes entspricht (Tariflohn im 1. Ausbildungsjahr bei voller Arbeitszeit 2019 ca. 1.100 Euro netto). Während der Praxiszeiten der Ausbildung können die Auszubildenden auf allen Stationen der Klinik sowie bei kooperierenden Partnern der ambulanten Pflege eingesetzt werden.

Am ersten Teilzeitkurs, der im Jahr 2010 startete, nahmen 20 Mütter teil, von denen 17 die Ausbildung beendeten. Derzeit durchlaufen 44 Personen, die auf zwei Kurse mit Beginn in den Jahren

2013 und 2015 aufgeteilt sind, das Programm. Bis 2019 hatten 37 Personen die Teilzeitausbildung abgeschlossen. Bei den Beteiligten beträgt der Frauenanteil nahezu 100 % – lediglich ein Mann hat die Teilzeitausbildung begonnen und erfolgreich abgeschlossen.

Die bisher 11 Ausbildungsabbrüche über alle Kurse hinweg gehen u. a. auf Schwangerschaften oder zu hohe Fehlzeiten zurück (z. B. Erkrankungen der Mutter oder des Kindes). Die Fehlzeiten dürfen nach den gesetzlichen Vorschriften nicht höher als 10 % sein, da sonst keine Zulassung zur Abschlussprüfung stattfindet. Darüber hinaus können Trennungen oder Scheidungen den Ausbildungsabschluss gefährden. Durch entsprechende Ereignisse ändert sich die finanzielle Lage der Frauen schlagartig. Mitunter können staatliche Leistungen oder Sonderdienste im Krankenhaus finanzielle Engpässe kompensieren.

### 4. Menschen mit Familienverantwortung als Zielgruppe der Teilzeitausbildung

Der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen (2011: 8) stellt heraus: „Die Gleichzeitigkeit von Ausbildung und Elternschaft birgt unter den derzeitigen Rahmenbedingungen erhebliche Risiken, und zwar für das Gelingen der Partnerschaft, für das Familienleben [...] als auch für den Erwerb von Qualifikationen und den weiteren Bildungs- und Erwerbsverlauf“. Die Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie bringt also für die Betroffenen zahlreiche Herausforderungen mit sich. Aus Problemen bei der Vereinbarkeit können Ausbildungs- sowie Schwangerschaftsabbrüche, eine ungewollte Kinderlosigkeit oder ein unfreiwilliger Verzicht auf weitere Kinder resultieren (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2011).

Hauptsächlich sind es zeitliche und finanzielle Schwierigkeiten, welche die Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie erschweren. So muss eine Kinderbetreuung während der Ausbildungszeiten gefunden und bezahlt werden – und das bei oft geringer Ausbildungsvergütung. In der Folge verzichten Mütter oft auf eine Ausbildung oder brechen diese ab und es kommt zu einer traditionellen Rollenverteilung, bei welcher die Mütter die Hauptversorgung für die Kinder und die Väter die finanzielle Verantwortung übernehmen. Demnach sind „Wege zu einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Ausbildung [...] besonders wichtig für junge Menschen, die sich für eine Familiengründung während einer Bildungsphase entscheiden und weiterhin erfolgreich am Bildungssystem partizipieren wollen“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen

<sup>2</sup> Die Angaben in diesem Kapitel beruhen auf Informationen auf der Internetseite des Krankenhauses Düren ([www.krankenhaus-dueren.de](http://www.krankenhaus-dueren.de)) sowie auf Expert\*innengesprächen (vgl. Kapitel 5 zur Methodik).

<sup>3</sup> Lediglich in der Altenpflegeausbildung werden an wenigen Orten fünfjährige Teilzeitmodelle angeboten, beispielsweise an der Caritas-Berufsfachschule für Altenpflege in Bamberg.

und Jugend 2012: 21). Gerade bei Alleinerziehenden ohne Unterstützung durch Partner oder Familie dürfte das Risiko eines Ausbildungsabbruchs hoch sein.

Doch von einer Elternschaft während der Ausbildung können auch positive Effekte ausgehen. Eltern und insbesondere Mütter erwerben in der Familie Kompetenzen, die ihrem Beruf zugutekommen. So geben die in einer Studie des Deutschen Jugendinstituts befragten Mütter mehrheitlich an, dass sie durch die Familientätigkeit zahlreiche Kompetenzen neu erworben oder weiterentwickelt haben. Zu diesen zählen u. a. ein verantwortungsvoller Umgang mit Zeit und das Setzen bzw. Verfolgen von Zielen (Nußhart/Sass 2000: 28).

Laut Livingstone (1999, zit. nach Lask/Kriechbaum 2017: 9) werden 70 % der beruflich relevanten Kompetenzen in privaten und beruflichen Handlungskontexten gelernt. Das „Übertragen von Fähigkeiten, die in der Familie gelernt und nun am Arbeitsplatz angewendet werden, [nennt man] Spill-over-Effekt“ (Lask/Kriechbaum 2017: 29). Der Umfang, in welchem der Spill-over-Effekt zum Tragen kommt, ist dabei abhängig von der Frage, inwiefern bestimmte Kompetenzen in einem spezifischen beruflichen Kontext erwünscht sind. Für Pflegeberufe ist von einem hohen Transfer auszugehen, da es zwischen privater Sorgearbeit und professioneller Pflege zahlreiche Parallelen bei den persönlichen und sozialen Anforderungen geben dürfte (z. B. Geduld, Belastbarkeit, Empathie, Kommunikationsfähigkeit oder Stressmanagement).

## 5. Methodik

Es wurden leitfadengestützte Interviews mit sieben Frauen durchgeführt, die im Krankenhaus Düren die Teilzeitausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin durchlaufen und sich zum Befragungszeitpunkt im vierten Ausbildungsjahr befanden (nachfolgend mit A1–A7 abgekürzt). Ferner wurden sieben Frauen befragt, die die dortige Teilzeitausbildung 2015 erfolgreich beendet haben und nun im Krankenhaus Düren als examinierte Fachkräfte tätig sind (nachfolgend mit B1–B7 gekennzeichnet). Alle Befragten wurden über persönliche Ansprache durch den Leiter des Bildungszentrums gewonnen.

Das methodische Design wurde über Interviews mit Expert\*innen aus dem Krankenhaus Düren (Pflegedienstleiterin, Pflegeleiter einer Station) sowie im zugehörigen Bildungszentrum (Leiterin der Schule für Gesundheits- und Krankenpflege, Leiter Bildungszentrum) abgerundet. Alle Befragungen fanden im Frühjahr 2019 statt. Die Interviews wurden inhaltsanalytisch ausgewer-

tet (Mayring 2016). Originaltöne der Befragten werden nachfolgend mit dem Kürzel und der jeweiligen Zeilennummer wiedergegeben.

## 6. Ergebnisse

### Lebenssituation der Auszubildenden und Absolventinnen der Teilzeitausbildung in der Pflege

Die Befragten sind zwischen 24 und 49 Jahre alt (Ø 34 Jahre). Alle Frauen sind Mutter, wobei die Anzahl der Kinder zwischen einem und vier lag (Ø 2 Kinder) und die derzeitigen Auszubildenden weniger Kinder haben als die Absolventinnen (1,7 versus 2,3).

Alle Absolventinnen sind verheiratet. Unter den Auszubildenden gibt es auch jeweils eine ledige und geschiedene Mutter. Bis auf diese beiden Alleinerziehenden leben die übrigen Befragten mit Partner und Kind(ern) zusammen. Nur zwei Auszubildende sprechen von einem guten Privatleben, geprägt von Verständnis und wechselseitiger Unterstützung durch den Partner. A1 erklärt: „Wir können offen über alles sprechen, auch wenn ich fühle, dass ich irgendwie belastet bin“ (78–79). Die übrigen fünf Auszubildenden zählen Sorgen und Probleme auf, die ihre Lebenssituation erschweren, z. B. mangelnde Rückendeckung durch den Ehemann, den hohen Betreuungsaufwand von gesundheitlich oder psychisch beeinträchtigten Kindern, die alleinige Verantwortung für die Kinder als Alleinerziehende und (oder) eine angespannte finanzielle Lage. A2 sagt: „Mein Mann [...] arbeitet viel entgegen dieser Ausbildung, weil es ja angeblich kein besonderer Job ist. Dadurch ist das für mich eine totale Belastung, das alles zu managen, sich durchzusetzen [...] Eigentlich klappt das gut mit der Ausbildung, aber ich mache mir selber den Druck, weil dadurch, dass mein Mann dagegenredet, will ich zeigen, das ist gescheit“ (40–45). Die Auszubildenden schätzen ihre finanzielle Situation auf einer Skala von 1 (sehr gut) bis 5 (sehr schlecht) im Durchschnitt mit 3,3 als allenfalls befriedigend ein, darunter sind auch drei Mütter, die diesem Aspekt in ihrem Leben die Note 4 oder schlechter geben. Die Absolventinnen kommentieren die Ausbildungszeit mit den Worten: „Das waren finanziell fünf harte Jahre. Extrem hart“ (B3 144–145) und „Wir hatten fast alle Existenzängste“ (B4 89).

Bei den jetzt Examinierten fallen die Einschätzungen der finanziellen Lage erwartungsgemäß positiver aus: Diese liegt im Mittelwert bei 1,6, wobei die meisten ihrer finanziellen Situation die Note 1 oder 2 gegeben haben. Die Lebenssituation der Absolventinnen ist weniger durch Konflikte in der Partnerschaft, sondern eher

durch die Mehrfachbelastung angesichts einer Vielzahl zu erledigender Aufgaben geprägt (z. B. Haushalt, Kindererziehung, Berufstätigkeit). B1 sagt: „Da muss man sich manchmal zerteilen“ (25).

Die Kinderbetreuung wird von den meisten Befragten beider Teilgruppen mit gut bis sehr gut beurteilt, wobei es sowohl unter den Auszubildenden als auch den Absolventinnen jeweils eine Ausreißerin gibt, die dies anders sieht (Note 5). Demgegenüber gehen die Einschätzungen der praktischen Arbeit in der Pflege zwischen den Auszubildenden und Absolventinnen auseinander. Während die Auszubildenden diesen Punkt mit durchschnittlich 1,4 als sehr gut bewerten, benoten die examinierten Fachkräfte diesen Lebensbereich mit durchschnittlich 2,8. Die nachfolgenden Ergebnisse machen deutlich, dass sich zwischen der Ausbildung und der Tätigkeit als examinierte Fachkraft ein qualitativer Wechsel vollzieht, der zwar einen Verantwortungszuwachs und deutlichen höheren Verdienst bedeutet, aber anderweitig vermehrt Belastungen mit sich bringt.

#### **(Berufliche) Situation vor Ausbildungsbeginn**

Unter den Befragten, die die Ausbildung 2015 abgeschlossen haben, verfügen bis auf eine Frau mit Realschulabschluss alle anderen über die Fachhochschulreife. Unter den derzeitigen Auszubildenden ist das Bildungsniveau wesentlich heterogener: Das Spektrum reicht vom Hauptschulabschluss ( $n = 1$ ) über die Realschule ( $n = 3$ ) und Fachhochschulreife ( $n = 1$ ) bis zum Abitur ( $n = 2$ ).

Bei der beruflichen Situation vor Ausbildungsbeginn sind trotz einer großen Antwortbreite bestimmte Muster zu erkennen. Ein Teil der Befragten hatte frühere Ausbildungen (z. B. zur Altenpflegerin) oder Schulbesuche (z. B. Berufskolleg) aufgrund von Schwangerschaften abgebrochen. Ein anderer Teil war in ungelernten Tätigkeiten beschäftigt ohne qualifizierte Ausbildung (z. B. im Verkauf, Einzelhandel, in Bürojobs, in der Gastronomie, bei der Post oder als Aushilfe/Praktikantin in der Pflege). Vier Befragte hatten vor der jetzigen Berufsausbildung eine andere Qualifizierung erfolgreich abgeschlossen, und zwar zur Fleischerin, Hauswirtschafterin, Sozialhelferin und medizinischen Fachangestellten. Eine Befragte begann ihre Pflegeausbildung in Vollzeit und wechselte nach der Geburt eines Kindes in das Teilzeitmodell.

Die Zugänge zur Pflegeausbildung in Teilzeit sind, was die Vorbildung betrifft, demnach sehr heterogen. In der Praxis finden sich häufig Kombinationen der oben beschriebenen Vorer-

fahrungen, z. B. ein wegen Familiengründung abgebrochener Schulbesuch und spätere Helfertätigkeiten.

#### **Motive für einen Pflegeberuf**

Die meisten Befragten haben sich bewusst und aus großem Interesse für eine Ausbildung in der Pflege entschieden. 12 der 14 Mütter haben aus Überzeugung den Beruf gewählt. Erkennbar ist dies an Aussagen wie „Pflege hat mich schon immer interessiert“ (B1 32), „die Krankenschwesterausbildung war für mich schon immer ein Traum“ (B3 40), „wenn man mich kennt, weiß man, dass das meine Berufung ist“ (A2 64), „ich wollte schon immer was in der Pflege machen“ (B4 42–43), „die Pflege liegt einfach in meinem Herzen“ (B1 55–56) oder „Ich habe schon als Kleinkind Krankenschwester gespielt“ (A1 129). Mehrere Befragte sammelten schon vor Ausbildungsbeginn Einblicke oder Erfahrungen im medizinischen Bereich, z. B. als Aushilfskraft in der Pflege. Eine Absolventin wurde durch ein dreiwöchiges Schulpraktikum auf die Pflege aufmerksam, da es ihr Spaß macht, mit Menschen zu arbeiten (B1). Eine weitere Befragte (B5) hatte bereits den Beruf der medizinischen Fachangestellten erlernt und strebte eine selbstständigere Arbeit an. Für eine Befragte spielte bei der Entscheidung zur Teilzeitausbildung in der Pflege eine Rolle, dass der Pflegebereich einen sicheren Job bietet. Sie sagt: „Es ist halt chillig. Wegen der beruflichen Situation. Man wird nie arbeitslos“ (B6 42). Eine andere Mutter nennt als vorrangiges Motiv, dass sich für sie die Gelegenheit zur Qualifizierung bzw. Erstausbildung bot. Sie dachte sich: „Mensch, mach doch eine Ausbildung. Ich habe ja keine“ (A3 63–64).

#### **Motive für eine Teilzeitausbildung**

Als wesentliches Motiv für eine Ausbildung nach dem Teilzeitmodell geben zehn der 14 Befragten ihre Kinder an. Hier werden vor allem die vorteilhaften Arbeitszeiten und die gute Urlaubsplanung genannt. So sei die Teilzeitausbildung „optimal auf die Kinder ausgerichtet“ (B4 42). Die Kinderbetreuung sei während der Arbeits- bzw. Ausbildungszeiten gegeben und die Wochenenden sowie Ferienzeiten bleiben ausgespart. Eine Auszubildende (A5) hatte ursprünglich vor, die Teilzeitausbildung in der Pflege mit einer Bürotätigkeit zu kombinieren. Mehrere der derzeitigen Auszubildenden stellen heraus, dass sie eine Vollzeitausbildung mit Kind(ern) nicht bewältigen könnten. Die damalige Alleinerziehende und Absolventin B3 betont,

dass nur so eine Ausbildung für sie überhaupt möglich gewesen sei. Sie sagt: „Dass man mehr Freiraum hatte, Beruf, Familie, Haushalt und Kind unter einen Hut [zu] bringen“ (50–51). Eine Interviewpartnerin merkt zudem an, dass man den Vater als Hauptverdiener nicht einfach aus dem Job ziehen könne und die Mutter deshalb diejenige sei, die in Form einer Teilzeitbeschäftigung kürzer treten müsse (B7).

Alle Absolventinnen nennen die zeitliche Komponente der Teilzeitausbildung als weiteren Vorteil. Zum einen bieten die Arbeitszeiten der Teilzeitausbildung eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zum anderen ist die auf fünf Jahre gestreckte Ausbildung entspannter. Besonders die Kinder spielen für die Mütter eine wichtige Rolle: Sie können öfter zu Hause und für die Kinder da sein. B1 betont, dass ihr „die Zeit mit meinen Kindern keiner zurückgibt“ (B1 75). Und A2 will nicht, dass ihre Tochter unter einem „Verlust ihrer Mutter leiden muss“ (62). Den Teilnehmerinnen der Teilzeitausbildung sind also in erster Linie das Familienleben und die Zeit mit den Kindern wichtig. Eine Absolventin (B7) ergänzt, dass sie nicht nur mehr Zeit für die Kinder, sondern auch mehr Zeit für sich selbst habe. Darüber hinaus erwähnen einzelne Frauen, dass sie durch die fünfjährige Ausbildung „mehr Zeit zum Lernen“ (B6 51) gehabt hätten und sie durch die längere Beschäftigung mit den Lehrinhalten mehr gereift seien (B1).

### Wie die Mütter auf die Teilzeitausbildung aufmerksam wurden

Die Antworten, wie die befragten Mütter auf die Teilzeitausbildung aufmerksam wurden, fallen sehr unterschiedlich aus. Die Betroffenen haben von der Teilzeitausbildung u. a. über folgende Wege erfahren:

- Empfehlung von Bekannten, Freundinnen und Verwandten, die teilweise im Krankenhaus Düren tätig sind
- Ansprache durch Akteur\*innen im Krankenhaus und das Bildungszentrum, z. B. nach Bewerbung auf eine Ausbildung in Vollzeit
- Zeitungsartikel und Informationen im Internet (u. a. bei der Arbeitsagentur)
- Wechsel nach familienbedingter Unterbrechung der Vollzeitausbildung in das Teilzeitmodell

Die Ergebnisse zeigen, dass es keinen systematischen Zugang bzw. keine klare Informationsquelle zur Teilzeitausbildung gibt, sondern die meisten Mütter eher zufällig oder durch persönliche Ansprache auf das Angebot aufmerksam geworden sind.

### Selbstbild als Mutter/Mutterrolle

Die Merkmale und Charaktereigenschaften, welche für die Befragten eine gute Mutter ausmachen, sind folgende: gewaltfrei, liebevoll, authentisch, geduldig, besorgt und verständnisvoll sowie das Kind so nehmen, wie es ist. Aber auch Konsequenz und das Einhalten klarer Regeln gehören zur gewünschten Mutterrolle.

Darüber hinaus sollte eine Mutter nach Auffassung von A2 die eigenen Bedürfnisse zurückstellen können. Mehrere Befragte erwähnen, dass eine gute Mutter für die Kinder da bzw. präsent ist, Zeit mit ihnen verbringt und sie fördert. A7 sagt: „Man will das Kind nicht nur die ganze Zeit wegschieben“ (130–131). Das Kind solle spüren, dass man hinter ihm steht und sich mit ihm beschäftigt. Eine Mutter solle nicht nur Geld verdienen, sondern dem Kind auch Liebe geben und ihm Hobbys ermöglichen. Auch sollte eine Mutter Vertrauen zu den Kindern aufbauen, sodass diese der Mutter alles erzählen können. Für zwei Befragte macht eine gute Mutter darüber hinaus die Wertschätzung der eigenen Person aus. So solle sie auch „für sich selber sorgen und ihren Interessen nachgehen“ (B1 87–88). Auch B6 ist der Ansicht, „dass man sich nicht komplett aufopfert. Davon haben die Kinder auch nichts“ (137–138).

Während die Auszubildenden mehrheitlich angeben, dass sie abgesehen von Prüfungsphasen ihre Vorstellungen von einer guten Mutter in der Regel realisieren können, ist die Umsetzung für die befragten Absolventinnen schwieriger: So versuchen beispielsweise B1 und ihr Ehemann, „beide mit drei Schichten Arbeit jeden Tag etwas mit ihm [ihrem Sohn] zu machen“ (129–130). Um eine gute Mutter zu sein, gibt B1 sich viel Mühe und ist ihrer Meinung nach „ganz nah dran“ (91). B4 erklärt, dass sie nur dann eine gute Mutter wäre, wenn sie mehr Zeit mit den Kindern hätte. Auch B3 hat den Eindruck, dass ihre Kinder aufgrund von Zeitmangel zu kurz kommen. So ist nach Feierabend oft wenig Zeit für die Kinder vorhanden, da Aufgaben wie Putzen oder Kochen erledigt werden müssen. B5 erwähnt, dass es nach einem anstrengenden Arbeitstag schwierig sei, die eigenen Vorstellungen einer guten Mutter umzusetzen.

Die Interviewpartnerinnen wurden ferner nach den Herausforderungen als Mutter gefragt. Auch hier unterscheiden sich die Antworten der Auszubildenden und Absolventinnen. Unter den Auszubildenden gibt es lediglich drei, welche die begrenzte Zeit für die Familie als Problem erachten. A2 spricht von einer „Angst, die man als Mutter immer hat, in irgendeiner Form zu

versagen. Dass sie [die Tochter] ein Gefühlskrüppel wird, [...] dass sie ihre eigenen Grenzen nicht äußern kann und dadurch bei ihr ständig eine Grenzüberschreitung stattfindet. Das ist so meine Angst, dass ich aus ihr keinen gescheiten Menschen mache, weil ich irgendetwas übersehen habe" (132–134). Und A7 führt aus, dass sie ihr Kind ungerne aufgrund von Arbeit oder Lernen abweist. Ansonsten werden Erziehungsaufgaben (z. B. Diskussionen mit einem pubertierenden Kind) als Herausforderung genannt. Bei fast allen Absolventinnen nehmen hingegen Herausforderungen beim Zeitmanagement den größten Raum ein. Zwei Befragte erwähnen an dieser Stelle den Schichtdienst. So herrsche in der Familie aufgrund des Schichtdienstes „keine Konstante" (B1 96). Gerade für kleine Kinder sei dies schwierig, da es so oftmals keinen klar strukturierten Familienalltag gäbe, da die Mutter „mal vormittags, mal nachmittags und mal nachts" (B1 96–97) arbeite. Zu den Herausforderungen als Mutter zählt für B3 auch die eigene Gesundheit.

#### Aufteilung von Berufs- und Sorgearbeit

Es wurde die Frage gestellt, wie die Sorgearbeit in der Partnerschaft aufgeteilt ist und welcher Elternteil an der Erziehung und Betreuung der Kinder mehr beteiligt ist (sofern ein Partner vorhanden ist).

Unter den Auszubildenden kümmern sich vier Befragte mehr um die Kinder als ihr Partner. A2 sagt: „Für das Kind bin ich voll verantwortlich" (110). Die Aufgaben im Haushalt oder bestimmte Aufgaben bei der Kinderversorgung werden in drei Fällen etwa gleichmäßig von Mann und Frau erledigt. A3, welche geschieden und keinen neuen Partner hat, übernimmt alle elterlichen Aufgaben alleine, ohne Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen. Die ebenfalls alleinerziehende A4 antwortet, dass ihr Kind bereits eigenständig zur Schule fährt und dass ihre Eltern in Notsituationen einspringen.

Unter den Absolventinnen geben hingegen alle sieben Interviewpartnerinnen an, mehr in die Sorgearbeit eingebunden zu sein als ihr Ehemann. Zwei Absolventinnen betonen, dass sie sogar die gesamte Betreuung und Erziehung der Kinder übernehmen.

Je eine Auszubildende und Absolventin begründen die stärkere mütterliche Verantwortung für die Sorgearbeit mit der beruflichen Situation ihres Mannes in Schichtarbeit. Auch sonst wird auf die beruflichen Verpflichtungen des Partners hingewiesen, um die größere Eingebundenheit der Mutter in die Sorgearbeit zu erklären.

#### Vereinbarkeit von Familie und Ausbildung

Die Befragten wurden gebeten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf einer Skala einzuschätzen. Hier zeigt sich, dass sich die Auszubildenden zu diesem Aspekt auf einer Skala von 1 bis 5 (sehr gut bis sehr schlecht) positiv äußern ( $\bar{X}$  1,9), während die Vereinbarkeit aus Sicht der examinierten Fachkräfte eher befriedigend ausfällt ( $\bar{X}$  2,6).

Die Auszubildenden heben hauptsächlich die familienfreundlichen Arbeitszeiten sowie die Kinderbetreuung als hilfreich hervor. Allerdings werden einige Ausnahmen genannt, bei welchen es zu Vereinbarkeitsproblemen kommt. Dies betrifft z. B. Prüfungsphasen, wenn der Mutter das Lernen schwerfällt, weil sie zu Hause von den Kindern abgelenkt wird. Einzelne Auszubildende werden bei der Kinderbetreuung von ihren Eltern unterstützt. Dadurch gelingt es A6, schon während der Ausbildung Zusatzdienste und sogar Spätdienste zu übernehmen. Grundsätzlich seien die Bedingungen für die Vereinbarkeit aber gegeben.

Die Absolventinnen bestätigen, dass es während der Ausbildung durch die geregelten Arbeitszeiten weniger Hürden hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu bewältigen gab. Zwei Absolventinnen betonen, dass ihre Familie ihnen damals eine große Hilfe war und sowohl Kinder, Partner und Geschwister als auch Eltern eine unterstützende Funktion hatten.

Jetzt – nach Ausbildungsabschluss – erleben die Absolventinnen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als wesentlich schwieriger. Als examinierte Fachkräfte sind die Mütter in den im Pflegedienst üblichen Schichtbetrieb eingebunden. Die Dienstpläne sind nicht mehr auf Frühdienste zwischen 8 und 14.12 Uhr reduziert, sondern beinhalten auch Spät- und ggf. Nachtdienste. Die Frauen müssen sich nach einem Dienstplan richten, der auch Wochenend- und Feiertagsarbeit einschließt. Die Arbeitszeiten sind somit nicht unbedingt mit denen des Ehemannes deckungsgleich mit der Folge, dass die Frauen ihren Partner mitunter selten sehen. Als weiteren Faktor, der hinderlich für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist, nennen die Befragten den Personalmangel. Durch diesen ist es immer wieder nötig, dass Mitarbeiter\*innen auch außerhalb ihres Dienstplanes einspringen müssen und mehr arbeiten, als sie tatsächlich müssten. So verbringt B6 beispielsweise mehr Zeit bei der Arbeit, als der Umfang ihrer 50%-Stelle vorsieht.

#### Reaktionen aus dem kollegialen Umfeld

Den Auszubildenden und Absolventinnen wurde die Frage gestellt, wie ihre Kolleg\*innen bzw.

Praxisanleiter\*innen darauf reagiert haben, dass sie in Teilzeit tätig sind. Die heute Examinierten, die zur ersten Kohorte Teilzeitauszubildender am Krankenhaus Düren gehörten, trafen mitunter auf negative Reaktionen. Keine der Absolventinnen stuft die Reaktionen als ausschließlich positiv ein und das, obwohl laut Expert\*innenausage eine Mitarbeiter\*innenbefragung ergab, dass das Modell der Teilzeitausbildung von 80 % der Beschäftigten mitgetragen wird.

Einige Absolventinnen weisen darauf hin, dass der erste Teilzeitkurs schlecht angenommen wurde. Dies lag an einem geringen Verständnis für die besonderen Arbeitszeiten und daran, dass viele Abteilungen gerade zu Beginn nicht ausreichend über die Teilzeitauszubildenden informiert waren. So galten diese oftmals als „Sonderlinge“ (B6 73) oder wurden als „Muttikurs“ (B1 89) bezeichnet. Bei einigen Kolleg\*innen herrschte die Meinung, dass die Teilzeitauszubildenden „qualitative Nachteile“ hätten (B5 51) oder eine Bevorzugung erfahren würden. Zwei der befragten Expert\*innen erklären die anfängliche Skepsis damit, dass durch den späteren Arbeitsbeginn der Teilzeitauszubildenden um 8 Uhr eine erneute Übergabe stattfinden muss. Dies bedeute einen zusätzlichen Aufwand bzw. eine Unterbrechung der Arbeitsabläufe. Zwei Absolventinnen nennen darüber hinaus positive Reaktionen seitens des Kollegiums, aber insgesamt sei der Gesamteindruck ein anderer gewesen.

Auch die heutigen Auszubildenden geben an, dass die Kolleg\*innen zunächst durchwachsen auf ihr Ausbildungsmodell reagierten. A2 sagt: „Manche finden das total super, aber man hat auch schon viel Gegenwind bekommen“ (84–85). Sie hörte Aussagen wie „Das Leben ist kein Ponyhof“ (85) oder „Du kommst erst um acht und da ist die Arbeit schon getan, da kannst du auch zuhause bleiben“ (87–88). Drei Interviewte meinen, dass sich die Reaktionen des Kollegiums verbessert haben und sie derzeit überwiegend positiv seien. Darunter ist die Auszubildende A5, die keine kleinen Kinder hat und deshalb volle Schichten, Frühdienste und Wochenenddienste übernehmen kann.

#### **Einschätzungen zu den Maßnahmen des Arbeitgebers**

Den Interviewten wurde die Frage gestellt, welche Angebote des Arbeitgebers zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf sie sich noch wünschen würden. Als weitere Maßnahmen nennen die Auszubildenden weitere Schichten neben dem bestehenden Drei-Schichten-System und einen Kindergarten mit Öffnungszeiten an den Feiertagen. Ferner erhoffen sie sich vom Gesetzgeber,

dass er die Fehlzeitengrenze erweitert. „Viel mehr Personal“ (B4 130) würde für zwei Absolventinnen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichtern.

Etwa die Hälfte der Befragten äußert an dieser Stelle keine Wünsche. Zwei Befragte bekräftigen, dass das Krankenhaus Düren den Mitarbeiter\*innen mit Familienpflichten bereits sehr entgegenkommt. A5 sagt dazu: „Das, was gemacht werden könnte, ist ja da. Der Arbeitgeber hier hat wirklich alle Türen auf“ (172–173).

#### **Perspektiven der Mütter nach Ausbildungsende bzw. in der Zukunft**

Abschließend wurden die Mütter zu ihren Karrierechancen als Absolventinnen der Teilzeitausbildung und den beruflichen Vorstellungen in der Zukunft gefragt. Ferner wurde ermittelt, ob sie einen Verbleib beim Krankenhaus Düren in Betracht ziehen (Auszubildende) bzw. was sich seit Ausbildungsabschluss für sie geändert hat (Absolventinnen).

Bei der Frage nach den Karrierechancen sind sich alle 14 Interviewten einig – die Auszubildenden genauso wie die Examinierten –, dass ihnen durch die Teilzeitausbildung keine Nachteile im Vergleich zu denjenigen entstehen, die die Ausbildung in Vollzeit abgeschlossen haben. Herauszustellen ist die Antwort von A6, welche dies sogar als Vorteil ansieht. Als Gründe hierfür führt sie an, dass die Teilzeitauszubildenden älter seien, mehr Verantwortung übernehmen, über großes Organisationstalent und diejenigen persönlichen Ressourcen verfügen würden, welche für den Beruf notwendig sind. B2 vertritt den Standpunkt, dass Mütter Verantwortungsbewusstsein und Flexibilität mitbringen – in der Ausbildung gefragte Eigenschaften. Auch die Expert\*innen beschreiben die Teilzeitauszubildenden als reifer, erwachsener und ruhiger im Umgang mit kritischen Situationen. Weiterhin wird das Argument zitiert, dass in der Teil- und Vollzeitausbildung das gleiche Lehrmaterial verwendet wird und das Examen das gleiche ist. Zudem sei später nicht erkennbar, ob die Ausbildung in Voll- oder Teilzeit abgeleistet wurde, da der Abschluss beider Ausbildungen „Gesundheits- und Krankenpflegerin“ (B4 151) lautet.

Als wesentliche Änderung nach Ausbildungsabschluss nennen drei der sieben Examinierten den Verantwortungszuwachs. Vier Mütter stellen heraus, dass sie den höheren Verdienst deutlich gespürt haben. Dieser sei stark mit dem Gefühl von Stolz verknüpft, da man „jetzt auch gutes Geld verdient und mit nach Hause bringt“ (B7 126–127). Ferner sind die Absolventinnen stolz auf ihren Ausbildungserfolg. B3 berichtet: „Also

beruflich war ich sehr froh und stolz, dass ich das geschafft habe. Ich habe mir das als Jugendliche nämlich immer gewünscht. Und als ich das geschafft habe mit 38, fast 39 Jahren. Respekt“ (B3 132–134). B7 betont, dass sie sich durch den Abschluss der Ausbildung sogar „selber mehr als Mensch gefühlt“ (B7 121) habe. Weiterhin sind den Frauen nach Abschluss ihrer Ausbildung ein eigenverantwortlicheres Arbeiten und ein anderer Status aufgefallen. Zudem nehmen die Interviewten nunmehr am Drei-Schichten-System teil (vgl. auch Kategorie Selbstbild als Mutter/Mutterrolle). Einige üben nach Ausbildungsabschluss eine Stelle mit mehr als 50 % Arbeitszeit aus oder denken über eine Erweiterung ihrer Arbeitszeit in der Zukunft nach.

Alle sieben Auszubildenden wollen nach Abschluss ihrer Ausbildung beim Krankenhaus Düren bleiben. Sie erklären, dass sie sich eingelebt haben und die Strukturen sowie die Kolleg\*innen kennen. A5 empfindet dort sogar ein „Heimatgefühl“ (207). Ein Experte meint, dass durch die Länge der Ausbildung die Bindung an das Unternehmen steigt. A4 und A6 würden das Krankenhaus wechseln, wenn es mit ihrer Wunschstation nicht klappen sollte.

Sowohl die Auszubildenden als auch die Absolventinnen schätzen ihre beruflichen Perspektiven als hervorragend ein. Auf einer Skala von 1 (sehr gut) bis 5 (sehr schlecht) ergibt sich ein Durchschnittswert von 1,1. Bis auf zwei Befragte, die ihrer beruflichen Zukunft eine „2“ erteilen, geben alle anderen diesem Aspekt eine „1“. Insofern machen sich die derzeitigen und früheren Teilnehmerinnen der Teilzeitausbildung keine Sorgen um ihre berufliche Zukunft. Dabei sind die beruflichen Vorstellungen der Auszubildenden zwar unbeschwert, aber in der Regel noch unkonkret.

Die sieben Absolventinnen äußern sich zur Frage, ob sie beim Krankenhaus Düren bleiben wollen, nicht explizit. Dies hängt vermutlich davon ab, inwiefern sie ihre beruflichen Vorstellungen verwirklichen können. Denn anders als bei den Auszubildenden haben sie mehrheitlich konkrete berufliche Ziele. Sechs haben vor, sich in ihrem Beruf weiterzuentwickeln. Eine Absolventin möchte Praxisanleiterin werden. Fünf Absolventinnen wollen sich weiterqualifizieren, wobei das Spektrum von einer Weiterbildung im Wundmanagement über ein Studium der Pädagogik oder Pflegewissenschaften bis hin zu einer Spezialisierung in der Anästhesie reicht. Letztes verbindet sich mit dem Wunsch nach geregelten Arbeitszeiten. Nur eine der sieben Absolventinnen nennt keine beruflichen Ziele.

## 7. Diskussion und Handlungsempfehlungen

Die Gesamtbilanz der Chancen und Risiken der Teilzeitausbildung fällt positiv aus. Die Pluspunkte sind unübersehbar, die Herausforderungen absehbar und zu handhaben. Größere Pflegeeinrichtungen, die bislang keine Ausbildungen in Teilzeit anbieten, sollten überlegen, ob sich eine solche Investition für sie lohnt. Dabei können sie u. a. auf die Erfahrungen des Krankenhauses Düren zurückgreifen und vor Einführung das Gespräch mit entsprechenden Arbeitgebern suchen. In Tabelle 1 sind die mit der Teilzeitausbildung verbundenen Chancen und Herausforderungen aus Sicht von Auszubildenden und Betrieben zusammengefasst.

Die in die Teilzeitausbildung involvierten Frauen streben intrinsisch und hoch motiviert einen Beruf in der Pflege an und identifizieren sich stark

Tab. 1: Chancen und Herausforderungen der Teilzeitausbildung im Überblick

|              | Chancen   | Risiken  |
|--------------|---|--|
| Für Lernende | <ul style="list-style-type: none"> <li>• gute Vereinbarkeit von Beruf und Familie</li> <li>• Berufsausbildung für Personen ohne Qualifizierung oder Menschen in beruflicher Um-/Neuorientierung</li> <li>• hervorragende Arbeitsmarktchancen</li> <li>• Verwirklichung eines Interesses an einem Pflegeberuf</li> <li>• Abschluss äquivalent zur Vollzeitausbildung, auch aus der Außensicht</li> </ul> | <ul style="list-style-type: none"> <li>• längere Ausbildungsdauer</li> <li>• teilweise schwierige finanzielle Situation, Abhängigkeit vom Einkommen des Partners oder staatlichen Transferleistungen während der Ausbildung</li> <li>• Akzeptanzprobleme in der Ausbildung</li> <li>• Mehrfachbelastung und Probleme mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie beim Übergang in den regulären Dienstbetrieb (inklusive Schichtarbeit) nach der Ausbildung</li> </ul> |
| Für Betriebe | <ul style="list-style-type: none"> <li>• Erschließung zielgruppenspezifischer Potenziale und Kompetenzen</li> <li>• Gewinnung von Fachkräften</li> <li>• Bindung der Auszubildenden an das Unternehmen</li> </ul>   | <ul style="list-style-type: none"> <li>• zusätzlicher Aufwand bei der Implementierung</li> <li>• Risiko zielgruppenspezifischer Abbrüche, z. B. durch Fehlzeiten</li> </ul>  |

Quelle: eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Loose (2016).

mit diesem. Einige bringen in der Sorgearbeit erworbene Kompetenzen in den Pflegeberuf ein. Es ist ersichtlich, dass sie aufgrund ihrer familiären Verpflichtungen und besonderen Lebenssituation ohne das Angebot einer Teilzeitausbildung nicht für einen Pflegeberuf gewonnen werden hätten können. Die Rekrutierung der betreffenden Frauen für das Nischenprodukt „Teilzeitausbildung“ verläuft auf höchst unterschiedlichen Wegen. Ein durchschlagendes Marketinginstrument ist dabei nicht erkennbar.

Bei Ausbildungsbeginn sind die Frauen in der Regel über 30 Jahre, im Einzelfall über 40 Jahre alt. Für einige bietet sich die erste Gelegenheit zu einer beruflichen Qualifizierung mit der Perspektive auf eine nachhaltige eigene Existenzsicherung. Bis auf eine Ausnahme sind alle Teilnehmer\*innen der Teilzeitausbildung Mütter. Sofern kein Partner mit einem guten Verdienst zum Haushaltseinkommen beiträgt, kann sich die finanzielle Situation in der Ausbildung als schwierig darstellen. Die Mütter vertreten oft traditionelle Rollenbilder, nach welchen der Erwerbstätigkeit des männlichen Partners ein größerer Stellenwert eingeräumt wird. Die Frauen beanspruchen in ihrem Selbstverständnis als Mutter sehr stark expressive Eigenschaften wie Fürsorge und Präsenz für das Kind.

Durch die an familiäre Erfordernisse angepassten Arbeitszeiten klappt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf während der Ausbildung überwiegend gut. Privilegien bei den Arbeitszeiten erhalten die Mütter jedoch nur um den Preis, dass sie gleichzeitig kritische Reaktionen aus dem kollegialen Umfeld in Kauf nehmen. Hier ist weitere Aufklärungsarbeit im betrieblichen Umfeld nötig.

Die Vereinbarkeit ändert sich in dem Moment, wie die Betroffenen nach Ausbildungsabschluss als examinierte Fachkräfte arbeiten und in den Schichtbetrieb übergehen. Einerseits wird der nunmehr deutlich höhere Verdienst gewürdigt, andererseits fordert der Verlust der Sonderstellung als Teilzeitauszubildende die Frauen stark heraus. Das Nachdenken über das Thema Vereinbarkeit und der Aushandlungsprozess von Berufs- und Sorgearbeit in der Partnerschaft beginnen erst nach der fünfjährigen Ausbildung.

Es wäre wünschenswert, dass der Arbeitgeber für die Frauen am Übergang von der Ausbildung in den regulären Beruf ein Beratungsangebot schafft, in dem auf die Veränderungen hingewiesen und ggf. nach Lösungsansätzen für mögliche Hürden gesucht wird. Nach Ausbildungsabschluss entwickeln die Frauen zumeist konkrete Weiterbildungswünsche, welche der Arbeitgeber ebenfalls sondieren und aufgreifen könnte.

Die Teilzeitausbildung bedeutet für den Arbeitgeber ein Risiko, da eine fünfjährige Ausbildungszeit Geduld, Durchhaltevermögen und einen Umgang mit diversen Unwägbarkeiten des Lebens und Betriebs beinhaltet. Gleichzeitig stellt sie einen Gewinn dar, weil Frauen (und selbstverständlich auch Männer) mit Familienverantwortung neue Chancen auf berufliche Teilhabe erhalten und ein (kleiner) Beitrag zur Fachkräftesicherung in der Pflege geleistet wird. Ob mehr Toleranz bei den Fehlzeiten und eine verkürzte bzw. reguläre Ausbildungsdauer trotz reduzierter Arbeitszeit ermöglicht werden sollten, um mehr Chancengleichheit zwischen Auszubildenden mit und ohne Familienverantwortung zu schaffen, würde weitere Forschung und eine vertiefte Bewertung von Inhalten in der Pflegeausbildung erfordern. Die Neuordnung der Ausbildung ab 01.01.2020, bei der die verschiedenen Berufsbilder der Alten-, Kinderkranken- und Krankenpflege zusammengelegt werden, könnte hierfür Gelegenheit bieten.

## 8. Literatur

- Bartoschek, Sebastian & Schmidt, Niklas. (2008). Junge Eltern ohne Berufsabschluss – Besonderheiten einer Zielgruppe. In Verena Albert, Niklas Schmidt & Gerd Specht (Hrsg.), *Teilzeitberufsausbildung für junge Eltern ohne Berufsabschluss* (S. 12–14). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung. (2019). *Berufsbildungsbericht 2019*. Zugriff am 01.10.2019 unter [www.bmbf.de/upload\\_filestore/pub/Berufsbildungsbericht\\_2019.pdf](http://www.bmbf.de/upload_filestore/pub/Berufsbildungsbericht_2019.pdf).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (2012). *Familiengründung und Elternschaft in Ausbildung und Studium. Monitor Familienforschung. Ausgabe 29*. Zugriff am 01.10.2019 unter [www.bmfsfj.de/blob/76236/cfb132089d6b337fba72e2d108c3231a/monitor-familienforschung-ausgabe-29-data.pdf](http://www.bmfsfj.de/blob/76236/cfb132089d6b337fba72e2d108c3231a/monitor-familienforschung-ausgabe-29-data.pdf).
- Deutscher Bundestag. (2018). *Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie – Entwicklung betrieblicher Teilzeitausbildung*. Drucksache 19/683. Zugriff am 01.10.2019 unter <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/006/1900683.pdf>.
- Hergenröder, Carmen Silvia. (2008). *Teilzeitausbildung – Rechtliche Grundlagen und Möglichkeiten*. BWP, 6/2008, 49–50. Zugriff am 01.10.2019 unter [www.bibb.de/veroeffentlichungen/de/bwp/show/1415](http://www.bibb.de/veroeffentlichungen/de/bwp/show/1415).
- Lask, Joachim & Kriechbaum, Ralph. (2017). *Gute Eltern sind bessere Mitarbeiter*. Berlin, Heidelberg: Springer.

**Kontakt und Information**

Prof. Dr. Bettina Franke  
 Fachhochschule für öffentliche  
 Verwaltung NRW  
 Professur für Interkulturelle  
 Kompetenzen und Diversity-  
 Management  
 Erna-Scheffler-Straße 4  
 51103 Köln  
 bettina.franke@fhoev.nrw.de  
 www.professor-franke.de

- Mayring, Philipp. (2016). Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken (12. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Nußhart, Christine & Sass, Jürgen. (2000). Erprobung der Kompetenzbilanz und erste Ergebnisse. In Christine Nußhart & Wolfgang Eler (Hrsg.), Familienkompetenzen als Potential einer innovativen Personalentwicklung. Die Kompetenzbilanz: Kompetenzen aus informellen Lernorten erfassen und bewerten (S. 21–30). Fachsymposien am 06.09.2000 und 31.05.2001 in Brüssel. Zugriff am 01.10.2019 unter [www.bmfsfj.de/blob/94782/e9cb4949341b1fbfb335560a6bbcb62/prm-23846-broschure-familienkompetenzen-data.pdf](http://www.bmfsfj.de/blob/94782/e9cb4949341b1fbfb335560a6bbcb62/prm-23846-broschure-familienkompetenzen-data.pdf).
- Puhmann, Angelika. (2008). Teilzeitberufsausbildung nach § 8 BBiG – Geschichte und Hintergrund. In Verena Albert, Niklas Schmidt & Gerd Specht (Hrsg.), Teilzeitberufsausbildung für junge Eltern ohne Berufsabschluss (S. 18–20). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen. (2011). Ausbildung, Studium und Elternschaft. Analysen und Empfehlungen zu einem Problemfeld im Schnittpunkt von Familien- und Bildungspolitik. Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Wiesbaden: Springer.

Sigrid Metz-Göckel

## Gelebtes Europa – die Politikwissenschaftlerin Birgit Meyer

### Einleitung

Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Frauen sein, sagt mein Tischnachbar, ein älterer Herr und Professor für Menschenrechte. Beide nehmen wir teil an der Feier zum 70. Geburtstag von Birgit Meyer, die in Straßburg stattfindet, wo sie zumeist mit ihrem englischen Partner lebt, während sie an der Hochschule in Esslingen eine Professur für Politik und Geschlecht bekleidet (hat). Ich bewundere den älteren Herrn für seinen Optimismus, der gerade in sein Handy schaut, um sich über die Stiftung „Aufmüpfige Frauen“<sup>1</sup> zu informieren, die zur Erheiterung der Gäste bei der Vorstellung erwähnt worden war.

### Gelebtes Europa

Gelebtes Europa könnte über dem Leben von Birgit Meyer stehen. Sie hat ihren runden Geburtstag im Kreis von Freundinnen, Freunden und Verwandten gefeiert, einem Kreis, der sich aus neun Nationen zusammensetzte: Frankreich, Dänemark, Großbritannien, Schweiz, Australien, Österreich, Finnland, Schweden und Deutschland, so Birgit Meyer in ihrer einführenden Vorstellung. Was könnte den älteren Herrn zu seiner optimistischen Einschätzung bewogen haben? *Europa verstehen*,<sup>2</sup> lautete die Überschrift, mit der Ursula von der Leyen, frisch nominierte Präsidentin der Europäischen Kommission und erste

Frau in diesem Amt, in der Presse vorgestellt wurde. Auf ihrer ersten Pressekonferenz stellte sie ihr 27-köpfiges Team vor, das zur Hälfte aus Frauen bestand. Diese paritätische Beteiligung von Frauen und Männern hat Ursula von der Leyen gezielt angestrebt und siehe da, es gibt sie, die kompetenten Frauen auch für solche Ämter.<sup>3</sup>

Ein Foto von drei Frauen – Angela Merkel als Bundeskanzlerin, Ursula von der Leyen als Präsidentin der Europäischen Kommission und Annegret Kramp-Karrenbauer als Partei-Vorsitzende und jüngst auch Verteidigungsministerin (alle drei CDU-Frauen) – ging ebenfalls durch die Presse. Diese Frauen stellen ein weibliches Macht-Triumvirat dar, das vor 20 Jahren noch unmöglich schien. Alle drei Frauen haben die Konkurrenz mit potenziellen männlichen Bewerbern hinter sich gelassen, bleiben dabei aber nicht unumstritten. Sie repräsentieren Frauen, die sich an die herrschende Markt-Logik, an das Militärische und Patriarchalische angepasst haben und um Eigenständigkeit in diesem Rahmen ringen. Das Postulat „Frauen an die Macht“ bedeutet für sich genommen keine verbesserten Lebensbedingungen für Frauen, ebenso wenig wie es per se eine Humanisierung in den gesellschaftlichen Beziehungen mit sich bringt.

Junge Frauen prägen die neuen Protestbewegungen, wütend, weiblich, widerständig. Die Frankfurter Rundschau vom 13./14.09.2019

<sup>1</sup> Die Stiftung Aufmüpfige Frauen wurde 2004 errichtet mit dem Motto: Nur wer quer denkt, kann die Richtung ändern. Die Dortmunder Stiftung fördert aufmüpfige Frauen mit einem Geldpreis unabhängig von ihrer sozialen und ethnischen Herkunft sowie religiösen Zugehörigkeit. Stifterin ist Sigrid Metz-Göckel.

<sup>2</sup> Ruhrnachrichten vom 11.09.2019.

<sup>3</sup> Da das Europäische Parlament die Mitglieder der Kommission letztlich wählt, sind zwei Frauen durch Männer ersetzt worden, sodass bei der entscheidenden letzten Abstimmung die 50%-Quote verfehlt wurde (neben der Präsidentin 11 Frauen zu 15 Männern).

veröffentlichte drei Frauen auf dem Titelblatt – Emma Gonzales, Carola Rackete und Greta Thunberg. Diese Frauen stehen für Klimaschutz und Seenotrettung, gegen Waffenwahn und Homophobie. Emma Gonzales ist eine junge Amerikanerin, die sich in den USA gegen die Waffenlobby engagiert. Carola Rackete, die Kapitänin, sagt in einem Interview: „Ich halte mich nicht mit Beleidigungen auf“, und die Schwedin Greta Thunberg hat als 16-Jährige eine weltweite Bewegung mobilisiert und spricht Englisch auf wichtigen internationalen Konferenzen, als wäre es ihre Sprache und die große Politik ihre Kinderstube.

Widerständig ist auch die Dänin Margrethe Vestager, die als Europa-Politikerin fairen Wettbewerb durchsetzen will und sich mit den globalen Konzernen anlegt.<sup>4</sup> Alle diese Frauen sind Vorzeige-Frauen von Bewegungen für eine offene, partizipative Gesellschaft und Politik. Sie haben die nationalen Grenzen in ihrem Leben und Handeln überwunden und bewegen sich in Europa, als wäre es ihr Zuhause. Sie repräsentieren europäische, nationale und globale Bewegungen, die sie teils auch angestoßen haben. Grenzenlos scheinen sie, diese nachfolgenden Generationen der Pionierinnen der neuen Frauenbewegung. Während aktuell auf der politischen Ebene der Eindruck vorherrscht, die Europäische Gemeinschaft befinde sich in einem Auflösungsprozess,<sup>5</sup> gibt es auf der Alltagsebene der Lebensführung nicht nur selbstverständliche persönliche Beziehungen aller Schattierungen über die nationalen Grenzen hinweg, sondern ein bewusstes In-Anspruch-Nehmen, Genießen und Herstellen eines Europa der Grenzenlosigkeit. Das gelebte Europa ist viel ausgeprägter, als es die aktuellen politischen Auseinandersetzungen nahelegen. Denn seit vielen Jahren genießt die Jugend in vielen Ländern dieses Europa als Studien- und Reiseland ohne Grenzen. Sie nutzt die Chance einer internationalen Bildung und ist mehrsprachig in vielen Ländern zu Hause. Als Transnationalisierung und *horizontale Europäisierung* bezeichnet der Soziologe Martin Heidenreich das weitverbreitete Phänomen, dass

*„die Menschen nicht mehr nur im nationalen Kontext leben, sondern zunehmend grenzüberschreitend leben und sterben, lieben und reisen, studieren und arbeiten. Es gibt kaum noch Aktivitäten, die noch auf den nationalen Raum beschränkt sind“ (Heidenreich 2015).*

Er spricht von einer grenzüberschreitenden Solidarität, die notwendig, aber auch in Gefahr ist (Heidenreich 2017). Seinen Forschungen zufolge fühlt sich die Hälfte aller EU-Bürgerinnen und -Bürger mit einem anderen europäischen Land persönlich verbunden.

Birgit Meyer lebt seit Langem auch in der Toskana und dies nicht nur privat. Sie organisiert Toskana-Wochen sowohl für Studierende im Rahmen ihrer Ausbildung als auch für FreundInnen und Bekannte mit einem Programm, das kulturelle, politische und erholsame Komponenten verbindet. Auch hier zeigt sich: Birgit Meyer hat immer schon grenzenlos gelebt. Kein Wunder, dass sie als Politikwissenschaftlerin ihren Blick auf die sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse und die Geschlechterverhältnisse darin richtet.

Europa im 21. Jahrhundert – eine Zeit der Frauen, wie der Professor für Menschenrechte annimmt? 1979 fanden zum ersten Mal Direktwahlen des Europäischen Parlaments statt, ein entscheidender Schritt für die demokratische Legitimation des Parlaments. Die Eröffnungsrede für dieses nach allgemeinen unmittelbaren Wahlen gewählte Parlament hielt 1979 Simone Veil (geb. 1927–2017). Sie war von 1979 bis 1982 als erste Frau Präsidentin des Parlaments und eine herausragende französische Politikerin.<sup>6</sup> Angesichts widersprüchlicher Strömungen in der Gesellschaft ist die institutionalisierte Politik besonders herausgefordert. Einerseits meldet sich ein autoritärer nationalistischer Populismus mit relativ großen Wahlerfolgen zu Wort, der die etablierten Eliten und Institutionen der Europäischen Politik angreift. Aus der Zivilgesellschaft kommt andererseits Widerstand gegen politische Tendenzen, die die Partizipation von als ‚anders definierten Menschen‘ begrenzen und diese Menschen ausgrenzen wollen. Hier wird betont, dass wir schon lange in einer ‚postmigrantisches‘ Gesellschaft leben und die Gesellschaft auch historisch mitnichten so homogen war und ist, wie zuweilen propagandistisch behauptet wird. Dies zeigt die Migrationsforschung überzeugend (Foroutan 2019).

### **Birgit Meyer – die europäische Politikwissenschaftlerin**

Als erste politikwissenschaftliche Professorin mit einem Frauenschwerpunkt an der Hochschule Esslingen gehört Birgit Meyer zu den Pionierinnen der politikwissenschaftlichen Frauenforschung in Deutschland. Seit 1988 lehrte und veröffentlichte sie u. a. zu den Themen Frauen in der Politik, zur neuen Frauenbewegung, zur Häuslichen Gewalt, zu sexuellem Missbrauch, zur Männerbewegung u. a. m.

Seit 1978 ist sie Mitglied der Deutschen Vereinigung der Politikwissenschaft (DVPW) und des Arbeitskreises Politik und Geschlecht der DVPW und von 1996 bis 2006 war sie Mitglied in der Ethik-Kommission. Seit 1978 ist sie auch Mit-

<sup>4</sup> Sie bleibt als Vizepräsidentin zuständig für den Wettbewerb auch unter der Präsidentin Ursula von der Leyen und gilt als durchsetzungsfähig.

<sup>5</sup> Siehe die Brexit-Auseinandersetzung und die Uneinigkeit in der Migrationspolitik.

<sup>6</sup> Sie hat den Holocaust überlebt und bekam eine Häftlingsnummer eintätowiert.

glied der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied des Beirats der Zeitschrift „Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft“.

Birgit Meyer hat als Wissenschaftlerin politische Strukturen und gesellschaftliche Verhältnisse aus der Frauenperspektive thematisiert. Sie war und ist vielfältig politisch aktiv für eine Gesellschaft der Bürgerinnen<sup>7</sup>, z. B. als Gleichstellungsbeauftragte ihrer Hochschule (von 1996 bis 2009). In diesem Amt machte sie Erfahrungen im Umgang mit konkreten Fällen sexualisierter Diskriminierung und Gewalt und verantwortete federführend die Entwicklung und Verabschiedung von Richtlinien gegen sexualisierte Diskriminierung, Belästigung und Gewalt der Hochschule.

Bereits 1983 gab sie (mit Johanna Beyer und Franziska Lamott) das erste „Frauen-Handlexikon“ im Beck-Verlag heraus mit dem Untertitel: „Stichworte zur Selbstbestimmung“. Dieses Buch entstand als Zusammenarbeit von 66 Autorinnen, die damals die Frauenforschung repräsentierten. Es enthält auch einen Blick über die Landesgrenzen mit einer Chronologie „10 Jahre Frauenbewegung in Österreich“ und einen Bericht zur „Stellung der Frau in der Schweiz“. Im Kontrast zum griechischen Europa-Mythos beginnt mit diesem Band die Rückeroberung der weiblichen Selbstbestimmung, so formulierten die Autorinnen selbstbewusst. Schließlich handelt der griechische Europa-Mythos von der Entführung der Europa durch Zeus, der sich in einen Stier verwandelt hatte. Bei der Befreiung stürzte sie ins Meer und ertrank, woraufhin das Land nach ihr „Europa“ genannt wurde. Eine Botschaft in diesem Mythos ist die Verbindung zwischen Europa und Asien, eine andere die patriarchale Eroberung matriarchaler Kultur (Kuhn 2009). Mit dem ersten Frauen-Handlexikon eroberten sich die Autorinnen um Birgit Meyer eine „entführte“ Kultur, Sprachfähigkeit, Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein zurück.

Birgit Meyer hat in diesem Handbuch den Artikel zur Hochschule verfasst. Darin schreibt sie zur Situation der Hochschullehrerinnen:

*„Sonderbarerweise verschwinden Frauen spurlos nach Studienabschluss aus der Uni. Je höher und abgesicherter der Arbeitsplatz an der Hochschule, desto höher auch die Frauen-Sterberate. Die Tatsache, dass 1980 der Frauenanteil am Lehrpersonal 3 % (Professorinnen) bzw. 15 % (Mittelbau) betrug, deutet darauf hin, daß nicht ein vermeintliches Qualifikationsdefizit, mangelnde Motivation oder geringere theoretische Fähigkeiten der Frauen die Erklärungen sein*

*können, sondern die Herstellung, Aneignungs- und Kommunikationsstrukturen der Wissenschaft selber. Wissenschaftliche Karrierearbeit erfordert unter den gegebenen Bedingungen eine weitgehende Ausblendung des privaten Lebens- und Arbeitszusammenhangs.“ (Meyer 1983/Frauenhandlexikon: 135)*

Sie berichtet auch von den Aktivitäten der neuen Frauenbewegung an den Hochschulen, und später von Projekten der feministischen Gegenkultur, deren politische Stärke sie in der Vielfalt sieht, mit der sie die männliche Wissenschaft herausfordern, den weiblichen Lebenszusammenhang zur Kenntnis zu nehmen.

Die Themen „politische Partizipation von Frauen“ und „das Geschlechterverhältnis“ ziehen sich wie ein roter Faden durch ihre Forschungen, Projekte und Publikationen. Mit anderen Wissenschaftlerinnen begründete sie eine feministische Politikwissenschaft, in der sie den Mythos von der ‚unpolitischen‘ und ‚desinteressierten‘ Frau mit einer Kritik an der androzentrischen Politikwissenschaft beantwortet. Hannah Arendt war und ist für sie eine Pionierin, deren Verständnis des Politischen ihr half, den politikwissenschaftlichen Autoritäten die Stirn zu bieten und die Orientierungen und politischen Aktivitäten der männlichen Community als Maßstab zu hinterfragen. Hannah Arendt wurde zu einer Leitfigur der jungen Politikwissenschaftlerin, da sich ihr Verständnis von Macht mit einem demokratischen Grundverständnis vereinbaren ließ: Macht habe nur derjenige, der im Einvernehmen mit anderen handle, insofern sei sie begrenzt, aber auch handhabbar (Arendt 1987). Indem sich die bisher vereinzelt Frauen in der Wissenschaft einvernehmlich zusammaten, eigneten sie sich Definitionsmacht an.<sup>8</sup> Macht als Ermöglichung zu begreifen, versetzte sie in den Stand, politisch und wissenschaftlich aufmüpfig zu werden. Und Aufmüpfigkeit ist nötig, um die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen. Die Bedeutung von Hannah Arendt für die Wissenschaftlerinnengeneration um Birgit Meyer (und folgende) ist kaum zu überschätzen, selbst wenn sie sich nicht immer explizit auf Arendt bezieht. Drei weitere Themenkomplexe der Forschung von Birgit Meyer möchte ich kurz vorstellen.

In ihrer Untersuchung zum Selbstverständnis von Politikerinnen fragt Birgit Meyer (1997), welches Veränderungspotenzial sich mit Frauen in politischen Führungspositionen ergeben könnte, ob sie zur Veränderung oder zur Stabilisierung hierarchischer Geschlechterverhältnisse beitragen. Sie kommt zu einem ernüchternden Befund. Die interviewten Politikerinnen schrieben sich selbst keinen Einfluss zu und artikulierten kaum eigene

<sup>7</sup> Seit 2012 ist sie Vorsitzende des Beirats Heimerziehung in Baden-Württemberg, seit 2004 Vertrauensdozentin der Heinrich-Böll-Stiftung sowie Mitglied in deren Auswahlkommission.

<sup>8</sup> „Macht entspricht der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln. Über Macht verfügt niemals ein Einzelner; sie ist im Besitz einer Gruppe und bleibt nur solange existent, als die Gruppe zusammenhält“ (Arendt 1987: 45).

Karriereinteressen. Bescheiden stellten sie ihre Position eher als ‚Zufallsprodukt‘ denn als eigene Leistung dar. Dieses Ergebnis, das sei hier betont, bezieht sich auf die ältere Generation der Politikerinnen, die noch sehr vereinzelt waren. Dieser Befund aus der Nachkriegszeit gilt so für die jungen Politikerinnen nicht mehr und ist ein Hinweis darauf, dass es des Zusammenschlusses (von Frauen) bedarf, um selbstständiges Denken und widerständiges Handeln von Frauen zu ermöglichen bzw. zu unterstützen.

Birgit Meyer interessiert sich nicht nur für politikwissenschaftliche Themen im engeren Sinn, sondern für „heiße“ Themen wie Gewalt im Geschlechterverhältnis, häusliche Gewalt, Männer in sozialen Berufen, Frauenrechte als Menschenrechte und zeigt jeweils, was das Politische an ihnen ist.

Untersuchungen zu Frauen in Führungspositionen resümiert sie als paradoxe Integration: Eingeschlossen seien Frauen aufgrund einer verfassungsrechtlich verbürgten Gleichberechtigung und ausgeschlossen aufgrund historisch bedingter, sozialstrukturell wirksamer Barrieren. Damit schlägt sie konkret den Bogen zur gegenwärtigen Politik und Politikwissenschaft, indem sie z. B. Frauenrechte für alle Bereiche der sozialen Arbeit in Anspruch nimmt und den Zusammenhang von Frauenbewegung und sozialer Arbeit reflektiert.

Beides, die Lust zu differenzieren und die Lust zu provozieren, wie sie selbst sagt, begründet ihr Verhalten, auch gegen Widerstände Position zu beziehen und mit einem geschlechterreflektierenden Blick die Soziale Arbeit, die Politik und die sozialen Bewegungen zu analysieren.<sup>9</sup>

Ihre lebendige Sprache, gespickt mit originellen Ausdrücken wie „tückische Erfolge“, „Schamstrukturen“, „rettende Institution“, macht sie für eine Vortragstätigkeit attraktiv, vor allem aber ihre kommunikative Fähigkeit, so zu reden, dass unterschiedliche Positionen klar werden und Abstraktes verständlich und nachvollziehbar.

## Resümee

Birgit Meyer hat als Wissenschaftlerin der ersten Generation in der Nachkriegszeit der Frauenforschung intellektuell und politisch neuen Raum verschafft. Glücklicherweise kann sie auf eine Erfolgsspur ihrer Aktivitäten zurückblicken. Das aufklärerische Verdienst der feministischen Politikwissenschaftlerinnen ist es, das Verständnis des Allgemeinen in der Politikwissenschaft hinterfragt und aufgezeigt zu haben, dass dieses Allgemeine auf dem Ausschluss von Frauen (und marginalisierter Gruppen) beruht und im Blick auf den Lebenszusammenhang und die

Geschichte von Frauen neu definiert werden muss. Deshalb bleibt die Frage aktuell, die Birgit Meyer bereits Ende der 1980er-Jahre stellte: „Viel bewegt, auch viel erreicht?“ (1989).

## Literaturhinweise

- Arendt, Hannah (1987): Macht und Gewalt. München/Zürich: Piper
- Beyer, Johanna/Lamott, Franziska/Meyer, Birgit (Hrsg.) (1983): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München: Verlag C. H. Beck
- Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft – Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript
- Heidenreich, Martin (2017): Mehr Europa? Im Internet unter: <https://uol.de/aktuelles/artikel/mehr-europa-1936>
- Heidenreich, Martin (2015): Europäische Union. Leben und Lieben über Grenzen hinweg. Im Internet unter: <https://uol.de/aktuelles/artikel/europaeische-union-leben-und-lieben-ueber-grenzen-hinweg-927/>
- Kuhn, Annette (2009): Warum sitzt Europa auf dem Stier? Matriachale Grundlagen von Europa. In: Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Frauen verändern EUROPA verändert Frauen, S. 191–200. Düsseldorf
- Meyer, Birgit (2012): Männerforschung und Männerbewegung aus Frauensicht. Heinrich Böll Stiftung. Gunda Werner Institut. Vortrag im Rahmen der Studium Generale Veranstaltungsreihe „Männer in Sozialen Berufen“ im Sommersemester 2012 an der Hochschule Esslingen. Im Internet unter: <https://www.gwi-boell.de/de/2012/09/12/m%C3%A4nnerforschung-und-m%C3%A4nnerbewegung-aus-frauensicht>
- Meyer, Birgit (2001): Politische Partizipation und Geschlechterverhältnis. In: Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.), 10 Jahre Fachreferat Frauen 1991–2001, S. 76–78. Stuttgart
- Meyer, Birgit, (1997): Frauen im Männerbund. Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute. Frankfurt a. M./New York
- Meyer, Birgit (1989): Viel bewegt, auch viel erreicht? In: Blätter für deutsche und internationale Politik, S. 831–842
- Meyer, Birgit (1987): Frauen an die Macht!? Politische Strategien zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Mann und Frau. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beiträge der

<sup>9</sup> Ihren Vortrag auf der Tagung der BAG Wohnungslosenhilfe (2014) schließt sie mit einem Plädoyer für den feministischen, männlichkeitskritischen Blick auf die Soziale Arbeit, eine Domäne der Frauenarbeit.

**Kontakt und Information**  
Prof. (i. R.) Dr. Sigrid Metz-Göckel  
sigrid.metz-goeckel@tu-  
dortmund.de

- Wochenzeitung Das Parlament, Heft B9–10, S. 15–28
- Meyer, Birgit mit Johanna Beyer, Franziska Lamott (1983), (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung, München: Verlag C. H. Beck
  - Wilde, Gabriele/Birgit Meyer (2018): Angriff auf die Demokratie. Die Macht des Autoritären und die Gefährdung demokratischer Geschlechterverhältnisse. Eine Einleitung. Zentrum für Europäische Geschlechterstudien (ZEUGS). Working Paper No 11. Im Internet unter: [https://repositorium.uni-muenster.de/document/miami/75e26c85-782c-4083-8fe3-f0d6b4997532/arbeitspapier\\_zeugs\\_2018\\_11.pdf](https://repositorium.uni-muenster.de/document/miami/75e26c85-782c-4083-8fe3-f0d6b4997532/arbeitspapier_zeugs_2018_11.pdf)

## Tagungsberichte

Ramona Kleeschulte

### Wandel der Arbeit durch Digitalisierung = Wandel der Geschlechterverhältnisse?

#### Bericht zur Tagung am 17. Mai 2019 im Erich-Brost-Haus in Dortmund

Unter dem Titel „Wandel der Arbeit durch Digitalisierung = Wandel der Geschlechterverhältnisse?“ fand am 17. Mai 2019 eine Tagung im Erich-Brost-Haus an der TU Dortmund statt. Sie wurde vom Netzwerk Arbeitsforschung NRW als Kooperationsveranstaltung zwischen dem Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung Düsseldorf (FGW) und der Sozialforschungsstelle TU Dortmund (sfs) organisiert.<sup>1</sup> Wie zentral die Herausforderungen einer geschlechtergerechten Gestaltung der Digitalisierung der Arbeitswelt sind, spiegelte sich u. a. in dem sehr großen Interesse an der Tagung und der hohen Zahl der Teilnehmenden wider, wurde die Tagung doch kurzerhand verlegt, um mehr Interessent\*innen Platz bieten zu können.

Mit dem Hashtag #DigitalisierungGeNDERN wird auf ungewohnte, aber einprägsame Weise das Anliegen der Tagung dem Zeitgeist entsprechend präsent, wie Dr. Saskia Freye als Koordinatorin des Netzwerks in ihrer Begrüßung betont. Unter dieser Überschrift stellen die Referentinnen „Bezüge zur Geschlechterverteilung bei Tätigkeiten, Arbeitsbewertung und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie her“. Zunächst verhalten, doch im Laufe der Veranstaltung immer aktiver werdend, wurden die Erlebnisse und Erkenntnisse unter dem Hashtag in den sozialen Medien geteilt.

Das Ziel der Tagung war es, die Geschlechterverhältnisse in den Fokus der Digitalisierungsprozesse zu stellen und den Blick auf zukünftige Entwicklungen zu schärfen. Dies sollte durch ein breites Spektrum an Vortragenden gewährleistet werden, wie Ellen Hilf als stellvertretende Direktorin der Sozialforschungsstelle hervorhebt. Unter den Vortragenden und Teilnehmenden waren Vertreter\*innen aus Wissenschaft, Politik, Unternehmen und Gewerkschaften. Die ausgewählten Referentinnen und Teilnehmerinnen der Podiumsdiskussion repräsentieren in ihrer Vielseitigkeit die verschiedenen Kontexte, in denen Fragen zur Entwicklung der Geschlechterverhält-

nisse aufgeworfen werden. Thematisch drehte sich die Tagung um die Fragen: Welche Folgen haben die digitalen Technologien für die Geschlechterverhältnisse in Betrieben und Verwaltungen? Inwiefern bestehen Chancen für mehr Geschlechtergerechtigkeit und wie könnte eine geschlechtergerechte Arbeit 4.0 aussehen?

Eine Stärke der Tagung waren die empirischen Ergebnisse, auf welche die Vortragenden ihren Beitrag zur gemeinsamen Diskussion stützten, und die unterschiedlichen theoretischen Blickwinkel auf das Thema, welche von der Arbeitsforschung bis hin zur feministischen Technikforschung reichten. Am Ende der Tagung waren sich die Beteiligten einig, dass die jeweils aufgezeigten Zusammenhänge durch die digitalen Technologien eine neue Relevanz und Dynamik bekommen. Dabei ist es unerheblich, ob eine bewusste oder unbewusste Einflussnahme auf die Nutzung von digitalen Technologien in Unternehmen oder deren Gestaltungsmöglichkeiten stattfindet. Die Fragen nach Geschlechtergerechtigkeit müssen gestellt, berücksichtigt und immer wieder eingebracht werden, denn die Digitalisierung verändert zwar zwangsläufig die Arbeitswelt, aber nicht unbedingt die vorherrschenden Geschlechterverhältnisse.

Eröffnet wurde die Tagung mit einem Vortrag von Prof. Dr. Nicole Mayer-Ahuja (Universität Göttingen & Soziologisches Forschungsinstitut). Unter dem Titel „Frauen – Arbeit – 4.0? Ein Blick nach vorn auf Veränderungen weiblicher Erwerbsarbeit“ zeichnete sie den Digitalisierungsdiskurs in den Medien nach. Beispielhaft verwendete sie dafür zwei Zeitschriftencover, auf denen drohende Arbeitsplatzverluste durch die neuen Technologien thematisiert und insbesondere z. B. Panik vor Robotern geschürt wurde. Die prognostizierten Annahmen von menschenleeren Fabriken sind dabei bis heute keine Realität geworden. Außerdem setzte sie sich kritisch mit der Begrifflichkeit der Industrie 4.0 und ihrem Verständnis von Digitalisierung auseinander. Das

<sup>1</sup> Unterstützt wurde die Veranstaltung durch Mittel des Landes Nordrhein-Westfalen und des europäischen Sozialfonds.

Ergebnis ihrer Darstellung war, dass es nicht *die* Digitalisierung gibt und auch nicht *die* digitale Arbeit. Unter diese Begriffe fallen verschiedene Aspekte und sie können unterschiedliche Sachen beschreiben. Auf der Basis von Forschungsergebnissen zeichnete sie den Wandel der Arbeit und die Bedeutung für die Geschlechterverhältnisse nach. Prof. Dr. Meyer-Ahuja sieht in der Wechselwirkung zwischen Produktion und Reproduktion einen guten Startpunkt für die weitere Forschung. Mit ihrem einführenden Vortrag gelang es ihr, einige grundlegende Überlegungen für die weiterführenden Diskussionen im Laufe des Tages voranzustellen.

Im Anschluss an den Vortrag von Prof. Dr. Nicole Meyer-Ahuja setzte sich *Dr. Britta Matthes* (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung) mit den Folgen der Digitalisierung für die Beschäftigungsentwicklung aus einer geschlechtsspezifischen Perspektive auseinander. Dabei wurde deutlich, dass Digitalisierung durchaus das Potenzial hätte, die vorherrschenden Geschlechterungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt zu reduzieren. Es besteht allerdings ebenso eine Gefahr zur Verschärfung der Situation. Die Entwicklungen der Unterschiede zwischen Frauen und Männern differenzieren je nach betrachteten Berufen in ihren Substituierbarkeitspotenzialen. Entscheidend hierbei ist die Tatsache, dass nicht alles, was technologisch möglich ist, auch in der Praxis in den Betrieben angewendet wird. Eine entscheidende Rolle spielen hierbei auch die notwendigen Investitionskosten. Es ist daher nicht abzusehen, ob Männer zwingend mit starken Beschäftigungsverlusten rechnen müssen, weil sie in Jobs mit einem höheren Substituierbarkeitspotenzial arbeiten. Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es daher zu der Veränderung der Geschlechterungleichheiten keine empirischen Ergebnisse, die belegen, dass sich die Geschlechterungleichheiten tatsächlich verringert haben.

*Dr. Edelgard Kutzner* bezog sich in ihrem Vortrag zum Thema Geschlechterverhältnisse und die Digitalisierung von Arbeit auf empirische Befunde zur betrieblichen Praxis. Als Einstieg stellte sie drei ihrer Projekte kurz vor, um einen Überblick zum aktuellen Stand der Umsetzung zu geben. Ein vorläufiges Ergebnis ihrer qualitativen Forschung sind unterschiedliche Entwicklungsmuster in verschiedenen Betrieben. Trotzdem könne eine gewisse Parallelität festgestellt werden. Die Tätigkeiten von Frauen erfahren bspw. durch das Hinzukommen neuer Tätigkeiten eine Aufwertung, wohingegen eine Abwertung stattfinden kann, wenn Frauen „Resttätigkeiten“ ausführen, die im Zuge der Digitalisierung anfallen, oder sie als Arbeitskraft unter Rentabilitäts Gesichtspunkten „günstiger“ sind als neue Techno-

logien. Eine weitere Möglichkeit ist die Stabilisierung bestehender Verhältnisse. Hier werden u. a. geschlechtsstereotype Vorstellungen zur Beibehaltung der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung herangezogen. Die Ergebnisse wiesen auf die Offenheit und damit Gestaltbarkeit der Entwicklungen hin. Für eine geschlechtergerechte Entwicklung sei eine partizipative Vorgehensweise ein Weg, an dem Frauen sich beteiligen und ihre Interessen einbringen können.

Im Anschluss hielt *Dr. Tanja Carstensen* (Ludwig-Maximilians-Universität München) ihren Vortrag „Verfestigung von Geschlechterungleichheiten? Effekte von digitalisierter und mobiler Arbeit auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Anwesenheitskulturen und Bewertungen von Tätigkeiten“. Sie berichtete ebenfalls über vorläufige Ergebnisse aus einem laufenden empirischen Projekt. Ob sich durch digitalisierte und mobile Arbeit Geschlechterungleichheiten verfestigen oder ob es zu positiven Effekten bezüglich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie Anwesenheitskulturen und der Bewertung von Tätigkeiten kommen könne, wurde anhand qualitativer Interviews näher beleuchtet. Ein vorläufiges Fazit ist die Erkenntnis, dass es keine radikalen Umbrüche gibt. Tatsächlich gäbe es nur wenige Beispiele dafür, dass sich bezahlte oder unbezahlte Arbeit durch die Digitalisierung gerechter verteilt. Für sie ist besonders interessant, dass bspw. Möglichkeiten wie das Homeoffice die Lage für Menschen mit Doppelbelastungen etwas entzerren können. Da oftmals Frauen dieser Doppelbelastung ausgesetzt sind, kann man hier von Chancen auf Erleichterung sprechen. Dies könnte ein Anlass sein, über die bisherigen und mögliche neue Geschlechterarrangements nachzudenken.

„Verantwortliche Digitalisierung – Geschlechterforschung für bessere Technikgestaltung“ war der Titel des letzten Vortrags und rundete mit seiner spezifischen Perspektive den Inputteil ab. *Prof. Dr. Corinna Bath* (TU Braunschweig, Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften) berichtete von dem Verfahren des Participatory Design (PD). Es ist geeignet, Nutzer\*innen an der Gestaltung von Technik zu beteiligen. Die Kooperation zwischen Entwickler\*innen und Nutzer\*innen ist das Kernprinzip des Verfahrens. Im Anschluss setzte sie das Verfahren in Bezug zur Entwicklung von künstlicher Intelligenz und fragte danach, wie Diskriminierungen verhindert werden können. Dafür sind weitere Akteur\*innen, wie z. B. der Betriebsrat und Gewerkschaften, zu beteiligen. Abschließend sprach sie von der „verantwortlichen Digitalisierung“, die Transparenz im Vorgehen und in algorithmischen Systemen beinhaltet, und betonte

die Notwendigkeit einer beteiligungsorientierten Technikgestaltung, welche interdisziplinär mit der Geschlechter- und Ungleichheitsforschung zusammenwirkt.

Nach den Vorträgen und Diskussionen der einzelnen Referentinnen folgte eine Podiumsdiskussion „Geschlechtergerechte Arbeit 4.0 – Perspektiven, Gestaltungsansätze und Akteur\*innen“. An der Podiumsdiskussion haben teilgenommen: Anke Bössow (Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten), Romy Stühmeier (Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit), Prof. Dr. Ute Klammer (Universität Duisburg-Essen, Institut Arbeit und Qualifikation), Dr. Wiebke Lang (Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales NRW) und Dr. Edelgard Kutzner (TU Dortmund, Sozialforschungsstelle). Vor ihrem jeweiligen Erfahrungshintergrund setzten sich die Teilnehmerinnen mit der Thematik Digitalisierung und Geschlecht auseinander. Es wurde eine rege Diskussion geführt, die von Ines Entgelmeier (Universität Duisburg-Essen) moderiert wurde. Sie reichte von Fragen der Qualifizierung über die Möglichkeiten der Beteiligung der Beschäftigten bis hin zur politischen Gestaltung und der Sichtbarkeit gleichstellungspolitischer

Forderungen im öffentlichen Raum. Alle waren sich darüber einig, dass Digitalisierung diverse Gestaltungsmöglichkeiten eröffnet und sich die Akteure verschiedener Handlungsbereiche diesen Herausforderungen stellen müssen. Auch die Wissenschaft sei aufgefordert, den Informationsfluss zu fördern und den Austausch über konkrete Chancen, aber auch Risiken voranzutreiben.

Rückblickend ist ein positives Resümee über die Tagung zu ziehen. Die Vorträge und Diskussionen lieferten einen vielfältigen Blick auf das Thema. Insbesondere in der Diskussion konnten die Vortragenden und Teilnehmer\*innen in einen regen Austausch miteinander treten und Handlungs- und Gestaltungsansätze kritisch diskutieren. Die Tagung verdeutlichte nachhaltig den dringenden Handlungsbedarf hinsichtlich einer geschlechtergerechten Gestaltung der Digitalisierung. Die genannten Ansatzpunkte können als Chancen gesehen werden, wie mit der Frage nach den Bedingungen für Veränderungen für Männer und Frauen durch die Digitalisierung der Arbeitswelt umgegangen werden kann. Die Inhalte der Tagung sind auch im Rahmen eines Tagungsbandes veröffentlicht worden.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> <http://www.fgw-nrw.de/rueckblick/rueckblick-detail/news/wandel-der-arbeit-durch-digitalisierung-wandel-der-geschlechterverhaeltnisse.html>.

**Kontakt und Information**  
 Ramona Kleeschulte  
 Wissenschaftliche Hilfskraft  
 Technische Universität  
 Dortmund  
 ZWE Sozialforschungsstelle  
 Evinger Platz 17  
 44339 Dortmund  
 Tel.: (0231) 75590-281  
 kleeschulte@sfs-dortmund.de  
 www.sfs.tu-dortmund.de

Maren A. Jochimsen <sup>1</sup>

## Alone is not enough – Shared challenges, joint achievement, mutual dialogue for future actions in the fields of Gender Equality and the Gender Dimension in EU Research and Innovation



Conference Report, EPWS Annual Conference, 25 September 2019 at the Museum of Natural Sciences, Brussels

„Alone is not enough. Shared challenges, joint achievements, mutual dialogue for future actions in the fields of Gender Equality and the Gender Dimension in EU Research and Innovation“ was the guiding theme of the EPWS Annual Conference 2019 at the Museum of Natural Sciences – Royal Belgian Institute of Natural Sciences in Brussels on 25 September 2019, bringing together participants from 11 countries and 21 national and European organizations.

Opening the conference, Claudine Hermann, EPWS President, and Justine Jacquemin, Vice President of Belgian Women in Science – BeWiSe, [www.bewise.be](http://www.bewise.be), EPWS member and local host of

the event, cordially greeted the participants, both shortly presenting their associations. The EPWS President conferred best wishes for a successful conference from the Commissioner for Research, Science and Innovation Carlos Moedas, the Commissioner for Justice, Consumers and Gender Equality Věra Jourová, the Chair of the Committee for Women's Rights and Gender Equality (FEMM) of the European Parliament Evelyn Regner and several further members of the European Parliament.

In his Welcome Address Jean-Pierre Bourguignon, President of the European Research Council ERC, <https://erc.europa.eu/>, highlighted the role of

<sup>1</sup> The report was first published on the EPWS website <https://epws.org/epws-annual-conference-2019/> on 10 October 2019. With the cooperation of Claudine Hermann and Giuliana Rubbia.

ERC in creating equal opportunities for female researchers and commented on current figures regarding the evolution of women and men ERC success rates. He noted the positive tendency of increasing the numbers of women applicants for ERC grants as well as success rates of female researchers under his presidency – with life sciences still being the most challenging domain. Next to the standardization of CVs and the extension of application periods for caring responsibilities, Bourguignon stressed the creation of gender sensitivity and trainings to raise the awareness of unconscious gender bias among ERC evaluators and ERC scientific officers as the most important measures to increase the number of women applicants and ensure their proper treatment in evaluation. The ERC president emphasized that progress is notable, but fragile and that the encouraging tendencies need to be monitored closely to make sure to avoid any setback in the future. He also indicated that ERC was contemplating next steps focusing on the gender dimension in research.

In her Introductory Presentation titled „EPWS – A truly European tool?“ (together with Brigitte Mühlenbruch, EPWS Honorary President), Maren A. Jochimsen, EPWS Vice President, outlined the conference theme „Alone is not enough“ by connecting the theme to the history of the Platform, presenting the genesis and goal of EPWS and elaborating the Platform’s achievements and positions. Carefully developed in a joint effort of national networks and European Union institutional actors since 1998 and formally started in 2005 as Specific Support Action under the 6th European Union Framework Programme for Research and Technological Development, EPWS entered the European research policy scene with the support of the European Commission and was funded by the European Union (EU) until 2009. As a network of networks of women scientists and organisations committed to gender equality and the integration of the gender dimension in science and research, the Platform had been designed as a strategic instrument in European research policy with a European mission, complementing initiatives at European level to ensure better participation of women scientists at all stages of the research process. The Platform’s task was to act as a structural link between the community of women scientists and research policy-makers at European level and to collaborate in the shaping of the EU research policy agenda.

For ten years, 2009–2019, beyond EU funding and the closure of the EPWS Secretariat in Brussels, EPWS has managed to continue successfully on a voluntary basis and with limited resources,

its activities financed by membership fees, supporting contributions and donations as well as by studies commissioned by the French Ministry of Higher Education, Research and Innovation. Time is ready to rethink which synergies have to be sought in 2019 and beyond to continue EPWS activities to achieve gender equality and foster the integration of gender dimension in research and innovation. Jochimsen pointed out that societal and political circumstances had changed, that economization and the entrepreneurial university supported the creation of competitive situations in areas where there were none before, forcing everything and everyone to prove themselves economically. Increasing individualization and nationalism push the use of existing networks gradually into the background, applying to the EU and to EPWS alike; in consequence, important resources remain untapped and underutilized, common goals are in danger of disappearance, the centrifugal forces within the EU also affect smaller units; populism and anti-genderism grip space putting gender research under threat, promoting traditional gender conceptions.

Against this background, Jochimsen urged EPWS member networks as well as all other stakeholders to continue their efforts in promoting gender equality and the gender dimension in research and innovation and thereby strengthen democratic rights and academic freedom. She stated that the research community has to guard and to secure what has been achieved in the field of gender equality and the gender dimension and to support the EU to use the wind of change to become a real Union of Equality and a real Union of Equals. She stressed that this can only be done as a supranational exercise, needing joint forces and strong alliances: Alone is not enough. EPWS and corresponding member associations, she explained, can contribute bottom-up and in targeted concert with other EU and national institutions, the objective being nothing less but to create societies in which everyone feels safe and welcome, in which all interested parties and stakeholders – including women scientists and gender researchers – are partaking to secure science with and for society.

The EPWS Vice President concluded her input by calling for the re-discovery and full recognition of the potential of networks/associations of women scientists since they network those directly affected by EU and national research policies. She pointed to the need for the full recognition of the commitment of networks/associations of women scientists and further organisations to the promotion of gender equality and the gender dimension in research and innovation. Their goal,

she argued, is of undiminished actuality and importance and its promotion a deeply democratic exercise, encountering current challenges and threads to democracy, so much in the declared interest of the European Union. Jochimsen also claimed the active support of networks/associations of women scientists and organisations promoting gender equality and the gender dimension in research and innovation by other institutional national and EU actors. She called upon national and EU actors to treat networks/associations of women scientists and organisations advocating gender equality and the gender dimension as partners in a joint endeavour; to listen to their arguments, to invite them to present and participate, to seek information from them, to consult them, to render them visible in their respective contexts. Jochimsen expressed the Platform's anticipation that the list of arguments of why alone is not enough as well as the list of actions which the audience would like to encourage the future Commission, European Parliament and European Council to take would be continued as the conference progressed.

The thread was taken up by the EPWS Members Forum on national perspectives, chaired by EPWS Board of Administration Member Lucia Martinelli and EPWS Treasurer Maria João Curto, with the guiding questions: Where would we stand with regard to gender equality and the gender dimension in research and innovation without the concerted action of EU policy and an international network of networks representing the needs and aspirations of women scientists in this context? What is the impact of these efforts on the situation in EU member states? The goal of the Forum was to reach beyond the mere presentation of official data and to give a platform to the voices of women scientists regarding their respective national situation.

The audience listened with great interest to the analyses and to the needs and aspirations of women scientists in the countries and regions of selected EPWS full member associations which had followed the Platform's previous call for contributions. Long standing member associations from Portugal, the Baltic States, France, Italy, Germany and Armenia illustrated in six presentations the current national situation of women scientists and gender equality. They elaborated on the signalling effect of often ground breaking EU research and gender equality policies and their national and regional impact and examined their influence on the creation and activities of their associations in the past 20 years/since their countries joined the European Union, further reflecting the role which EPWS played in this context. Addressing the new European Parlia-

ment and the new European Commission, presenters also highlighted which kind of support they would want from EU research and gender equality policies in the future.

Maria João Curto, representative of AMONET – Associação Portuguesa de Mulheres Cientistas, [www.amonet.org/](http://www.amonet.org/), Portugal, in her talk on „Gender equality policies in the European Union – A Perspective from Portugal“ (with the contribution of Vasco Bonifacio and Isabel Lousada) stressed that lessons from projects on gender issues in academia and research must be identified, acknowledged and disseminated. She called for consequences for non-compliance with gender equality laws and regulations as well as for the funding of representative bodies of women scientists both at national and European level to support their sustainability.

Dalia Šatkovskienė, President of the Baltic States Network BASNET Forumas, <https://www.basnetforumas.eu/>, Lithuania, in her presentation on „The Role of EPWS in the European Science Gender Equality Policy. A Baltic States Perspective“ alerted to the unique experience of Eastern, Central European Countries and Baltic States brought into the European discussion. She elaborated on the support of the Platform in transforming her network into a registered association and called for supporting and strengthening the role of networks, associations and NGO's established on the basis of successful European projects.

Colette Guillopé, femmes et mathématiques, [www.femmes-et-maths.fr/](http://www.femmes-et-maths.fr/), France, in a presentation titled „The situation of women scientists associations in France“, containing the contributions of all ten French EPWS full member associations<sup>2</sup> pointed out that progress in terms of gender balance in science was stagnating and called for grants for financing actions promoting gender equality in institutions, for research as well as for teaching gender to non-specialists. She furthermore highlighted the need for policies and services to fight gender-based violence in universities and research institutions.

Giuliana Rubbia and Lucia Martinelli, Associazione Donne e Scienza, [www.donnescienza.it/](http://www.donnescienza.it/), Italy, in their presentation „What can Europe do for women scientists and engendered science? A voice from Italy“ (together with Sveva Avveduto and Silvana Badaloni) claimed that it was time to move from theory to practice and adopt and implement the valuable results and insights of EU funded gender research projects. They emphasized that a complete redefinition of methods and research models would be needed to re-design science in a gender perspective.

<sup>2</sup> AFDESRI <https://afdesri.fr/>, CPED <https://www.cped-egalite.fr/>, ECEPIE <http://eceprie.fr/>, femmes et mathématiques <http://www.femmes-et-maths.fr/>, Femmes & Sciences <https://www.femmesetsciences.fr/>, Femmes Ingénieurs <https://www.femmes-ingenieurs.org/>, Mnemosyne <http://www.mnemosyne.asso.fr/mnemosyne/>, Parité Science <http://parite-science.grenoble.cnrs.fr/>, REFH <http://reussirlegalitefh.fr/> and Win-France <http://www.win-france.org/>.

Ulla Hendrix, Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, <https://www.netzwerk-fgf.nrw.de>, Germany, in her presentation titled „From subnational to European level? The Women’s & Gender Research Network of North Rhine-Westphalia” called awareness to the fact that networks of women scientists and gender researchers go beyond the exchange of good practice and information: They also are to be considered instruments of solidarity with gender researchers and gender studies institutions at national and European level to promote their continuation and safeguard them against anti-feminist offenses.

Sona Grigoryan, Association of Women Scientists of Armenia, <https://epws.org/tag/association-of-women-scientists-of-armenia-aws/>, Armenia, in her contribution on „The Gender Portrait of the Armenian Scientific Life on the Frame of the EU Influence” offered the perspective of a long standing EPWS full member organization from a non EU member state, outlining the challenges and hopes of women scientists and gender scholars in Armenia, referring to the encouragement and inspiration of EU policies and the networking context of EPWS. She noted that current developments are putting Armenia in the leading role with feminization of the IT sphere and stressed the importance of sisterhood support to active (young) women aiming to go forward.

In her Keynote Speech titled „Together toward gender equality in research for the future: policy coordination, intersectionality and the private sector”, Marcela Linková, Chair of European Research Area and Innovation Committee (ERAC) Standing Working Group on Gender in Research and Innovation, and Head of the Centre for Gender and Science at the Institute of Sociology of the Czech Academy of Sciences, <https://www.soc.cas.cz/en/department/national-contact-centre-gender-science>, a long standing EPWS member, highlighted how the year 2019 marks twenty years of EU activities for gender equality and the gender dimension in science and research. She illustrated the development of EU gender related research policy and its impressive achievements over the years, made possible by mutual support and information exchange across civil society actors, the European Parliament, the European Commission and the European Council (Member States). She identified the launch of the European Research Area (ERA) in 2000 as a special milestone in this context, as it started including social issues, citizen involvement, responsibility and proclaimed gender equality as one of its priority areas. In 2020, the roadmap for the European Research Area will be under review. However, in view of populist policy and coordinated

resistance in the Council, what will happen to gender equality? Will it stay a priority or be mainstreamed? At present, Linková pointed out, it seems that gender equality stakeholders are still raising awareness on what were declared EU priorities 20 years ago. If all Council conclusions of this time had been fully implemented and acted upon, progress would have been tremendous. In view of the current situation and under the heading „What would we need?” Linková put forward six recommendations: a) keep gender equality a priority for the future ERA; b) promote intersectional approaches to gender equality in structural change projects; c) involve the innovation sector/business enterprise sector in gender equality actions; d) seriously address gender based violence and harassment in research institutions, very importantly also in connection with the mobility in early career stages; e) make the integration of the gender dimension in research obligatory and part of excellence assessment; f) close the Widening gap by specific actions, e. g. connecting Widening finances to a change in gender quality policy.

Linková called on the audience to recognize differences in different member states and the need for mutual respect for different paths taken to the goal of gender equality. She advocated not only learning from each other but also sustaining each other and finding support in the exchange of information and collaboration. She stressed that, in view of rising populism and open anti-genderism, present achievements in gender equality are not to be taken for granted but need to be actively and continuously secured by common effort. Attacks on gender scholarship, Linková underlined, are nothing less than attacks on academic freedom. She called on EU member states to stand up for these values and support the cause of gender equality and the gender dimension in research by an active push from the top. Linková encouraged EPWS members to align behind the results of gender research, to insist and make their voices heard through direct contact with the Members of the European Parliament and the European Commission, also through social media, and offered to champion EPWS ideas and efforts.

The Plenary Discussion „Shared challenges, joint achievements, mutual dialogue for future actions in the fields of Gender Equality and the Gender Dimension in EU Research and Innovation” with the audience, chaired by EPWS President Claudine Hermann, aimed to collect additional arguments underpinning the conference theme „Alone is not enough” as well as suggestions from the audience as to what participants would ask for from the new European Parliament and

the new EU Commission. Concerns included the need to gender innovation and to collaborate with women scientists working in the industrial and enterprise sector to identify and collect existing concerns for gender equality in innovation. The audience supported the strengthening of synergies among EPWS members as well as the joining of forces of networks of women scientists in academia and the private sector and research policy makers in public and private institutions,

facilitated by EPWS as a structural link. Participants expressed their expectation that the new EU Parliament and Commission ensure that gender equality and the integration of the gender dimension in research and innovation be implemented, stressed and highlighted in future work programmes, calls, public consultations as well as European Parliament resolutions, European Commission and Council policies and conclusions.

#### Kontakt und Information

Dr. Maren A. Jochimsen  
Universität Duisburg-Essen  
Essener Kolleg für Geschlechterforschung (EKFG)  
Campus Essen  
Universitätsstraße 12  
45117 Essen  
Tel.: (0201) 183-4552  
maren.a.jochimsen@uni-due.de

Johanna Forth

## iphiGenia Gender Design Award 2019

Bereits das dritte Jahr in Folge wird der *iphiGenia Gender Design Award* verliehen. Damit zeichnet das *international Gender Design Network/iGDN* die „intelligentesten und überzeugendsten Entwürfe geschlechtersensiblen Designs“ aus. Es werden Preise in den drei Kategorien *Evolution*, *Revolution* und *Volition* ausgelobt. Die *iphiGenia Gender Design Awards* werden an Produkte und Grafiken ebenso verliehen wie für Medien und Digitales, aber auch für Kampagnen, Dienstleistungen und Forschungen im Bereich des Gender Designs. Es können sowohl Initiatoren und Auftraggeberinnen (Unternehmen, Agenturen, Institutionen, Initiativen) als auch die schöpferischen Designer\*innen gewürdigt werden. In diesem Jahr fand die Preisverleihung am 14. November 2019 im Museum für Angewandte Kunst Köln (MAKK) statt.

Der diesjährige Festakt unterlag kurzfristigen Änderungen, so musste aus Krankheitsgründen ein Ersatz für die Keynote-Speech von *Prof. Dr. phil. Barbara Vinken* gefunden werden. Außerdem fiel die queere Modenschau aus, die während der Preisverleihung an *Dr. Seba Ali* stattfinden sollte. Die Models bekamen zunächst keine Visa. Nachdem diese in letzter Minute genehmigt wurden, überwog die Sorge, aus politischen Gründen nicht zurück in den Libanon einreisen zu dürfen. Deshalb entschieden sich die Models notgedrungen, die Modenschau abzusagen. Im Libanon ist die queere Fashionshow beziehungsweise allgemein queerer Aktivismus ein Grund für massive staatliche Repressionen. Trotz dieser Ausgangssituation wussten *Tanja Godlewsky* und *Claudia Herling* mit ihrer Moderation im bilingualen Wechsel Deutsch-Englisch das Publikum heiter durch das Abendprogramm zu leiten.

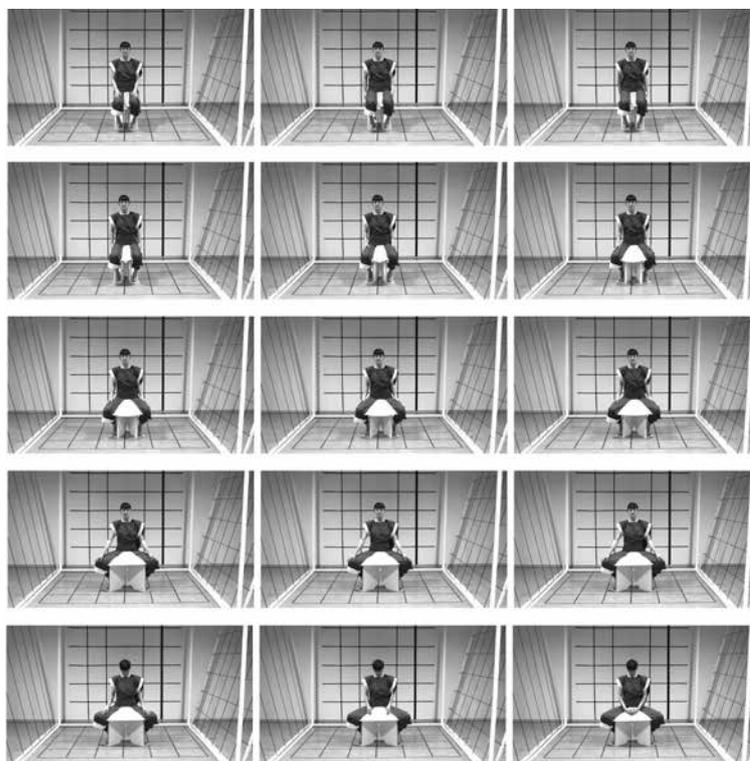


Queere Modenschau von Seba-Ali im Libanon, Foto: ©Samer\_Beyhum-The-Lebanese-American-University.

Zum Auftakt der Preisverleihung sprachen unter anderem *Prof. em. Dr. Uta Brandes*, die „geistige Keimzelle des Netzwerks“, und *Dr. Petra Hesse*, Direktorin des MAKK. Uta Brandes formulierte: „We cannot escape design, because every part of our life is design“. Damit lieferte sie ein unumstößliches Argument für die hohe Relevanz, die gendersensiblen Design für eine weniger diskriminierende Gesellschaft zukommt. *Prof. Dr. des. Michelle Christensen* führte anschließend in ihrer spannenden Keynote-Speech in den Überschneidungsraum zwischen Technologie, Design und Gender hinein. Dabei ging sie auf das „human-machine-bias“ ein und machte auf verschiedene Diskriminierungsformen aufmerksam. Als Beispiel führte sie Gesichtserkennungssysteme vor, die lediglich Gesichter weißer Menschen erkennen können, aber nicht die Gesichter Schwarzer Menschen bzw. People of



In der Kategorie *Volition* wurde die US-Bloggerin und Designerin *Rora Blue* als „young talent“ ausgezeichnet. Ein Bild aus der Serie *don't*.



Bewegungsstudie von Gabriel Maher „The Act of Sitting“.

Color. Grund dafür ist die mangelnde Vielfalt des Bildmaterials, welches für die Trainings der Systeme verwendet wird und zu dieser rassistischen Verzerrung führt. Ein weiteres Beispiel ist das beliebte Augmented-Reality-Spiel *Pokémon GO*. Das Spiel basiert darauf, dass virtuell und gleichzeitig an physischen Orten Pokémons gesucht werden. Das Bias, das *Christensen* aufzeigte, beläuft sich darauf, dass die physischen Orte, an denen Pokémons aufzufinden sind, ungleich verteilt sind. Die sogenannten Pokéstops sind demnach so verteilt, dass sie zum Beispiel in den USA in Städten oder Vierteln, in denen überwiegend afroamerika-

nische oder hispanoamerikanische Haushalte anzutreffen sind, weniger häufig sind als in Gegenden, die als überwiegend *weiß* gelten. Die Pokéstops sind demnach häufiger in Räumen der privilegierten Bevölkerung zu finden.

Weiter ging *Christensen* auf Menstruations-Tracking-Apps ein. Diese erleben Hochkonjunktur, nachdem das Tabu gebrochen wurde, über das Menstruieren in der Öffentlichkeit zu sprechen. Der Markt macht sich diesen Tabubruch zunutze und bringt eine Bandbreite von Tracking-Apps hervor, deren Design in einer Fülle von rosa-farbenen Nuancen variiert. Rosa und Hetero lautet hier der Duktus und gleichzeitig werden die eingespeisten Daten vielfach gewinnbringend verkauft, um passende Produkte anbieten zu können. Gender-notsensitive-Design in seiner Höchstform. Deutlich wird, dass Technologie, die mit sexistischen, rassistischen oder anderen diskriminierenden Inhalten programmiert wird, genau diese fortlaufend reproduziert und verbreitet. Eine traurige, aber wichtige Erkenntnis, gegen die sich zum Glück Widerstand regt, so zum Beispiel durch aktivistische Projekte wie feministische hacker spaces oder feministische bots.

Anders als in den Vorjahren hatten dieses Jahr alle Geehrten Zeit, ihre Projekte vorzustellen. Dies erlaubte dem Publikum einen spannenden Blick hinter die Kulissen – womit ein inhaltlicher Bogen zur Verleihung des Preises der Kategorie *Revolution* an *Dr. Seba Ali* gespannt wäre.

*Ali* erhielt die Auszeichnung für ihre Workshop- und Konzertreihe „IMAGINE“ an der *Lebanese American University (LAU)* in Beirut. Die Jury des *iphiGenia Awards* begründete den Preis: „Sie erregte mit der multidisziplinären Veranstaltung ‚Reflections‘ mit Themen wie Gender Equality und Menschenrechte großes Aufsehen.“ Teil dieser Reihe ist unter anderem die – für Köln leider unmögliche – queere Modenschau, die unter dem Motto „*You are what you imagine*“ auf dem Campus der LAU stattgefunden hatte. *Dr. Seba Ali* wird angetrieben von unbeantworteten gesellschaftlichen Fragen, die sie in ihren Arbeiten thematisiert. Gleichzeitig setzt sie sich mit intersektionalen Diskriminierungen auseinander: „*I'm an arabic muslim women – so many options to think I'm not smart or slow*“, wie sie sagt. In den mehr als 100 Events, die sie bereits organisiert hat, widmet sich *Ali* gezielt „gender“ und „equality“. Dies bleibt nicht immer ohne Anfeindungen. Besonders mit ihrer Modenschau geriet sie im Libanon in die Kritik, sie wurde stark attackiert und Informationen über das Event wurden im Netz blockiert.

In der Kategorie *Volition* erhielt die US-Bloggerin und Designerin *Rora Blue* als „young talent“ den

diesjährigen Preis des *Gender Design Network/iGDN*. In ihren Serien wie *Handle with care* oder *don't* setzt sie sich mit Stereotypen bzw. binären Geschlechtszuschreibungen und kollektiven sexistischen Erfahrungen auseinander. Zunächst designte sie die Serie *Handle with care*. Dazu rief sie im Netz auf, ihr sexistische Kommentare zukommen zu lassen, die die Absenderinnen selbst erhalten hatten. Zu diesen Kommentaren erstellte sie Fotografien, die den Inhalt in der Bildsprache aufgreifen, und platzierte die sexistischen Aussagen dazu. Nach der Veröffentlichung dieser Serie erhielt sie viele antifeministische Anfeindungen, besonders von einer männlichen Absenderschaft. *Rora Blue* nahm dies zum Anlass für ihre nächste Serie. Bei *don't* widmete sie sich ihrer männlichen Öffentlichkeit und griff problematische Zuschreibungen auf. Die Erfahrungen der Betroffenen sind Gegenstand ihrer Arbeit.

Der Preis *Evolution* für das gendersensible Design von Unternehmen, Agenturen oder anderen Initiativen ging an *Gabriel Maher* für das multi-

disziplinäre Gesamtprojekt. Dazu zählen kritische, theoretische Auseinandersetzungen und Publikationen genauso wie Talks, Performances oder Workshops. Darüber hinaus doziert *Maher* an zwei Akademien in den Niederlanden. Der Zugang zu Design und Medien ist geprägt von einer queeren und feministischen Sicht, die sich konsequent durch das Gesamtwerk zieht. Beispielhaft untersucht *Maher* in *The Act of Sitting* die Unterschiede in der Sitzposition, die sich ergeben, je nachdem, über welchen geschlechtlichen Körper verhandelt wird. Es erinnert thematisch an den Diskurs über Manspreading und wie unterschiedlich vergeschlechtlichte Körper Raum beim Sitzen einnehmen. Der Preis zeichnete *Mahers* umfassendes Gesamtwerk zu Gender Identity im Design aus. In der Begründung hieß es: *Maher* „widmet sich der so häufig immer noch vernachlässigten Thematik von Gender(Identität) im Design“. Und weiter: „Die Arbeiten überzeugen sowohl methodisch wie auch in ihrer visuellen und verbalen Präsentation.“

**Kontakt und Information**  
 Johanna Forth  
 Netzwerk Frauen- und  
 Geschlechterforschung NRW  
 Koordinations- und Forschungs-  
 stelle  
 Universität Duisburg-Essen  
 Berliner Platz 6-8  
 45127 Essen  
 johanna.forth@uni-due.de

## Frauenaktionsrat Wuppertal „Achter April – Die Uni steht still, wenn frau\* es will!“

### Frauenaktionstag an der Bergischen Universität Wuppertal

Der Internationale Frauentag wurde am 8. März 2019 bundesweit als „Frauenstreik-Tag“ begangen. Der Protest richtete sich in erster Linie gegen die schlechte oder gar fehlende Entlohnung der Arbeit von Frauen in vielen Teilen der Welt und ihre damit einhergehende geringe Wertschätzung sowie die körperliche und psychische Ausbeutung und Misshandlung von Frauen. Darüber hinaus setzte der Frauenstreik aber auch ein Zeichen gegen die gegenwärtigen anti-demokratischen und anti-feministischen Tendenzen in der Gesellschaft. An der Bergischen Universität Wuppertal erhielt der Internationale Frauentag im April sein akademisches Viertel: Um den feministischen Protest auch an die Hochschule zu tragen, fand am 8. April 2019 ein vom Frauenaktionsrat Wuppertal organisierter Aktionstag statt. Denn auch die Universität ist Teil der aktuellen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse.

Wir, das heißt der Frauenaktionsrat Wuppertal, sind engagierte Frauen, die an der Bergischen Universität in unterschiedlichen Statusgruppen tätig sind: Dazu gehören wissenschaftliche Be-

schäftigte, Kolleginnen aus Technik und Verwaltung sowie Studierende. Gemeinsam wollen wir die spezifische Situation von Frauen an der Hochschule und auch darüber hinaus sichtbar machen und in das öffentliche Bewusstsein rücken. Dafür haben wir uns seit Februar 2019 regelmäßig ehrenamtlich in der Mittagspause getroffen und gemeinsam den Aktionstag unter dem Motto „Die Uni steht still – wenn frau\* es will!“ vorbereitet.

Am Aktionstag nahmen Frauen\* aus der ganzen Uni und aus der Stadt teil: Mit zwei Vorträgen von Mitarbeiterinnen der Koordinationsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und einer kulinarischen Sitzblockade eroberten wir den öffentlichen Raum der Universität. Zunächst konfrontierte Heike Mauer die Universität im Foyer des Gebäudes K mit den aktuellen „Geschlechterverhältnissen an der Hochschule“. Im Anschluss trugen wir die Diskussion in der Mittagspause mit der kulinarischen Sitzblockade nach draußen. Bei allerlei Leckereien ergab sich ein anregender



Frauenaktionstag Wuppertal.



Austausch über frauenspezifische Erfahrungen an der Universität und weitere feministische Themen. Spontan schlossen sich auch zufällig vorbeikommende Gäste an.

Weiter ging es auf der AStA-Ebene mit einer Rede des autonomen Frauen\*referats, in der deutlich wurde, in welche Abhängigkeits- und Unterdrückungsverhältnisse Frauen im Privaten und auch am Arbeitsplatz noch immer gedrängt werden. Bezogen auf die Universität betrifft dies vor allem die Reinigungskräfte, welche in ausbeuterischen Strukturen in Subunternehmen beschäftigt werden und eine geringe Wertschätzung erfahren. In diesem Bereich entzieht sich die Universität wie viele öffentliche Einrichtungen ihrer Verantwortung. Fabienne André (Frauen\*referat) verwies selbstkritisch auf die Notwendigkeit, innerfeministische Ein- und Ausschlüsse zu diskutieren und der damit einhergehenden politischen (Nicht-)Repräsentation unterschiedlicher Positionen entgegenzuwirken.

Zum Abschluss des Tages sprach Ulla Hendrix über die von 1989 bis 1997 existierende Offene Frauenhochschule Wuppertal – eine mehrtägige Veranstaltung, die dem Vorbild der bereits seit den 1970er-Jahren entstandenen Projekte in Berlin, Kassel, Hamburg und Bremen folgte. Die Tagungen zogen ein lokales und überregionales Publikum an und fanden in der Regel in den Pfingstferien statt.

Ulla Hendrix studierte in den 1980er- und 1990er-Jahren an der BUW und war in dieser Zeit Mitglied im Organisationskomitee der Offenen Frauenhochschule Wuppertal (OFH). Das Anliegen der OFH war, mit der vermeintlich geschlechtsneutralen, de facto aber androzentrischen Universität zu brechen. Die zunächst allein an Frauen gerichtete Veranstaltung war eine Provokation: Die Universitätsleitung wollte keine Gelder bereitstellen, solange nicht „jeder und jedem Hochschulangehörigen“ (Brief des

damaligen Kanzlers, 1990) die Teilnahme ermöglicht wurde. In der Auseinandersetzung mit der Universität gab es plötzlich eine geschlechtergerechte Sprache, wie Ulla Hendrix anmerkte, ohne allerdings den traditionellen Ausschluss von Frauen anzuerkennen oder ihnen gar die deshalb notwendigen eigenen Räume für den Diskurs unter Frauen bereitzustellen.

Dabei betrafen die Themen der Offenen Frauenhochschule sehr wohl die Universität selbst: Es ging um Frauen in den Naturwissenschaften, Arbeitsbeziehungen (unter Frauen), um prekäre Beschäftigung von Frauen an der Universität. Zugleich zwang die OFH die Universität dazu, sich dem Unausgesprochenen zu stellen: Geschlechterungleichheit, Macht, Sexualität und Rassismus wurden ebenso auf die Tagesordnung gesetzt wie die innerfeministische Kritik. Die zur Veranschaulichung von Ulla Hendrix mitgebrachten Flyer und Dokumente aus dieser Zeit sind universitätsgeschichtlich und für die Frauenbewegung und Geschlechterforschung bisher nicht erschlossene Quellen, die es zu archivieren und aufzuarbeiten gilt. Sie verdeutlichten am 8. April eindrücklich die bis heute anhaltende Aktualität der damals diskutierten Fragen.

Wie Ulla Hendrix in einer 2017 publizierten Studie zu den Promotionsverhältnissen an einer nordrhein-westfälischen Universität zeigte, findet der Ausschluss von Frauen in der Wissenschaft vor allem auf der informellen Ebene statt. Zudem ist er an eine weiterhin hauptsächlich von Frauen getragene Sorge-Arbeit gebunden, wobei sich deren Strukturen in universitären Beschäftigungsverhältnissen fortsetzen, insofern männlichen wissenschaftlichen Mitarbeitern vor der Promotion mehr Arbeitszeit für die eigene Qualifikation zur Verfügung steht. Das heißt, dass das Geschlechterverhältnis an der Universität sowohl in der ihr unbewussten Struktur als auch in der universitären und gesellschaftlichen Arbeits-

teilung weiterhin Gegenstand wissenschaftlicher und politischer Analyse sein muss.

In der Abschlussdiskussion wurde deutlich, dass die Universität weiterhin die Auseinandersetzung mit den Geschlechterverhältnissen braucht. Die Aktivistinnen und Teilnehmerinnen werteten diesen Aktionstag als gelungen und wollen ihre Arbeit gemeinsam fortsetzen. Im Wintersemester wird das 30. Gründungsjahr der Offenen Frauenhochschule Wuppertal mit einer Jubiläumsveranstaltung gefeiert und im neuen Jahr steht die Planung des nächsten Aktionstages an. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen, sich daran oder mit anderen Veranstaltungen zu beteiligen.

## Literatur

- Bock, Gisela: Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der Sommeruniversität für Frauen, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität der Frauen. Juli 1976, Berlin 1977, S. 15–22.
- Hendrix, Ulla: Frauen an der Schwelle zur Wissenschaftskarriere?, in: Dahmen, Jennifer; Thaler, Anita (Hg.): Soziale Geschlechtergerechtigkeit in Wissenschaft und Forschung, Opladen/Berlin/Toronto 2017, S. 193–210.

## Kontakt und Information

Dr. Steffi Grundmann  
Bergische Universität Wuppertal  
Fakultät für Geistes- und  
Kulturwissenschaften  
Historisches Seminar – Alte  
Geschichte  
Gaußstraße 20  
42119 Wuppertal  
Tel.: (0202) 439 39 23  
steffi.grundmann@uni-  
wuppertal.de

Martina Masurek, Claudia Nikodem

# Sexuelle Bildung, Heterogenität und Inklusion

Tagung am 16. und 17. November 2018 an der Universität zu Köln

Bereits vor Beginn ließen die Begrifflichkeiten des Titels deutlich werden, dass aktuelle Diskurse der Erziehungs- und Sozialwissenschaften im Fokus der zweitägigen Tagung in Köln stehen würden. Vortragende aus Wissenschaft und Praxis gaben Einblick in (außer-)universitäre Projekte, historische und diskursive Entwicklungen in Bezug auf sexuelle Bildung und sahen sich einem engagierten und interessierten Publikum gegenüber.

Alle waren sie der Einladung von Dipl. Päd. Julia Siemoneit, Prof. Dr. Elke Kleinau, Dr. Karla Verlinden und Prof. Dr. Susanne Völker an die Universität zu Köln gefolgt. Finanziert wurde die Tagung durch die ARCUS Stiftung, eine Bürgerstiftung aus der schwul-lesbischen Community, die sich besonders für gemeinnützige Initiativen zur Akzeptanz- und Selbsthilfeförderung einsetzt, weiter vom Kompetenzfeld VI „Soziale Ungleichheiten und Interkulturelle Bildung“ (SINTER) der Exzellenzinitiative der Universität zu Köln, das seine Aktivitäten auf die interdisziplinäre Erforschung der Entstehung und Reproduktion sozialer Ungleichheiten richtet, sowie durch die Graduiertenschule „Managing Diversity & Transition“ der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.

In ihrem Eröffnungsvortrag *Sexuelle Bildung als eine „Antwort“ auf Heterogenität und Inklusion?* unternahm Prof. Dr. Antje Langer (Universität Paderborn) den Versuch, die Begriffe und die dahinterliegende Programmatik von sexueller Bildung,

Heterogenität und Inklusion in Korrelation zu setzen. Bezugnehmend auf Foucault stellte sie die Frage, durch welche diskursiven Bezugnahmen sich etwas zu einem ‚Problem‘ konstituiere. Übersetzt auf die Thematik der sexuellen Bildung könne gefragt werden, worauf sexuelle Bildung eine Antwort sei. Betrachte man sexuelle Bildung aus einer professionsgeschichtlichen Perspektive, so wurde sie lange als eine defizitorientierte, sexuelle Aufklärung verstanden. Wenn sexuelle Bildung dem Menschen die Hinwendung zu einer sexuellen Identität ermöglichen möchte, so müsse die Zielgruppe der sexuellen Bildung erweitert und sich zudem vom Gefahrendiskurs verabschiedet werden. Darüber hinaus bedarf die Bildung einer selbstbestimmten Lust und Sexualität sexuell gebildeter Lehrenden und Pädagog\_innen. Weiter diskutierte Langer in ihrem Beitrag die Schwierigkeit, die unterschiedlichen Begrifflichkeiten von Heterogenität und Inklusion zusammenzudenken. Während Heterogenität das Recht auf Unterschiedlichkeit skizziere, sei Inklusion mit dem Recht auf Gleichheit verbunden; beides Themen, die in der sexuellen Bildung höchste Brisanz erführen. Sexuelle Bildung muss sich – so Langer – bewusst sein, dass Sexualität ein machtbesetztes, in Hierarchien eingebundenes, politisches Phänomen sei und gleichzeitig Menschen die Möglichkeit einer lebenslangen, lustvollen Sexualität eröffnet.

Nach diesem Einstieg, der den Titel der Tagung präzise fokussierte, eröffnete der Kieler Professor für Sexualpädagogik Uwe Sielert das erste Panel, in dem die *Bildungsgeschichte und theoretischen Zugänge* in zwei Beiträgen in den Blick genommen wurden. Sielert führte die Zuhörenden in seinem Vortrag *Vom Repressions- zum Bildungsdiskurs: Metamorphosen der Sexualpädagogik* durch die Geschichte der Sexualpädagogik. Vor dem Hintergrund eines Lehr-Forschungsprojekts, das er gemeinsam mit Studierenden der Universität zu Kiel durchgeführt hatte, zeichnete er die „gelebte Geschichte“ der Sexualpädagogik, beginnend mit dem ‚Repressionsdiskurs‘ der 1950er-Jahre, über den ‚Befreiungsdiskurs‘ bis hin zum ‚Bildungsdiskurs‘ der Gegenwart nach. Besonders interessant war dabei zu sehen, in welchen Disziplinen und von welchen Akteur\_innen dieser Diskurs mitbestimmt wurde: Waren es in den 1950er-Jahren die Leitwissenschaften der Theologie und der Medizin, die sich mit dogmatischen und evangelikalen Antionanie-Netzwerken verbündeten, wurde der Befreiungsdiskurs der späten 1960er- und 1970er-Jahre von sehr unterschiedlichen Akteur\_innen geführt. Das Ziel einer Dekonstruktion der normativ aufgeladenen Sexualität und die Kämpfe um Anerkennung von marginalisierten Sexualitäten waren durchaus mit sexuellen Grenzüberschreitungen verbunden, die vor allem in Verbindung zwischen dem Sexualpädagogen Helmut Kentler und der Pädosexuellenbewegung standen.

Prof. Dr. Barbara Rendtorff (Universität Paderborn) zeigte in ihrem inspirierenden Vortrag *Sexuelle Bildung und Geschlecht. Blinde Flecken im Diskurs* die Anforderungen auf, die unter psychoanalytischen Bezugnahmen an sexuelle Bildung gestellt werden. Herausfordernd sei, dass sexuelle Bildung an der Selbstermächtigung der Individuen anzusetzen habe und mit der Schwierigkeit verknüpft sei, dass eine angemessene verbale Artikulation von Sexualität – ein wahrhaftiges Sprechen über sexuelles Erleben, über Scham, Schuld und sexuelle Gefühle – nahezu unmöglich ist. Vieles bleibe unsagbar. Sexuelle Bildung, so Rendtorff, dürfe die unterschiedlich historisch gewachsenen, körperbezogenen Hierarchien nicht außen vor lassen: Die in das Körpergedächtnis der Individuen eingeschriebenen Vorstellungen über das Sexuelle, die an den weiblichen Körper gebundene Hingabe und sexuelle Lust, die erst durch den Ehemann ‚geweckt‘ werde; das männliche Genital, das den Überlegenheitsimperativ symbolisiere, gleichzeitig aber durch seine ‚Sichtbarkeit‘ und ‚Vergleichbarkeit‘ offen für Beschämung liege. Rendtorffs Überlegungen lassen sexuelle Selbstermächtigung als eine Illusion erscheinen.

Im Zentrum des zweiten Panels *Sexuelle Bildung in pädagogischen Institutionen* plädierten zunächst Dr. Jeannette Windheuser und Anna Hartmann (beide Bergische Universität Wuppertal) für eine *sexuelle Bildung angehender Lehrer/innen an der Universität*. Im Lehramtsstudium müsse zum einen die Auseinandersetzung mit sexueller Bildung als Phänomen mit seiner geschichtlichen Gewordenheit berücksichtigt, zudem Kenntnisse zur Geschlechterforschung und zu feministischen Theorien bereitgestellt und weiter forschungsgeleitete Bildung ermöglicht werden. Auf diese Weise würden angehende Lehrpersonen dazu befähigt, ihr eigenes pädagogisches Handeln reflektieren und begründen zu können. Der universitäre Professionalisierungsprozess werde insbesondere durch die generationale und geschlechtliche Differenz vor Herausforderungen gestellt. Dies veranschaulichten die Vortragenden anhand einer teilnehmenden Beobachtung, die im Rahmen einer Exkursion mit Studierenden zu Pro Familia angefertigt worden war.

Anschließend stellten Maria Urban (Hochschule Merseburg) und Dr. Sabine Wienholz (Universität Leipzig) das Verbundprojekt *SeBiLe – Sexuelle Bildung für das Lehramt* vor, das im Februar 2018 unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Drinck (Universität Leipzig) und Heinz-Jürgen Voß (Hochschule Merseburg) startete. Inner- und außeruniversitäre Akteur\_innen gehen hier gemeinsam der Frage nach, wie mit angehenden Lehrpersonen zum Thema sexuelle Bildung gearbeitet werden kann. Zunächst verdeutlichten die Wissenschaftlerinnen die „marginal präventive“ Wirkung von Schule, die trotz rechtlich-politischer Rahmungen zu beobachten sei. Zudem sei das Themenfeld nicht in der Ausbildung von Lehrpersonen zu finden, obschon praktizierende Lehrer\_innen einen hohen Bedarf an sexualpädagogischen Kompetenzen formulieren. Hier setzt das Projekt an und hat neben der Entwicklung und Implementierung eines inklusiven Curriculums für alle Lehramtsstudiengänge der Universität Leipzig (mit den Schwerpunkten sexuelle Bildung, Prävention vor sexualisierter Gewalt und Förderung sexueller Selbstbestimmung) ein entsprechendes Weiterbildungsangebot für Lehr- und Führungskräfte in Sachsen und Sachsen-Anhalt zum Ziel.

Unter der Überschrift *Forschendes Lernen im Kontext von sexueller Bildung* folgten Projektvorstellungen von Prof. Dr. Elke Kleinau, Prof. Dr. Lisa Rosen und Dipl. Päd. Julia Siemoneit (alle Universität zu Köln). Indem sie die angeleitete Reflexion angehender Professioneller in den Fokus nahmen, widmeten sie sich der Schwierigkeit des Selbstermächtigungsdiskurses. In ihrem Projekt „Let’s talk about Sex – Sexuelle Vielfalt, schulische Sexualerziehung und forschendes Lernen in

der LehrerInnenbildung“ setzen Elke Kleinau und Lisa Rosen (wissenschaftliche Leitung der inklusiven Schule Köln) in zwei aufeinanderfolgenden Seminaren Forschendes Lernen als professionalisierende Strategie ein. Ziel des Lehrangebots war, den Studierenden der Bachelorstudiengänge Bildungs- und Erziehungswissenschaften einen Raum zu eröffnen, der es ihnen ermöglichte, eigene Haltungen einer reflexiven Kontrolle zugänglich zu machen und normativ heterosexuelle Geschlechterverhältnisse kritisch zu hinterfragen. Dafür setzten die Professorinnen neben Lehr-Lern-Settings das Peer-Learning als Reflexionsmöglichkeit ein und leiteten die Veranstaltungen im Team-Teaching. Dabei stellte den Vortragenden zufolge das Herausarbeiten struktureller Aspekte eine Herausforderung dar und es bleibt offen, inwiefern sich nachhaltige Verhaltensänderungen bei den Studierenden einstellen konnten. Als Ausblick formulierten die Referentinnen den Appell, sexuelle Bildung im Kontext inklusiver Schulentwicklung mitzudenken.

Julia Siemoneit gab einen Einblick in die Entstehung des Lehr-Lernformates *Inklusive sexuelle Bildung angehender Pädagog\_innen*. Mithilfe der qualitativen Forschungsmethode der Autoethnografie eröffnete sie den Studierenden die Möglichkeit, persönliche von soziokulturellen Erfahrungen zu unterscheiden. Auf der Grundlage der individuellen Geschichte konnte Sexualität somit als sozial verhandelter Gegenstand sichtbar und die Autoethnografie als möglicher Beitrag zur (sexual-)pädagogischen Professionalisierung verstanden werden. Daran anschließend diskutierte die Vortragende die Möglichkeiten, Grenzen und Voraussetzungen, Autoethnografie als Methode für die Universitätslehre zum Thema sexuelle Bildung einzusetzen. Abschließend nahm Julia Siemoneit die Schwierigkeit in den Blick, dass Selbstreflexion als Teil pädagogischer Professionalisierung nicht dem „traditionellen“ Bild von Universitätslehre entspreche und daher sowohl für Studierende als auch für Lehrende eine Herausforderung darstellt.

Den Abschluss des ersten Tages bildete der Vortrag von Prof. Dr. Meike Sophia Baader und Dr. Jan Henrik Friedrichs (beide Stiftung Universität Hildesheim) *Von der Pädophilie zum sexuellen Missbrauch im Diskurs der Wissenschaften seit 1970. Perspektiven der Forschung*. Ausgehend von den drei Orten und Foren der Wissensproduktion – Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaften und Soziale Arbeit – untersuchten sie die Involviertheit der Wissenschaft in pädosexuelle Diskurspositionen der 1960er- bis 1990er-Jahre und der Legitimation von Pädophilie sowie den Wandel des Diskurses von der Pädophilie zum sexuellen Missbrauch: Im Rahmen der Sozialwissen-

schaften waren in den 1960er-/1970er-Jahren eine Normalisierung von Pädophilie und eine Täter-Opfer-Umkehr zu beobachten. Vor dem Hintergrund des Interesses, die (Un)Schädlichkeit „gewaltfreier und einvernehmlicher“ pädosexueller Kontakte aufzuzeigen, wurde das generationale Verhältnis negiert und das Kind als sexuell verführend dargestellt. Pädophile Männer erschienen somit als ‚Opfer‘ von Stigmatisierungen, indem das Machtverhältnis zwischen den Generationen ignoriert und Kindern unterstellt wurde, sie könnten „nein“ sagen. Auch im erziehungswissenschaftlichen Diskurs ließen sich Normalisierungsprozesse beobachten, wenn unter der Überschrift des „endlich fälligen Tabubruchs“ in der Zeitschrift „betrifft: erziehung“ von 1967 die Häufigkeit der Vorfälle sexuellen Missbrauchs an Mädchen als Rechtfertigung für ihr Vorkommen herangezogen wurde. Vor dem Hintergrund der Diskussion um die Abschaffung körperlicher Züchtigung in der Erziehung (1973) wurden Pädophile als diejenigen stilisiert, die Kinder in einer Welt voller struktureller Gewalt ‚wirklich liebten‘ (vgl. Döpp, päd extra 7/79). Die Erziehungs- und Sozialwissenschaften zeigten sich in der Untersuchung von Baader und Friedrichs somit als Räume, in denen Pädophilie positiv besetzt war. Erst Anfang der 1980er-Jahre und auf der Grundlage der feministisch geprägten Gewaltdebatte der 1970er-Jahre wurde im Rahmen der Sozialen Arbeit die Begrifflichkeit des sexuellen Missbrauchs im Unterschied zur Pädophilie verwendet. Hier ging es nicht mehr um die Frage nach der Schädigung, sondern um die Verletzung sexueller Selbstbestimmung. War der Pädophiliediskurs ausschließlich in Fachzeitschriften angesiedelt und nahezu ausschließlich von Männern initiiert, so wurde die Thematik des sexuellen Missbrauchs im Rahmen von Weiterbildungen und Theaterstücken sichtbar gemacht und Frauen meldeten sich als Autorinnen zu Wort. Macht- und Geschlechterverhältnisse kamen in den Blick und erstmals wurde sexueller Missbrauch als Ausdruck patriarchaler Machtverhältnisse gedeutet. Abschließend verdeutlichten Baader und Friedrichs die Involviertheit der Wissenschaft am Beispiel des Plädoyers für die Abschaffung der Schutzaltersgrenze, das 1977 von Michel Foucault, René Schérer und Guy Hocquenghem formuliert worden war.

Am zweiten Tag widmeten sich die Vortragenden des dritten Panels der Thematik *Sexuelle Bildung und Behinderung*. Anne Klein von der Universität zu Köln eröffnete das Panel, indem sie sich mit sexueller Bildung im biopolitischen Zeitalter beschäftigte. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen waren die Disability Studies, in denen die Frage der Selbstbestimmung seit der „Krüppelbewegung“

und dem sogenannten „Krüppeltribunal“ mit all den implizierten Ambivalenzen thematisiert wurde. Eine sexuelle Selbstbestimmung in Zeiten biopolitischer Anrufungen und Machtprozesse werde insbesondere für Menschen mit Behinderung nahezu verunmöglicht; Eltern-Werden-Können scheine in der Logik der Biopolitik ausgeschlossen. Anne Klein argumentierte aus einer Menschenrechtsperspektive heraus, dass die allgegenwärtige genetische Diskriminierung, die Menschen mit Behinderung erfahren, Teil des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes werden müsse.

Prof. Dr. Svenja Heck (Hochschule Darmstadt) knüpfte mit ihrem Beitrag an die theoretischen Ausführungen ihrer Vorrednerin an und konzentrierte sich in ihrem Beitrag auf *Sexualität und geistige Behinderung*. Sexualität als menschliches Grundbedürfnis könne von Menschen mit geistiger Behinderung kaum – selbstbestimmt – gelebt werden, insbesondere dann, wenn sie in Abhängigkeit von Eltern oder anderen Betreuenden leben. Eingeschränkte Rückzugsmöglichkeiten, fehlende Mobilität, fehlende Aufklärung, die Tabuisierung einer möglichen Elternschaft und eine infantilisierende Zuschreibung erschweren und verunmöglichen Sexualität. Als positive Anlaufstelle benennt Svenja Heck das Mainzer Projekt LIEBELLE, eine Beratungs-, Bildungs- und Forschungsstelle zu den Themen Sexualität und geistige Behinderung. Ziel sei es, die von Eltern und Pädagog\*innen wahrgenommene Bedrohlichkeit von Sexualität im Kontext von Behinderung zu verringern.

Katharina Urbann (Universität zu Köln) gilt als eine der wenigen Expert\_innen für den Themenkomplex der sexualisierten Gewalt bei gehörlosen Menschen. In ihrem Vortrag gelang es ihr, den Zuhörenden das Verhältnis zwischen einer hörenden dominanten Gesellschaft und den daraus resultierenden Machtverhältnissen zu vermitteln. Nicht-Hören, so Katharina Urbann, trenne von den Menschen und der Kommunikation. Ein Wissen über Sexualität, wie sie von Hörenden auch beiläufig im Alltag erfahren werde, sei für Gehörlose nicht gegeben. Der Zugang zu einer sexuellen Aufklärung, die als minimale Basis für eine sexuelle Bildung gesehen werden müsse, bleibe durch die Sprachbarrieren erschwert. Sexualisierte Gewalt – sowohl in als auch außerhalb der Gehörlosencommunity – sei gerade deshalb ein eklatantes Problem. Katharina Urbann ist diesem Phänomen in ihrer Dissertation nachgegangen und konnte das innovative Präventionskonzept STARK MIT SAM vorstellen, das sich an Kinder mit Beeinträchtigungen richtet.

Das vierte Panel *Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt* eröffnete Prof. Dr. Elisabeth Tuijter (Universität Kassel) mit ihrem Vortrag *Sexualität und*

*Macht. Zur Diskursivierung sexueller Vielfalt*. Sexuelle Vielfalt, so Tuijter, sei in der Gesellschaft angekommen. Jenseits von monogamen Dauerbeziehungen seien Menschen durchaus in der Lage, sowohl geschlechtliche als auch sexuelle Präferenzen unterschiedlich auszugestalten. Gerade aber diese gelebten postessentialistischen Vorstellungen von Geschlecht, verbunden mit einer sexuellen Liberalisierung, führten laut Tuijter dazu, dass Sexualität im Sinne eines biopolitischen Sexualitätsdispositivs zu einem diskursiven Kampffeld geworden sei. Tuijter zeigte in ihrem Beitrag, wie die Angriffe zunächst die schulische Sexualerziehung, im weiteren Verlauf auch die Gender Studies, zum Ziel hatten. Auf perfide und manipulative Weise instrumentalisierten „besorgte Eltern“ und rechte Gruppierungen sexualisierte Gewalt, indem die Figur des „unschuldigen Kindes“, das durch sexuelle Bildung seine Unschuld verliere, omnipräsent werde. In Anlehnung an Butlers Begriff des Hatespeech würden fachliche Erkenntnisse ignoriert und eine gesellschaftliche Angst vor sexueller Bildung und den Gender Studies geschürt, um die Dominanz einer heteronormativen Gesellschaft zu stärken.

Es folgte die Projektvorstellung von Prof. Dr. Maureen Maisha Auma (Hochschule Magdeburg-Stendal): Sexualpädagogisches Empowerment für Schwarze Menschen und People of Color – intersektionale, rassismuskritische, traumainformierte Selbstbildungsansätze der Berliner SEEDS Collective. In dem seit Herbst 2017 bestehenden Projekt ist die Frage leitend, wie empowernde Sexualpädagogik von/mit/für Black and People of Color (BPOC) aussehen kann. Dabei knüpft eine erste inhaltliche Orientierung an das Konzept der Decolonizing Sexualities an und fokussiert einen sex- und body-positiven Zugang von QTl\*BPOC. Ziel sei es, sexualpädagogisches Wissen und Handeln aus der Perspektive von BPOC in Deutschland zu formulieren und didaktisches Material zu erstellen – es handelt sich somit um eine Akteur\*innen-Perspektive, die der Beobachtung Rechnung trägt, dass sexualpädagogische Ansätze meist an weiße, deutsche Personen adressiert und an ihre Lebenswirklichkeit angepasst sind. In der anschließenden Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass der Vernetzung aufgrund des Selfothering eine zentrale Funktion zukomme.

Mit ihrem programmatischen Vortrag *Nicht-diskriminierende Sexualpädagogik mit Fokus auf geschlechtlicher, amouröser und sexueller Vielfalt* schloss Katharina Debus (dissens – Institut für Bildung und Forschung e.V.) an die Überlegungen ihrer Vorgängerin an, indem sie Möglichkeiten und Anforderungen einer nicht-diskriminierenden Sexualpädagogik aufzeigte. So sollte sie altersgerecht ausgerichtet sein und

berücksichtigen, dass sexuelle Praktiken von Alter und ‚Gruppe‘ abhängig sind. Weiter solle sie Vielfalt als Spektrum sichtbar machen, um vielfältigen Bedarfen Rechnung zu tragen und Ausgrenzungen zu vermeiden. Das Bereitstellen von Informationen über verschiedene Optionen von Fortpflanzung, verschiedene Körperlichkeiten und deren sexuelle Möglichkeiten sowie Anlaufstellen stelle eine weitere Anforderung an nicht-diskriminierende Sexualpädagogik dar. Bezogen auf das zwischenmenschliche Miteinander bedarf es Debus zufolge der Förderung respektvoller und grenzenachtender Kommunikationskompetenz, der Unterstützung eines guten Gefühls für den eigenen Körper, der Reflexion über eigene Wünsche und Ängste sowie der Stärkung des kompetenten Umgangs mit Risiken und anonymen Frage-Optionen.

Da Dr. Sara-Friederike Blumenthal (Alpen-Adria Universität Klagenfurt) leider nicht an der Tagung teilnehmen konnte, bildete der Vortrag von Maite Dittmann (Clearinghaus Porto Amâl, Mädchenhaus Bielefeld e.V.) *Sexualpädagogik und Körperwissen – Sexualpädagogisches Konzept für die Arbeit mit geflüchteten Mädchen und jungen Frauen* das fünfte und letzte Panel der Tagung: Sexuelle Bildung, Flucht und Migration. Sie berichtete von der seit März 2018 stattfindenden Projektarbeit und der Entwicklung des Aufklärungskonzepts, das sie im Rahmen des Clearinghauses Porto Amâl anbietet. Die Mädchen erhalten hier die Möglichkeit, sich im Rahmen eines freiwilligen Gesprächsangebots zu den Themen Geschlechtsidentität, -organe, FGC, Menstruation, Schwangerschaft, Verhütung und selbstbestimmte Sexualität mit Frau Dittmann auszutauschen. Ausgangspunkt für dieses Angebot waren häufige Nachfragen der Mädchen und ihr geringes Wissen über Körper(lichkeit) sowie die Erfahrung, dass bestehende sexualpädagogische Angebote keinen Bezug zur Lebenswirklichkeit der Mädchen haben. So gebe es beispielsweise kaum Materialien, die nicht Weiße Haut zeigen oder Beschneidung thematisieren. Dieser Vortrag gab vor dem Hintergrund der Ausführungen von Katharina Debus einen Einblick in die Herausforderungen, die sich bei der Konzeption eines nicht-diskriminierenden sexualpädagogischen Angebots zeigen, und machte gleichzeitig deutlich wie wichtig dieser Blick für sexualpädagogische Bildungsarbeit ist.

Die Kindergartenbox der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA), die zudem während der Tagung ausgestellt wurde, stellte Mirjam Tomse (BzgA) vor. Unter dem Titel *Wege einer inklusiven Sexualerziehung für Kinder im Vorschulalter am Beispiel der Kindergartenbox „Entdecken, schauen, fühlen!“* erläuterte sie die

einzelnen Bestandteile und das Rahmenkonzept zur Sexuaufklärung. Anhand von Puppen mit explizit genähten Geschlechtsorganen (so bestehe beispielsweise die Vulva nicht mehr nur aus einer Naht, sondern verfüge auch über Schamlippen), Bildkarten und DVD-Material soll Kindern ein handlungsorientiertes Lernen ermöglicht, gleichzeitig vertraute Bezugspersonen einbezogen und Erzieher\*innen Fach-, Methoden- und Selbstkompetenz vermittelt werden. Besonderes Augenmerk bei der jüngsten Überarbeitung der Kindergartenbox sei auf die inklusive Einbettung des Themas gelegt worden, weshalb auch Kinder mit Behinderungen in den Materialien immer wieder sichtbar gemacht und thematisiert werden.

Die Tagung endete mit einer zusammenfassenden Betrachtung der Beiträge durch Dr. Karla Verlinden und Julia Siemoneit (beide Universität zu Köln) sowie einer Abschlussdiskussion. Es ließen sich mehrere Themen benennen, die es weiterzudenken gilt: Zunächst stellte sich im Rahmen des Selbstermächtigungsdiskurses, der einerseits das Empowerment der Klient\*innen von sexualpädagogischen Angeboten und andererseits die Professionalität (sexual-)pädagogisch Handelnder in den Blick nimmt, die Frage, welchen Raum die Universität der „Professionalisierung“ von Biografie geben kann und will. Zudem wurde erneut das Spannungsverhältnis zwischen Otheringprozessen und dem Versuch, spezifische Bedarfe sichtbar zu machen und auf sie zu antworten, aufgezeigt. Auch die historische Betrachtung des Diskurses um sexuelle Bildung wurde hervorgehoben und seine ständige gesellschaftliche Problematisierung angesprochen. Als eine von der Wissenschaft noch unbeachtete Zielgruppe sexueller Bildung wurde auf Erwachsene und alte Menschen aufmerksam gemacht – im Rahmen von Fortbildungsangeboten ließe sich hier bereits eine große Nachfrage beobachten. Abschließend wurde der Wunsch nach einem ganzheitlichen Verständnis von Sexualpädagogik formuliert, das die Befähigung in Liebes- und Beziehungsfragen zum Ziel habe. Das vielfältige Tagungsprogramm ließ deutlich werden, dass sexuelle Bildung endlich als Thema in den Fokus universitärer Forschung und Lehre gerückt ist. Zudem diente die Tagung als hervorragende Plattform, um den Austausch zwischen theoretisch und praktisch Tätigen zu beflügeln, indem sich wissenschaftliche Beiträge mit Erfahrungsberichten aus der Praxis und lebhaften Diskussionen abwechselten. Die Teilnehmenden gingen am Ende der zwei Tage inspiriert, motiviert und mit dem Wunsch nach mehr Veranstaltungen wie dieser auseinander.

**Kontakt und Information**  
Dr. Claudia Nikodem  
Humanwissenschaftliche  
Fakultät  
Universität zu Köln  
Richard-Strauss-Str. 2  
50931 Köln  
nikodem@uni-koeln.de

## Veröffentlichungen

### Neuerscheinungen

#### Zeitschriften:

---

#### **Sigrid Nieberle, Barbara Schaff, Jenny Bünnig (Hrsg.), (2019): Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert**

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2019, 11. Jahrgang – Vol. 11, 168 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Genealogie und Verwandtschaft sind heute mehr denn je Gegenstände gesellschaftlicher Aushandlung: Neue biopolitische, soziale und rechtliche Formen des Verwandtseins definieren die Geschlechterordnungen grundlegend um. Die Zugriffsweisen der Kultur- und Sozialanthropologie allein werden der Komplexität von Verwandtschaftsverhältnissen im 21. Jahrhundert daher nicht mehr gerecht. Im Schwerpunkt der aktuellen Ausgabe wird eine erweiterte kulturwissenschaftliche Perspektive hergestellt. Der Offene Teil der Zeitschrift enthält einen geschichtswissenschaftlichen Beitrag zu den Handlungsspielräumen für weibliche Büroangestellte im Ersten Weltkrieg, eine quantitative Studie zu geschlechtsbedingten Verdienstunterschieden bei Promovierten, eine qualitative Untersuchung zu öffentlichen und wissenschaftlichen Diskursen um Vereinbarkeit in der Alltagskommunikation von berufstätigen Müttern sowie erste Ergebnisse eines Forschungs-Praxis-Projekts gegen soziale Isolation und digitale Exklusion älterer Menschen. Vier Rezensionen zu aktuellen Publikationen der Geschlechterforschung runden das Heft wie immer ab.

**Kontakt und Information**  
Redaktion GENDER  
redaktion@gender-zeitschrift.de

#### **Jutta Weber, Diana Lengersdorf (Hrsg.), (2019): Gender, Technik und Politik 4.0**

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2019, 11. Jahrgang – Vol. 11, 168 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Donna Haraway hatte schon 1985 in ihrem Cyborg-Manifest auf die Entstehung einer neuen technowissenschaftlichen Kultur, die Entwicklung eines Turbokapitalismus und auf die daraus folgende Neuordnung der Wissens- und Geschlechterordnungen hingewiesen. Etablierte Wissenschaften reagierten nur sehr zögerlich auf diese komplexen, interdisziplinär zu fassenden Entwicklungen. In Deutschland entsteht erst in den letzten Jahren eine breite interdisziplinäre Community der Science & Technology Studies, worin der Heftschwerpunkt einen ersten Einblick gibt. Darüber hinaus bringt die Zeitschrift Analysen und Debatten zu verschiedenen Themen. Am Beispiel der Kampagne #120db wird die Instrumentalisierung von feministischen Forderungen in rechten Diskursen herausgearbeitet, es wird ein Einblick in die Gründungsförderung und Gleichstellung an Schweizer Fachhochschulen gegeben, arbeitsrechtliche Elternschutzrechte werden aus heteronormativitätskritischer Perspektive analysiert und eine empirische Untersuchung zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten bildet den Abschluss des Offenen Teils. Das Heft wird wie immer abgerundet durch vier Rezensionen zu aktuellen Publikationen der Geschlechterforschung.

**Kontakt und Information**  
Redaktion GENDER  
redaktion@gender-zeitschrift.de

## FKW // Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur Nr. 66 (2019)

Positionierungen. Kritische Antworten auf die ‚Flüchtlingskrise‘ in Kunst und Literatur//  
Taking Positions on the ‚Refugee Crisis‘: Critical Responses in Art and Literature  
Inhaltsverzeichnis <https://www.fkw-journal.de/index.php/fkw/issue/view/78>

**Kontakt und Information**  
Redaktion FKW  
[info@fkw-journal.de](mailto:info@fkw-journal.de)

### Bücher:

#### Steffi Grundmann (2019): Haut und Haar. Politische und soziale Bedeutungen des Körpers im klassischen Griechenland

Reihe: Philippika – Altertumskundliche Abhandlungen 133, 594 Seiten, 7 Abb., 118,00 €, ISBN 978-3-447-11285-7, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden

Das Zusammenleben in den griechischen póleis beruhte auf persönlichen Begegnungen, die maßgeblich durch die Wirkung des äußerlich sichtbaren Körpers geprägt waren. Haut und Haar lassen sich in diesem Zusammenhang als einflussreiche Körperzeichen verstehen, die politische, soziale, rituelle, ökonomische und rechtliche Bedeutung erlangen. Auch wenn sie als Oberfläche des Körpers so gewöhnlich und selbstverständlich sind, dass sie nicht hinterfragt werden, tragen sie doch kulturell tief verwurzelte und miteinander verflochtene Bedeutungen in sich.

Bisher sind Haut und Haar in der altertumswissenschaftlichen wie körpergeschichtlichen Forschung kaum beachtet worden. Diese Lücke füllt Steffi Grundmann für das 5. und frühe 4. Jahrhundert v. Chr., indem sie das spezifische Verhältnis von Haut und Haar sowie die Bedeutungen untersucht, die ihrer Farbe und den verschiedenen mit ihnen verbundenen Körperpraktiken zugeschrieben wurden. Um unterschiedliche Rede- und Handlungssituationen vergleichen zu können, werden Geschichtsschreibung, Medizin, Gerichtsreden sowie Tragödie und Komödie einer differenzierten, philologisch und historisch-kritisch angelegten Textanalyse unterzogen. Auf diese Weise wird ein besseres Verständnis der griechischen Kultur erlangt und eine fremde, aber in manchen Details doch vertraute Perspektive auf den Körper rekonstruiert, die dazu anregt, moderne Vorstellungen über antike Körper zu hinterfragen.

**Kontakt und Information**  
Dr. Steffi Grundmann  
[steffi.grundmann@uni-wuppertal.de](mailto:steffi.grundmann@uni-wuppertal.de)

#### Stefanie Ernst, Guido Becke (Hrsg.), (2019): Transformationen der Arbeitsgesellschaft. Prozess- und figurationstheoretische Beiträge

344 Seiten, 44,99 €, ISBN 978-3-658-22711-1, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Das Buch versammelt deutsch- und englischsprachige Texte, die prozesssoziologisch orientierte arbeits- und organisationssoziologische Ansätze verfolgen, um den Transformationen (in) der Arbeitswelt auf die Spur zu kommen und so Antworten auf aktuelle gesellschaftliche Fragen zu entwickeln. Dabei steht die Analyse der Genese, der Struktureigentümlichkeiten und Polyvalenzen von Arbeit und Wissen im Zentrum. Der Zugang ist damit ein historisch-soziologisches und vergleichendes Vorgehen, das die Untersuchung von Kontinuität und Wandel, von Konflikten und Machtstrukturen von Arbeitsgesellschaften in ihrer Vielfalt abbildet.

**Kontakt und Information**  
Prof. Dr. Stefanie Ernst  
[stefanie.ernst@uni-muenster.de](mailto:stefanie.ernst@uni-muenster.de)

## Gisela Notz (2018): Wegbereiterinnen. Berühmte, bekannte und zu Unrecht vergessene Frauen aus der Geschichte

436 Seiten, 24,00 €, ISBN 978-3-945959-27-5, AG SPAK Bücher, Neu-Ulm

Das Buch ist ein Nachschlagewerk zum Wirken von 192 Frauen, bekannte, aber auch zu Unrecht vergessene: Politikerinnen, Tänzerinnen, Gewerkschafterinnen, Frauen aus internationalen emanzipatorischen Bewegungen. Das anregende Lesebuch ist mit weiterführenden Literaturhinweisen und einem ausführlichen Register auch ein hilfreiches Handbuch.

### Kontakt und Information

Dr. Gisela Notz  
gisela.notz@t-online.de

## Gisela Notz (2019): Kalender Wegbereiterinnen 2020

Der Wandkalender im DIN-A3-Format versammelt zum 18. Mal zwölf Wegbereiterinnen aus emanzipatorischen Frauenbewegungen – von der Maoriaktivistin Whina Cooper bis zur Bauhausdesignerin Marianne Brandt.

### Kontakt und Information

Dr. Gisela Notz  
gisela.notz@t-online.de  
www.agspak-buecher.de

## Laura Patrizia Fleischer, Florian Heesch (Hrsg.), (2019): „Sounds like a real man to me“ – Populäre Kultur, Musik und Männlichkeit

Reihe: Geschlecht und Gesellschaft, 282 Seiten, 39,99 € (E-Book 29,99 €), ISBN 978-3-658-22306-9, Wiesbaden, Springer VS

In populärer Kultur ist Männlichkeit ein vielschichtiges Thema – hörbar und sichtbar in Sounds, Performances, Medien, Moden, Biografien, Szenen und (Selbst-)Inszenierungen. Was ist Männlichkeit? Zu dieser nicht (mehr) eindeutig zu beantwortenden Frage liefern populäre Musiken, Medien und Szenen diverse Aussagen und Darstellungen, mal eher traditionell, mal eher transgressiv, wobei sich durch Hautfarbe, sexuelle Orientierung, Herkunft oder Behinderung jeweils Bedeutungsverschiebungen ergeben. Anhand vielfältiger populärkultureller Phänomene bietet der Sammelband facettenreiche Einblicke in die aktuelle Männlichkeitsforschung der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften.

### Kontakt und Information

Prof. Dr. Florian Heesch  
florian.heesch@musik.uni-siegen.de

## Benjamin Neumann (2019): Die Regierung der Elternzeit. Elternwerden im Kontext von Gouvernmentalität und Biopolitik

Reihe: Sozialtheorie, 364 Seiten, 49,99 €, ISBN 978-3-8394-4912-7, transcript, Bielefeld

Mehr Kinder, mehr Arbeit, mehr Wirtschaftswachstum? Die Novellierung des Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetzes 2007 gilt als wichtige familienpolitische Zäsur: Mehr Erwerbsanreize, eine verkürzte Bezugsdauer des Elterngeldes und „Partnermonate“ stellten wichtige Veränderungen dar. Mit den Familienberichten der Bundesregierung und Interviewmaterial einer Studie zu Vätern in Elternzeit fragt Benjamin Neumann mit geschlechtertheoretisch-gouvernementalem Blick nach Verschiebungen familienpolitischer Rationalität und damit verbundenen Subjektivationsprozessen. Dabei wird deutlich, wie Vereinbarkeitsdiskurse bis in die elterlichen Selbstverhältnisse hineinreichen.

### Kontakt und Information

Benjamin Neumann, M.A.  
benjamin.neumann@tu-dortmund.de

## Natalie Schick (2019): Lernfeld Konrektorat. Zur Professionalisierung von Konrektor\_innen an Grundschulen

Reihe: Weiterbildung und Biographie 12, 444 Seiten, 52,00 €, ISBN 978-3-8474-2361-4, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Wie entwickeln Konrektor\*innen an Grundschulen ihre Führungskompetenzen? Und inwieweit bilden (berufs-)biographische Erfahrungen eine Ressource im Professionalisierungsprozess? Die Studie untersucht anhand biographisch-narrativer Interviews die erfahrungsbezogenen Lernprozesse von Konrektor\*innen im Zusammenhang mit ihrer Karriereentwicklung.

Die qualitative Untersuchung folgt der Methodologie der Biographieforschung und das methodische Instrumentarium des narrativen Interviews nach Fritz Schütze bildet das Analyseverfahren, um mittels retrospektiver Erzählungen biographische Strukturen im Kontext des Konrektorats empirisch zu ermitteln. Erfahrungslernen und die Entwicklung von Führungskompetenzen, Professionalisierungsprozesse und Karriereentwicklung sowie die individuellen Deutungen von Leitungsposition und Karriereverlauf bilden Dimensionen der Untersuchung. Die Studie verdeutlicht, dass den Erfahrungen und den Professionalisierungsprozessen in der Position der Konrektorin/des Konrektors eine eigene Bedeutung zukommt und das Konrektorat eine eigenständige berufsbiographische Phase darstellt.

### Kontakt und Information

Dr. Mara Kastein  
mara.kastein@upb.de

## Edgar Forster, Friederike Kuster, Barbara Rendtorff, Sarah Speck (2020): Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen

190 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-8474-2296-9, Verlag Barbara Budrich, Leverkusen-Opladen

Feministische Traditionen und Geschlechterforschung haben in den vergangenen Jahrzehnten gesellschaftliches Wissen und eine Vielzahl neuer theoretischer Erkenntnisse hervorgebracht. Zugleich haben sich die Felder und Formen der Wissensproduktion verschoben und erweitert. Die Autor\*innen nehmen die reiche Geschichte des Feminismus und der Geschlechterforschung auf und wollen zentrale Fragestellungen aus unterschiedlichen Perspektiven neuerlich theoretisch produktiv machen.

### Kontakt und Information

Prof. Dr. Friederike Kuster  
kuster@uni-wuppertal.de

## Edelgard Kutzner, Melanie Roski, Ellen Hilf, Saskia Freye (Hrsg.), (2019): Wandel der Arbeit durch Digitalisierung = Wandel der Geschlechterverhältnisse?

Dokumentation der gleichnamigen Tagung am 17. Mai 2019 in Dortmund. Online abrufbar unter: [www.fgw-nrw.de/DigitalisierungGaENDERN](http://www.fgw-nrw.de/DigitalisierungGaENDERN)

### Kontakt und Information

Dr. Edelgard Kutzner  
edelgard.kutzner@tu-dortmund.de

## Aufsätze/Berichte:

### Ursula Müller, Tomke König (2019): Geschlechterforschung zwischen „institutioneller Paranoia“ und Anerkennung

In: André Kieserling, Tobias Werron (Hrsg.): Die Fakultät für Soziologie in Bielefeld. Eine Oral History. 200 Seiten, 19,99 €, ISBN 978-3-8376-4993-2, transcript, Bielefeld

Die Fakultät für Soziologie in Bielefeld feierte 2019 ihren 50. Geburtstag. Die in diesem Band versammelten Interviews mit Professor\_innen, die an der Fakultät gelehrt und geforscht haben, erzählt greifbar und authentisch ihre vielfältige Geschichte. So auch Ursula Müller, die im Gespräch mit ihrer Nachfolgerin Tomke König über ihre Zeit als erste Professorin für „Sozialwissenschaftliche Frauenforschung“ an der Universität Bielefeld berichtet.

### Kontakt und Information

Prof. (i. R.) Dr. Ursula Müller  
ursula.mueller@uni-bielefeld.de

**Kontakt und Information**

Dr. Edelgard Kutzner  
edelgard.kutzner@tu-  
dortmund.de

## Edelgard Kutzner, Melanie Roski (2019): Arbeit, Technik und Geschlecht – neue Grenzziehungen durch Digitalisierung?

In: Feministische Studien Heft 2/2019, Seiten 363–372

## Edelgard Kutzner (2019): Wandel der Arbeit durch Digitalisierung – Wirkungen auf Geschlechterverhältnisse in Betrieb und Verwaltung

In: Sabine Berghan, Ulrike Schultz (Hrsg.): Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte. 2.300 Seiten, 105,00 €, ISBN 978-3-931832-44-5, Dashöfer, Hamburg

Elterngeld, Kopftuchdebatte, Frauenquote – dies ist nur eine Auswahl der Reizthemen, die in den letzten Monaten heiß diskutiert wurden. Im Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte finden Sie zu diesen und zahlreichen weiteren Themen aktuelle Fachbeiträge, die Sie auf dem neuesten (Rechts-) Stand halten. Das Handbuch bietet Ihnen kompakt und umfangreich in zwei Ordnerbänden das aktuelle Fachwissen zu allen Fragen der Gleichstellungsarbeit – vom AGG über Gender Budgeting, Gleichstellung an Hochschulen, öffentlichem Dienstrecht bis zum Bundesgleichstellungsgesetz. Ein bisschen Theorie muss sein. Was aber wirklich wichtig ist, ist die Praxis. Deshalb wird beim Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte besonderer Wert auf den Praxisbezug der Fachbeiträge gelegt. Im Handbuch erhalten Sie wichtiges Fach- und Praxiswissen für die Gleichstellungsarbeit in Kommunen, Behörden und an Hochschulen.

**Kontakt und Information**

Dr. Edelgard Kutzner  
edelgard.kutzner@tu-  
dortmund.de



## Journal

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 45/2019

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen

[www.netzwerk-fgf.nrw.de](http://www.netzwerk-fgf.nrw.de)